

Toccata und Fuge

senexLibri

Toccata und Fuge

Aus dem Klosterleben eines Rockstars

Roman von

Harry Bruno Greis

Autor: Harry Bruno Greis

Herausgeber: senexlibri

Druck und Vertrieb: bookmundo

Coverdesign: HG

Coverfoto: Harry Greis

ISBN:978-94-6342621-3

© Harry Greis, Schaffhausen, Schweiz 2017

www.senexlibri.com



Die Benediktinerabtei Rheinau. Wäre sie 1862 nicht gegen ihren Willen aufgehoben und zweckentfremdet worden, sähen wir heute mit Gewissheit dieses Bild. Und so wird sie auch in diesem Roman verstanden: Ganz links Bildmitte: Stiftsschule (im Roman), darunter die Weinkellerei, Werkstätten und Ställe. Insel oben: Spitzkirche (Magdalenen Kirche) – Mitte Hauptkomplex: Konvent und Kirche – unten links Brücke mit Torturm und Gebäuden – rechts Gästetrakt und Festsaal in der alten Mühle - unten die Felix und Regula Kirche. Auch die Klostermauern wären noch da.

Zeichnung: Harry Greis

Harry Bruno Greis

Bekannt wurde er als Harry Stone mit der Schweizer Rockgruppe Black Angels in den 70er- und 80er-Jahren. Die von ihm gegründete Hardrockband erreichte internationalen Erfolg und spielte mehrere Alben und TV-Clips ein. Besondere Presseaufmerksamkeit weckte er außerdem, als er zu den Benediktinern von Einsiedeln stieß. Die Spannung zwischen dem Rockmusiker und dem Mönch regte zahlreiche Medien zu Feuilletons an. Im Fernsehen war er regelmäßiger Interview-Gast. Er hatte in Fribourg, Einsiedeln und Salzburg Theologie studiert, war aber vor seiner Musiker- und Klosterzeit auch in anderen Berufen tätig, darunter Administrationsleiter, Redaktor und Fotograf. Er verfasste Publikationen, Sachbücher, Kurzgeschichten, sowie einen Roman für Jugendliche und drehte mit Schülern Spielfilme.

www.harrygreis.ch

Präludium

Ich griff auf Elfenbein. Ich hatte das Cornett gezogen, zusammen mit der Trompete in 8- und dem Bourdon in 16-Fuß. Eine ungewöhnliche Registrierung, ein majestätischer, tiefer, alles durchdringender, männlicher Klang. Im Pedal die Zinke über satten Bässen. Ein mäßiges, feierliches Tempo. Unter mir zogen sie alle ein. Das Kreuz voran, die Ministranten in langen weißen Kutten, Weihrauchfässer schwingend - ich roch es hinauf bis zur Empore. Der mir so vertraute, süßliche, wohlriechende Duft nach Styrax, Lavendel, Anis, Myrrhe, Zistrose und Muskat im sattweißen Dampf aus dem Olibanum, dem verbrennenden Harz des Weihrauchbaumes. Dahinter folgte die ganze Versammlung der Hauptfiguren, der Pfarrer, die Vikare, der Pastoralassistent, die Lektorinnen.

Und dann erblickte ich ihn. Ich musste mich dabei weit zur Seite hin ausladen und schief am Spieltisch vorbeischaun, um ihn zu sehen: den Protagonisten am Ende des Zuges - mit goldener Mitra und goldenem Stab. Immerhin ließ er nicht eine zehn Meter lange Schleppe nach sich tragen, wie der aufgepumpte Kurienkardinal damals in der Visitation an der Bannmeile von Rom, über den wir noch nach Jahren gemeinsam gelästert und gelacht hatten. Er trug ein glutrotes Messgewand, opulent durchwirkt mit Stickereien aus goldenen und silbernen Fäden. Wie oft hatte ich selber solche Brokate getragen, als ich neben ihm assistierend in die Stiftskirche eingezogen oder mit dem hochgestemmtten Evangeliar vorangegangen war. Aber das alles lag jetzt weit, weit weg - im Dunst nur schemenhaft sichtbar als Erinnerung an jene Zeit - stieg wie der Weihrauch hinauf ins Gewölbe, blieb dort hängen, drehend, rollend, durch-

schimmernd im Gegenlicht der Glasfenster der Apsis - um sich dann unwiderruflich ins Nichts aufzulösen. Alles ist Windhauch, hatte schon Kohelet gesagt.

Er war da unten, leibhaftig und wirklich und trotzdem berührte mich gar nichts, außer meiner Improvisation mit dem Cornett und den Trompeten. *Er* war der alleinige Angelpunkt in diesem Schauspiel, doch *ich* gab den Ton an. Während sie alle auf *ihn* schauten, in seiner Pracht und Macht, waren sie dazu verurteilt, *meine* Musik zu hören. Die Musik - das Einzige das mir geblieben von all dem Glanz, von all der Ehre. Keine Stiftsorgel mit vier Werken zwar, keine Hammond auch, die ich mit dem Knie nach vorne und hinten wippte, bis sie fast kippte und über die ich meine bis zu den Schulterblättern reichenden, geföhnten Renaissancelocken fliegen ließ und headbange - während die Masse am Bühnenrand tobte und im selben Rhythmus auf und ab stampfte, die Hände in die Höhe, kleiner Finger und Zeigefinger ausgestreckt zum Satanszeichen – auch er unter ihnen. Nein, jetzt standen sie nur alle da, standen in Ehrfurcht, als er an ihnen vorbeizog in feierlichem Schritt. Ich spielte solange, bis er an seinem Platz ankam, einem rot gepolsterten Stuhl mit hoher Rückenlehne, den sie wie einen Thron auf einem Podest hergerichtet hatten. Ja, jetzt war er oben, ganz oben. Er hatte es erreicht, er hatte alles erreicht, was er angestrebt hatte. Er setzte sich auf den Thron und ich leitete mit dem Cornett und der Trompete die Schlusskadenz ein. Diese Freiheit, zu entscheiden, wann mein Spiel zu Ende sein sollte, diese Freiheit allein konnten sie mir nicht nehmen - und ich hörte genau dann auf, als er saß und feierlich über die Menge der Menschen unten im Schiff blickte. Ich war mit meinem Eingangsspiel seinen Bewegungen gefolgt und hatte nicht bemerkt, wie ich damit wieder *ihm* die Führung überlassen hat-

te. Eigentlich hätte ich einen anderen Organisten bitten wollen, diesen Orgeldienst zu übernehmen. Mir hatte die Lust gefehlt, ihn wieder zu sehen. Er hatte mich an die Abtsweihe eingeladen, aber ich hatte nicht mal geantwortet. Nun hatte er aber in einem E-Mail darauf bestanden, mich nach der Firmfeier beim Apéro zu sehen - er wolle mir etwas ganz Wichtiges mitteilen. Was sollte das schon sein? Was hätte ich von dieser Kirche noch zu erwarten? Trotzdem. Die Neugierde, ihn als Abt im Pontifikalornat zu sehen, hatte mich dann doch gereizt und so hatte ich zugesagt. Apéro geht, da kann man jederzeit verschwinden. Hatte er nicht damals so etwas Ähnliches auch ins Tagebuch geschrieben, als er sich bei uns ins Kloster eingeschleust hatte? Ich spürte Lästerlaune. Während der Pfarrer den Hohepriester begrüßte, zog ich die Register für das erste Lied und mir flogen wieder die Bilder aus der Tiefe zu - Bilder aus jener Zeit, wo der Jungspund plötzlich dagestanden und in mein Leben getreten war. Aber das mochten gut und gerne dreißig oder mehr Jahre her gewesen sein. Ich sah sein helles, schmales Jungengesicht mit den blauen Augen – nicht eigentlich das in Sant’ Anselmo, wo er mich später als Journalist aufgesucht hatte – nein, viel früher, als er vor der Bühne getobt und sich hinterher in die Garderobe geschmuggelt hatte, um mit mir über Rockmusik zu quatschen. Ich sah den hübschen Lederengel mit der schulterlangen, feuerroten Mähne, als wäre es gestern erst gewesen. Er war es, der dann später im Kloster alles akribisch aufgeschrieben hatte, um daraus ein Buch über mich zu machen - von dem ich keine Ahnung hatte und das nie entstanden wäre, hätte nicht der Zufall mir seine Aufzeichnungen ins Heute hinübergerettet.

Erster Aufzug

Es erhob sich ein Streit – just am Fest der heiligen Erzengel Michael, Gabriel und Raffael, im Jahr zwei vor dem dritten Jahrtausend. Nicht etwa im Himmel - dort hatte Michael mit seiner Lanze den aufmüpfigen Luzifer längst unter Getöse und Fanfarenstößen in die Hölle gestoßen und so für alle Zeiten klare Verhältnisse zwischen Gut und Böse geschaffen - sondern buchstäblich auf einer Bodenstation des Himmels: im Kloster Rheinau. Die Benediktinerabtei lag sonst friedlich auf einer Insel in der Rheinschlaufe, ein paar Kilometer unterhalb des Rheinfalls. Und weil das Fenster des Cellerariats offenstand, flogen Wortfetzen über die Wasseroberfläche und da hoben sogar die Tauchenten den Kopf und sie piepsten schrill in die Luft - obwohl sie sich sonst einen Dunst um das kümmern, was die Menschen taten, es sei denn, sie warfen ihnen Brot oder sonst etwas Feines zu. Es mochte ungewohnt sein an einem Ort, wo von morgens bis abends Frohlocken und Hosanna ertönten - meistens - aber jetzt flogen die Fetzen. Zwei Männer in schwarzen Mönchskutten, eben noch Freunde, waren senkrecht hochgeschossen, in Sekunden zu Feinden geworden. Der eine warf dem andern vor, in seiner Sache zu schnüffeln, und dieser beschuldigte jenen, sein Leben auszuloten, um es kommerziell zu nutzen und zu zerstören.

Wenn Demut ein Gift wäre, du würdest daran nicht sterben, fauchte Frater Bernhard. Und ein Heuchler bist du obendrein!

Erklär's! Forderte Pater Fridolin.

Weil du nicht die Wahrheit sagst! Du täuschest die Leute!

Wahrheit ist nicht immer das, was die Leute brauchen!

Ich sage alles ganz direkt und ehrlich, ohne Umschweife!

Bekommst damit Probleme!

Ich habe keine Probleme. Mit wem denn?

Hier im Kloster und vor allem draußen. Stichwort: Rockband.

Also bitte. Komm jetzt nicht mit diesem alten Mist. Das ist fünfzehn Jahre her.

Aber Frater Bernhard sei noch immer der gleiche unnachgiebige Büffel, führte Pater Fridolin seine Schelte weiter und hob den Zeigefinger hoch, wie ein alter Schullehrer. Gerade was er jetzt tue, demonstrierte es ja wieder: Da bitte er ihn, ein Programm zum Verwalten von Vorräten auf seinem PC einzurichten, weil er das als Cellerar brauche. Und er hätte ganz einfach *ihn* darum gebeten, weil er solche Sachen beherrsche, wie kaum einer im Kloster - und da komme er ahnungslos von einer Besprechung mit seinen Köchen zurück, etwas zu früh, wie ihm scheine - und was sehe er? Der andere arbeite gar nicht am neuen Programm, sondern lese in seinen Tagebuchaufzeichnungen, die ihn absolut nichts angingen.

Die gingen ihn sehr wohl etwas an, konterte Frater Bernhard. Schließlich würde er ja über *ihn* schreiben. Das Programm sei bereits einwandfrei gelaufen und da habe er nur kurz seinen Namen unter ‚suchen‘ eingetippt und auf dem Rechner alle aufgezeichneten Recherchen entdeckt, die Pater Fridolin über ihn gesammelt habe. Und wozu? Um darüber ein Buch zu schreiben! Frater Bernhard warf das Skapulier über die eine Schulter und steckte seine Hände hinter die Schnalle am Ledergürtel. So wirkte er imposant.

Was sollte das geben? Ein Requiem für die Black Spider oder eine Abhandlung meiner Rolle in der Band?

Vielleicht deine Rolle in der Band. Keifte der Cellerar - noch immer weiss wie Kreide vor Zorn. Schon die wollten dich loswerden. Oder?

Woher willst du das wissen? Du warst nie dabei, hast mich nur als Star gesehen, warst nur mein Fan – ein leidenschaftlicher zwar - aber in den Mechanismus der Band konntest du nicht sehen.

Pater Fridolin stutzte. Offenbar war Frater Bernhard mit dem Lesen seiner Aufzeichnungen noch nicht bis zu den Interviews mit seinen Bandkollegen gekommen. Sollte er ihm die Wahrheit sagen, damit den Vorwurf bestätigen, er schnüffle in seinem Leben? Er wisse es natürlich nicht, log er, aber er reime sich alles zusammen, aus dem was er von ihm selber und von andern gehört habe – Mosaiksteine, die er zusammenfüge. Seine große Zeit als Star sei hier im Kloster zu Ende. Da sei er niemand.

Das wird mir auch ständig vor Augen gebracht, sagte Frater Bernhard leiser. Ihm sei längst klar geworden, hier würde er nirgendwohin aufsteigen. Das hätte er auch gar nie gewollt. Er wäre nur gerne Priester geworden. Außerdem habe er in der Schule Erfolg.

Ja, bei den Sechzehnjährigen! Warst schon immer ein Tee-Idol! Oder?

Der Streit im Cellerariat war laut. Man konnte ihn draußen auf dem Klostergang hören. Nicht jedes Wort - wohl aber, wer da zusammengeraten war. Der Prior, Pater Magnus, blieb stehen und lauschte. Sollte er anklopfen und für Ruhe sorgen? Nein, es war ihm mehr als recht, wenn die beiden zusammenprallten, denn diese Sonderfreundschaften waren ihm schon immer ein Dorn im Auge. Und ausgerechnet der alte Pater Engelhard musste dazustoßen und so prophezeite er einmal mehr

Böses, solange der Rocker hier im Kloster lebe. Sie gingen weiter und ließen die beiden streiten.

Bernhard ließ die Beleidigungen nicht auf sich sitzen, holte zum Gegenschlag aus: Es gibt solche, die Mönch spielen und es nie im Leben sind. Die heucheln nicht nur, die betrügen alle im Kloster und schreiben es dann auch noch triumphierend auf ihren Computer.

Wie eine Furie stürzte sich der Cellerar an den Computer, wo noch immer der von ihm eingetippte Text auf dem Bildschirm zu sehen war und löschte vor den Augen Bernhards diesen und alle dazugehörenden Dateien. Er habe sowieso das Buch nicht mehr schreiben wollen, giftelte er. Dein Scheiß interessiert doch keinen. Oder?

Du hast dich eingeschlichen wie ein Dieb! Jetzt war das Thema angeschnitten: Du hast jahrelang Theater gespielt und den Frommen gemimt. Und zwar absolut perfekt. Es wäre nicht mal mehr möglich, den Leuten das anders zu erzählen, als sie es immer schon erzählt bekommen hätten.

Fridolin, noch auf seinem Bürostuhl am Computer sitzend schnellte auf, packte Bernhard am Skapulier, zog es zusammen, knapp unter dem Kragen, zerzte sein Gesicht nahe zu sich heran, ohne ein Wort herauszubringen.

Bernhard entriss ihm mit beiden Händen das Stück Textil und strich es wieder in seine Form. Fass mich nicht an Fredi! Ich weiss, du bist stark - stärker als ich. Solche Muskeln wie du habe ich nicht. Ich wünschte, ich hätte deinen Körper und deine breiten Schultern. Nur, ich habe dir etwas voraus: Ich weiss mehr über deine Seitensprünge, als du glaubst. Seitensprünge eines Mönchs, wohlverstanden.

Raus! Raus aus meinem Büro!

*

Bernhard schritt zügig durch den hallenden Klausurgang, griff in seine rechte Kuttentasche, umklammerte ein kleines Ding, nicht größer als ein Taschenmesser - ein neuartiges Speichermedium, das in den USB-Schlot passte, mit dem man in Sekundenschnelle Dateien kopieren konnte und das man Drive-OnKey oder einfach Stick nannte. Noch kannte es hier keiner. Ein Freund hatte es ihm aus Amerika mitgebracht. Kaum in seiner Zelle hastete er zum Computer, der immer eingeschaltet war und stöpselte den Stick in den USB-Slot. Weil er beim Eintreten den Nachriegel an der Türe zugeschoben hatte, brauchte er jetzt keine Angst zu haben, nochmals bei der Lektüre gestört zu werden. So begann er ganz von vorne die eben entdeckten Tagebucheinträge von Fredi Hoffmann zu lesen:

*

Fredis Tagebuch: 11. Oktober, Donnerstag

Der Himmel über Berlin war blau, nur blau und sonst nichts - ich ebenso frei wie der Himmel über und die kleiner werdende Stadt unter mir. Noch vor knapp einem Jahr waren es zwei Städte und die Menschen eingesperrt. Ich fühlte mich wie ein Vogel. Ich hatte alles hinter mir gelassen, meine Wohnung samt den Möbeln vermietet, meine Siebensachen gepackt und jetzt düste mich die Air Berlin in Richtung Süden, Richtung Schweiz - in meine Heimat. Für schnelle Besuche - zu wichtigen Interviews, meist direkt auf Flughäfen oder in Bahnhöfen - war ich gelegentlich hingeflogen. Aber sonst lebte ich in Deutschland, seit der Kantonsschule. Susanne hatte mich vor

einer Woche verlassen, besser gesagt, ich hatte sie zur Wohnung hinausgeschmissen, weil sie mich mit Esoterik und Frömmereien genervt hatte. Sie war in eine Sekte geraten und wollte mich bekehren. So was musste schiefgehen, denn nicht mal meine angestammte Konfession hatte Spuren an mir hinterlassen. Zwar katholisch, hatte ich Religionsunterricht besucht, wie üblich, wenn man einfach in etwas hineingeboren. Klar, und als Ministrant hatte ich mitgemacht, weil ich dort ein paar tolle Kameraden gefunden hatte und an Fußballturnieren teilnehmen durfte. Aber das war es dann auch. Susanne widerste mich an, aber ich nahm es gelassen: Das ist der Vorteil, wenn man mit Frauen nur zusammenlebt und nicht verheiratet ist: Man kann sie zum Teufel schicken, wenn man sie nicht mehr will und braucht. Man benötigt dazu weder eine Scheidung noch Gerichte, noch Behördenkram oder sonst etwas Ähnliches. Auch das Gejammer und Geheule kann man sich so sparen. Ich war sicher, in Zürich oder sonst wo auf der Welt, ließe sich bald wieder eine finden.

Fredi hatte ein Freijahr genommen, sich bei den Redaktionen abgemeldet. Geld hatte er genug auf der hohen Kante. Er konnte es sich leisten, irgendwohin zu fahren oder zu fliegen und einfach eine Zeit lang das zu tun, was ihm gerade Spaß machte. Zunächst wollte er in Zürich absteigen. Eine innere Kraft trieb ihn dorthin, wo er aufgewachsen, trieb ihn zurück an die Wurzeln seiner Kindheit. Etwa schon der Anfang einer Midlife-Crisis? Gut möglich. Aber davon fürchtete er sich nicht. Er hatte nicht das Gefühl, das Falsche im Leben gemacht zu haben. Und mit achtundzwanzig war man noch jung und voller Tatkraft, voll im Saft des Lebens und er wollte noch einiges anpacken, wenn es ihm nur in die Hände käme. Aber erst in

einem Jahr. In letzter Zeit hatte er sich spezialisiert - auf Storys über bekannte Persönlichkeiten, die in ihrem Beruf, ihren Zielen, ihren Wünschen scheiterten oder die völligen Kurswechsel im Leben hinter sich gebracht hatten. Das faszinierte ihn und konnte ihn solange fesseln, bis der Artikel stand und er ihn an einen Verleger verkauft hatte. Die Kollegen nannten ihn ‚die Kralle‘. Zürich lag nur noch eine halbe Stunde vor ihm und er genoss den Oktobertag. Der Bodensee tauchte unter ihm auf, schon wieder greifbar nahe, denn die Maschine hatte den Sinkflug bereits begonnen. Sie flog über dem Rhein nach Schaffhausen mit dem Munot, seiner unübersehbaren Festung, dann über den Rheinfall, der eine Menge Wasser führte. Die Gischt spritzte hoch und er bildete sich ein, die Feuchtigkeit zu riechen. Er sah die Rheinschleife mit der Insel und dem Kloster Rheinau. Imposant mit seinen Zwillingstürmen. Er kannte es aus seiner Jugendzeit von einer Schulreise. Es gab noch Mönche dort. Für ihn wäre das nichts.

*

Zürich-Flughafen, Transfer mit der SBB, Hotel einchecken - er hatte hier schon lange keine Angehörigen mehr - duschen und hinaus in die Limmatstadt, ohne Gepäck, ohne Ziel, völlig zweckfrei, wie früher als Buben, wenn sie einfach durch die Gassen der Stadt stolchten. Ein Gefühl von Weite und Aufbruch, Freiheit und Glück – trotz der vielen Menschen und dem Gedränge um den Hauptbahnhof. Die Blätter der Kastanienbäume hatten sich gelb gefärbt und er hatte das in Berlin nicht einmal bemerkt. Kreis vier, Stauffacher. Er spazierte Richtung Langstrasse, vorbei am Volkshaus mit dem runden Turmanbau und der Uhr. Ihn zog vor allem das dreitürige Hauptportal mit

den zitronenschnittförmigen Fenstern über dem schmalen Granitvordach magnetisch an. Wie oft hatte er da drin mitgeschrien und mitgestampft und Headbanging gemacht. Diese Fenster hatte er einmal in Scherben gehen sehen. Bei jenem legendären Konzert der Plasmatics. Eigentlich ein Punkkonzert. Durch die Hypes hatte auch er sich anlocken lassen, sich aber auf der Galerie aufgehalten, von wo er das ganze Desaster mit ansehen konnte, ohne selbst unter die Räder zu kommen. Selber schuld. Wenn man Punks reizt, kann so was passieren und die halb nackte Sängerin war von ihrem Manager nach nur zwanzig Minuten in Sicherheit gebracht worden. Die Schalen, der nach ihr gezielten Eier, lagen noch auf dem Bühnenboden, aber das Gelb lief ihr über den ganzen Körper. Dann - lange nichts. Und als der Veranstalter ans Mikrofon trat und sagte, falls alle ruhig seien, würden Plasmatics noch eine Zugabe machen, brach die Hölle los.

Fredi hat nie zuvor jemanden gesehen, der so schnell eine Bühne verlassen hat. Gezielt knallen die Bierflaschen auf Verstärker, Lampen und Instrumente - unter lautem Gejohle, je nach Treffer – besonders, wenn die Becken vom Schlagzeug herunterfallen. Mehr Applaus als bei der Band vorhin. Das heizt an. Dann brennt etwas auf der Bühne, vielleicht eine Zeitung, harmlos. Aber einer der Roadies in einem blauen Arbeitsoverall nimmt einen Feuerlöscher, um die Flammen zu tilgen, und schützt seinen Kopf, der Bierflaschen wegen, mit einem Motorradhelm - einem weißen. Das missdeutet die Masse: Polizei, Tränengas, nichts wie raus! In Sekunden gibt's keine einzige Scheibe mehr im Volkshaus, die noch ganz ist. Es klirrt und scherbelt rundherum. Selbst die ganz kleinen Fensterchen in den Eingangstüren überleben nicht und natürlich auch nicht diese Zitronenschnitze da oben.

Da waren ihm die Hardrockkonzerte schon lieber. Obwohl auch da die Hölle losging, aber eine andere, eine friedliche, eine geile Hölle. Es waren die Musik und die Lautstärke, die ihre erhitzten Köpfe runtercoolten. Er sah sich wieder vorne an der Bühne mitten im Heavy-Metal-Dampf. Die Boxen bedröhnen die Kids in zigtausend Watt. Manche stecken ihre Köpfe in die Basshörner, total süchtig nach dem gewaltigen Sound, nach dem Gemisch schneidender Gitarrenriffs aus Marshalltürmen, den treibenden tiefen Drums, den satten Bässen und den über allem schwebenden Keyboardwolken. Vorne im Mittelpunkt der Leadsänger, der nicht nur den Song total im Griff hat, sondern auch die riesige Meute von Freaks, die vor der Bühne als Masse auf- und abfedert und allen seinen Zeichen folgt. Hebt er die linke Hand, heben sie die linke Hand, macht er das mit der rechten, heben sie die rechte und wenn er beide hochhält, dann beide. Auch Fredi springt mit - etwas anderes ist bei diesem dichten Gedränge gar nicht möglich. Aber dann ist er total im Element. Seine Locken sind schulterlang, er kann sie nach vorne und nach hinten schwingen, nach links und nach rechts, voll im Rhythmus der Musik und er brüllt mit, obwohl man bei dieser Lautstärke kein eigenes Wort hören kann. Aber er spürt, wie er singt und er sieht sich selbst da oben rocken, als Sänger oder Gitarrist oder als Keyboarder - Keyboarder, wie Steven Stiller von der Band Black Spider einer war.

Die Black Spider waren *seine* Band. Sie kamen aus Winterthur. Eine Band zum Anfassen. Vor allem zu Steven Stiller konnten sie immer gehen, wenn sie ihn irgendwo im Foyer oder hinter dem Volkshaus oder beim Autogrammgeben sahen und sie durften fragen: Hey Steven, wie macht man das und dies, wie macht man eine Band? Und er gab ihnen immer bereitwillig Auskunft. Er war ein Star, aber auch ein Kumpel,

wenn die Jungs zu ihm kamen und etwas über den Rock und seine Geheimnisse wissen wollten. Es schien im Spaß zu machen, mit den Jungs zu reden, während sich die anderen Musiker von den Mädchen umschwärmen ließen. Er kam immer in Leder, schwarz wie seine schwarze Spinne. Seine kastanienbraunen Dauerwellen fielen hinab bis mitten in den Rücken. Auf der Bühne stand er nicht im Vordergrund. Den überließ er dem Sänger und den Gitarristen. Er posierte links auf einem roten, durchgehenden Podest vor einer riesigen Spinne, deren Augen im Takt der Musik aufflammten und grell zu ihnen hinunter blitzten. Dort spielte er seine Keyboards. Man sah ihn vor allem im Profil, seine scharf geschnittene Nase, sein rundes, ein wenig vorstehendes Kinn, seine mächtige Mähne werfend und mit dem rechten Knie die schwere Hammondorgel stemmend, bis sie gefährlich nach vorne wippte und jeden Moment hinzufallen drohte. Er war die graue Eminenz, derjenige der alles im Griff zu haben schien. Für Fredi - gerade selber dabei, eine Band mit Schulkollegen aufzubauen - war er Vorbild.

Sie kleideten sich ebenfalls in schwarzes Leder, wenn sie an Konzerte ins Volkshaus gingen, ins Hallenstadion oder an Festivals, um dem Hardrock und Heavy Metal zu huldigen. Fredi trug die Lederjeans, wie alle Jungs knalleng, so eng, wie sie nur sein konnten, wenn man beim Anprobieren im Laden den Reißverschluss mit einer Flachzange gerade noch zuziehen konnte. Auch wenn sie manchmal Mühe mit dem Atmen hatten, die Lederjeans brachten es, das war affengeil. Die Gürtel mussten natürlich auch dazu passen, nietenbesetzt in synonym mit den Armbändern. Schließlich wollten sie mit erhobenen Armen die Bands anfeuern und da sollten diese auch von der Bühne aus sehen, wessen Kinder das waren, die da unten auf imaginären Gitarren rockten. Spielte die Band eine Ballade,

hoben sie die Feuerzeuge, die sie immer im Hosensack trugen, zum gefühleexplodierenden Lichterfest. Über der Brust - wenn sie nicht schon wegen der Hitze und des Schweißes nackt war - trugen sie meist schwarze T-Shirts mit den Albumcovers der Bands, die sie anbeteten: Whitesnake, Uriah Heep, Rainbow, Nazareth - natürlich Deep Purple, als es sie wieder gab und dann die Aufsteiger AC-DC, die Fredi hier zum ersten Mal gesehen hatte und die jetzt Fußballstadien füllten – ja, und eben für ihn die große Schweizer Hoffnung neben Krokus: Black Spider.

Natürlich durfte die obligatorische Motorradjacke nicht fehlen. Dafür hatten sie lange gespart und das Geld gerne ausgegeben. Wer diese Jacke trug, der war *in*, der war dabei. An den Füßen kurze Stiefel, wie die der Cowboys, spitzig, schwarz, mit hohen Absätzen. Schließlich trugen Black Spider auch solche. Nur, wer den Schweiß und das Leder gerochen hat, weiss, was Rock ‚n‘ Roll ist. Sein Entschluss war klar: Ferien hin oder her, er wollte Steven Stiller treffen und mit ihm ein Interview machen für eine seiner Berliner Zeitungen, er wollte ihn wieder von Nahem sehen, seine Stimme hören.

Gleich hinter dem Volkshaus - gegenüber dem Toreingang zur Bühne - betrat er einen Musik-Store und zielte geradewegs zum Buchstaben ‚B‘. Tatsächlich: Black Spider war da. Aber alle vier CDs kannte er bereits. Ob es keine Neuen gebe, fragte er den Verkäufer, der neben ihm einige Scheiben einsortierte. Es gebe schon lange keine Neuen mehr. Aber dafür jetzt diese hier als CD und dazu noch alle vier in einer Box, zusammen mit einem Booklet und einigen zusätzlichen Titeln. Fredi zog das Booklet heraus und blätterte. Keine Adresse eines Managements. Dafür ein Text von einem Heiri Altmann unter dem Titel: ‚Der Mythos lebt‘. Er begann zu lesen:

Um es gleich vorwegzunehmen: Dies ist kein Nekrolog auf die Swiss Hardrockband der Eighties. Black Spider haben sich nie aufgelöst. Ganz offiziell hatten sie damals beschlossen, keine Abschiedstournee zu geben, keine Pressemitteilungen, kein Wehen und Klagen. Einfach mal eine Pause, nach tagtäglichem Arbeiten an einem gemeinsamen Werk, während fast fünfzehn Jahren. So mit dem Motto: Wir kommen wieder und machen wieder Musik, wenn wir wieder Lust haben. So ist Black Spider in der Erinnerung vieler geblieben. Die Fans haben sie nie aufgegeben. Die Musiker haben sich eigenen oder anderen Projekten zugewandt und weiter Musik gemacht, aber geblieben ist der Genius Loci.

Nostalgie überfiel Fredi und dumpfe Enttäuschung zugleich. Die Band gab es nicht mehr! - Er las weiter: Ein Mythos ist um die Band entstanden, vor allem als Keyboarder Steven Stiller ins Kloster ging.

Diesen Satz las er mindestens dreimal. Steven Stiller, der Hardrocker mit der Löwenmähne und dem schwarzen Leder – jetzt in einem Kloster – mit Tonsur und Kutte?

Fredi kaufte die Box, obwohl er alle vier Alben noch immer in seiner Langspielplattensammlung in Berlin hatte. Jetzt erst recht wollte er Steven treffen. Wenn der ins Kloster gegangen war, dann jetzt erst recht. Als erfolgreicher Journalist hatte er nicht nur die Medien, die seinen Artikel sofort übernehmen würden, er konnte auch leicht an den Star herankommen – sofern er ihn fände. Und zu guter Letzt interessierte ihn, weshalb die Band aufgehört hatte zu existieren. Der Verkäufer im Musik-Store wusste nichts von dem, was Steven Stiller heute mache. Aber er führte ihn im hinteren Teil zu Oldies und da fanden sie tatsächlich eine alte LP von Black Spider, mitsamt der Adresse von Hardy Seiler, dem früheren Manager, hier in Zü-

rich und den – so bestätigte ihm der Verkäufer – sollte es immer noch geben. Er ging mit schnellen Schritten zurück zum Stauffacher. Jetzt brauchte er den 14er.

*

Die Agentur befand sich in einem Gebäude mit verschiedenen Firmen an der Birmensdorferstrasse. Hineingehen musste man durch einen Hinterhof. Eine Kleiderreinigung sorgte für dominierenden Geruch im Treppenhaus. Fredi hatte Glück, Hardy Seiler war da, beschäftigt zwar, wie üblich bei solchen Leuten, aber auf Journalisten - und als solchen hatte er sich vorgestellt - vor allem, wenn sie aus einer Weltstadt, wie Berlin kamen, war er schnell ansprechbar. Es geht ja nichts über Promotion.

Steven Stiller sei tatsächlich in ein Kloster gegangen, sagte Seiler. Das habe er in der Presse erfahren, die damals verschiedentlich darüber berichtet hätte. Nur, die Black Spider hätten sich schon vom Management getrennt, bevor sie sich auflösten und so habe er das alles nur nebenbei mitbekommen und außerdem kenne er sich in Sachen Klöster und so nicht gut aus. Zwischen Telefonaten - das eine in Englisch, das andere in Deutsch, eines auch Französisch - während denen Fredi warten musste und dafür die Goldenen Schallplatten mustern konnte - die neben Plakaten von ganz Großen im Rockbusiness an den Wänden hingen - gab ihm Hardy Seiler bereitwillig Auskunft und lehnte sich dabei genüsslich im viel zu großen Ledersessel zurück, viel zu groß für einen Mann von so kleiner Statur, obwohl er - falls die Trophäen über ihm nicht Attrappen waren - einer der erfolgreichsten Manager der Schweiz zu sein schien.

Ist die Schweiz wirklich zu klein und die Hoffnung zu groß, wie dieser Heiri Altmann im Booklet schreibt?

Jein - Heiri Altmann ist übrigens Steven Stiller. Er hat eine gute Feder geführt und etliches für die Black Spider geschrieben, immer mit seinem bürgerlichen Namen.

Hardy Seiler hüstelte trocken, dann erklärte er, der Markt in der Schweiz sei tatsächlich klein. Ohne internationalen Durchbruch schaffe es eine Band nicht, alle Musiker davon leben zu lassen. Heute empfehle er den Musikern, sie sollten *für* die Musik leben und nicht versuchen, *von* der Musik zu leben.

Scheint klug. Aber hart. Oder?

Rock ,n' Roll *ist* hart.

Die Rechnung sei damals mit Black Spider aufgegangen, erzählte Hardy Seiler, und sie hätten das eine gute Zeit durchgezogen. Aber allmählich hätte die Band eine Krankheit bekommen: Jeder hätte sich für den Größten gehalten. Und jeder hätte begonnen, sich alleine nach vorne zu schieben, hätte versucht seine eigene musikalische Idee durchzudrücken. Der gefährlichste Moment für einen jungen Rockmusiker sei dann, wenn er das erste Autogramm geben dürfe. Ja es sei treffend formuliert: Die Hoffnung sei zu groß. Seiler glaubte, das Schweizer Rockbandsyndrom sei nicht der zu kleine Markt, sondern die zu große Hoffnung.

Die Band hat sich vor der Auflösung von Ihnen getrennt? Oder?

Bei der Produktion des letzten Albums sind sie, trotz langjähriger Verträge, abgesprungen, erklärte Seiler. Ich habe sie gehen lassen. Ich wusste, ohne uns könnten sie es gar nicht schaffen. Außerdem wollten sie auch Steven immer wieder loswerden. Der Motor der ganzen Sache. Ohne ihn lief nichts. Er war der Kopf der Band, er *war* Black Spider – auch wenn er als Musiker eher im Hintergrund stand – oder besser gesagt, in

den Hintergrund gedrückt wurde, den ausgerechnet die von seiner Orgel geprägten Titel mutierten zu Hits.

Wirft man einen raus, der so prägend ist?

Er sei älter als die andern gewesen und knallhart im Durchsetzen einer Sache und der Disziplin. Sehr direkt, hätte sich nicht verstellen können, schlecht Theater spielen. Hätte er etwas gemeint, dann hätte er das eins zu eins gesagt, auch wenn sich die andern blau und grün geärgert hätten.

Verstehe, Alphonse. Das provoziert. Oder?

Es ist aber gut zum Ziehen, besonders wenn es um die Karriere einer Band geht. Hardy Seiler erzählte ein Beispiel aus einer längeren Schweizertour mit drei gleichberechtigten Bands, darunter Black Spider. Sie seien nicht jedes Mal gleich gut angekommen, auch nicht alle Tage gleich gut drauf gewesen. Aber wenn Black Spider gemeinsam vom Konzert nach Hause gefahren seien – sie hätten einen eigenen Bandbus gehabt, in dem sie reisen und sogar schlafen konnten - hätten sie nicht über den Erfolg der anderen gelästert, sondern sich gefragt: Was haben die Kerle besser gemacht, wie können wir das auch, wie machen wir das noch besser? Sie hätten ihre Songs und die Bühnenshow bis zum nächsten Wochenende korrigiert und ihre Qualität sei gewachsen und gewachsen. Die einzige Band, die Seiler je gekannt hätte, die innerhalb einer einzigen Tournee ihr gesamtes Repertoire neu geschrieben und ausgewechselt hätte.

Am Schluss der Tournee spielten sie allein an einem Festival in Wien, mit durchschlagendem Erfolg: Ich konnte sie nie mehr mit gleichen Bands spielen lassen. Fortan heizte eine Vorgruppe für sie die Hallen ein.

Wie er denn auf diese Band gestoßen sei.

Steven sei seinerzeit an ihn herangetreten und er habe ein Potenzial gesehen, eine Band bereitzustellen, die seine eigene Großmutter zu verkaufen für ihren Erfolg und das hätte ihm gefallen und so hätten sie zusammengearbeitet – zunächst noch auf rein freundschaftlicher Basis. Er habe keinen Franken verdient an ihnen und es trotzdem getan.

Hardy Seiler schaute auf die Uhr. Er müsse gehen. Ein wichtiger Termin. Viel Glück bei der Suche nach Steven ... er meine: nach Heiri Altmann.

*

Ein kurzer Besuch in der Zentralbibliothek. Wo gibt es Männerklöster? Mit dem ausgeliehenen Buch ‚Männerorden in der Schweiz‘ schlenderte Fredi an die Limmat hinunter. Er blätterte und seufzte. Da kannst du ebenso gut Lotto und Toto machen. Zunächst die Mönchsorden: Benediktiner, Zisterzienser und Kartäuser. Letzteres wohl kaum - wie könnte Steven ewig schweigen. Von seinen Studien hatte Fredi ein Vorwissen über die verschiedenen Orden und ihrer Bedeutung für die Geschichte. Langsam kam alles aus der Vergessenheit herauf. Augustiner, dann die Bettelorden der Franziskaner, am geläufigsten waren ihm die Kapuziner geblieben, dann die Dominikaner, die Jesuiten – gibt’s die noch immer? Und dann fing’s an, für ihn unübersichtlich zu werden: Redemptoristen, Spiritaner, Marianisten, Salesianer, Salvatorianer, Pallottiner. Er klappte das Buch zu. Genug für heute von Rock ,n’ Roll und Klosterleben. Er hatte Hunger.

Die Servierdame im Mère Catherine, einem kleinen Essbeizchen in einem Innenhof mitten in der Stadt, den er von früher her kannte, reichte ihm freundlich die Speisekarte und fragte

te, was er trinken wollte. Er bestellte ein Glas Chardonnay und blätterte. Wonach hatte er Lust am ersten Abend einer längeren Freizeit?

Darf ich Ihnen den Wein hinstellen, Herr Hoffmann?

Er blickte ungläubig auf. Ihr Mund geöffnet zu einem breiten Lachen.

Sie kennen mich?

Sicher – Fredi – wie könnte ich den Rotschopf aus der Kanti vergessen?

Liebe Güte: Sabine! Du arbeitest hier?

Aushilfsweise.

Muss eine Ewigkeit her sein. Wie geht's?

Wir haben uns nicht mehr gesehen, seit du die Matura an der Kantonschule gemacht hast. Du bist dann - glaub' ich - ins Ausland gegangen.

Deutschland. Zunächst Frankfurt, später Berlin. Was hast *du* gemacht?

Hier an der Uni Psychologie studiert, arbeite heute als Schulpsychologin - nicht in Vollzeit, der Beruf ist überlaufen. Darum serviere ich hier, wenn sie mich brauchen. Hast du schon gewählt?

Er nehme den Lammrücken unter der Kartoffelkruste mit Honig-Rosmarinjus und Grillgemüse. Wann sie Feierabend habe und ob sie noch etwas mit ihm trinke, wenn sie fertig sei.

Bald und warum nicht?

Als Fredi das Lamm genossen hatte, setzte sich Sabine zu ihm und eine Kollegin schenkte ihnen einen Lenéo Merlot del Ticino ein. Sie warnte, dürfe nicht zu viel trinken. Sie wohne in Marthalen im Zürcher Weinland, sei mit dem Auto da.

Also Fredi. Jetzt schieß los, erzähle, ich bin neugierig, was du so treibst in Berlin.

Er umriss seine Geschichte: In Frankfurt habe er an der Goethe-Universität Germanistik studiert. Mit diesem Abschluss sei er nach Berlin gefahren, wo er in Redaktionen gearbeitet habe. Jetzt sei er freier Journalist, unter anderem für Zeitungen und Magazine, vorwiegend des Axel Springer Verlages.

Das töne gut, meinte Sabine und wollte wissen, hinter wem oder was er hier in Zürich her sei.

Er habe sich eigentlich ein Freijahr genommen, habe momentan viel Zeit und wolle herumreisen. Anyway, gerade habe ihn doch etwas gepackt. Er erzählte ihr von seinem einstigen Rockidol Steven Stiller, der in ein Kloster gegangen sei und wie er ihn suche, um eine tolle Story zu machen.

*

12. Oktober, Freitag

Bei den Kapuzinern war Heiri nicht. Auch nicht bei den Benediktinern in Einsiedeln. Aber dort fand ich eine erste Spur. Einen Mönch, mit Namen Heinrich Altmann? Der Mann in Kutte hinter dem Schalter überlegte. Der Name käme ihm bekannt vor.

Er war Rockmusiker.

Ich weiss meistens nicht, was die Leute vorher für Berufe hatten. Heißt er nicht Bernhard Altmann?

Ich suche Heinrich Altmann.

Im Kloster bekommen die Meisten neue Namen, wenn sie die Gelübde ablegen. In jedem Kloster darf ein Name immer nur von einem Mönch getragen werden. Während er das sagte,

blätterte er, wie schon der Kapuziner in Rapperswil, in einem kleinen Büchlein.

Ein Frater Bernhard Altmann hat hier Theologie studiert, kommt aus Rheinau. Moment mal – ach, da ja, richtig, Frater Bernhard (Heinrich) Altmann von Wiesendangen, Student der Theologie.

Der in Klammern sei der zivile Name, das müsse er sein. Musiker sei er auf alle Fälle: Er habe hier auch Orgel gespielt. Aber der habe sein Studium abgeschlossen. Mehr wüsste das Kloster Rheinau, das sei in der Nähe von ...

... er wisse wo. Werde hinfahren. Dank für die Auskunft.

In Rheinau musste Fredi - im Gegensatz zu Einsiedeln - nicht zum Kloster hinaufsteigen, sondern hinunter. Hinunter, an den tiefsten Punkt, denn es lag mitten im Rhein auf einer kleinen Insel. Es war nicht weniger imposant. Aber diese mittelalterlich anmutende kleine Stadt mitten in einer märchenhaften Rheinlandschaft, die hier eine doppelte Schleife zog - und wo am Ufer auf der Gegenseite die Natur noch so wirkte, als wäre sie eben erst entdeckt worden - hatte etwas Anziehendes und Beruhigendes. Auch dieses Kloster verriet schon von Weitem die benediktinische Architektur, mit hohen Gebäuden und Doppeltürmen. Die Türme, im Gegensatz zu allem andern, nicht barock, sondern spätgotisch, mit grobem Mauerwerk und wuchtigen Rundbogenfenstern. Oben über den Zinnen erhoben sich achteckige Aufbauten mit goldenen Kronen über vier Erkern. Die beiden Zwiebeln erinnerten Fredi an China. Warum wohl? Diese Drachen! Die gewaltigen, Wasser speienden Fabelwesen, acht an jedem Turm, gelb, mit roten Zackenflügeln, mit vergoldeten Elefantenoehren, währschaften, eingerollten Schwänzen, weit hinausgestreckten Zungen und gefährlichen Adlerkrallen. Das war es, was ihn an China erinnerte. Aber die

über beiden Kuppeln thronenden Kreuze, überhöht von den goldenen Engeln mit den Posaunen aus der Apokalypse, die jetzt in der Abendsonne funkelten, waren wiederum ganz und gar christlich und holten Fredi zurück ins Abendland, nach hier, nach Rheinau.

Über eine Brücke und durch einen Torturm gelangte er in den Klosterhof, umgeben von weiteren Gebäuden. Dazwischen eine kleine Kirche mit einem Dachreiter über dem Querschiff, nicht geostet, wie die Klosterkirche, sondern nach Westen ausgerichtet. Mitten auf dem Platz plätscherte ein Brunnen. Ein einfacher Brunnen, keiner mit vierzehn Röhren und einem Baldachin, wie der in Einsiedeln. Aber auch er trug eine Madonna mit Kind. Fredi sah die Pforte von außen, neben dem Südturm. Jetzt, wo er wusste wo Heiri - ach Gott - wo Bernhard wohnte, wollte er ihn möglichst schnell zu Gesicht bekommen. Außerdem ginge der Mittag im Herbst früh zur Neige und die Vesper begänne. Dann wäre der Gesuchte singend im Chor und Fredi könnte ihn nicht einmal treffen. So schritt er zügig auf die Türe zu. Mit einer Kutte im selben Schnitt wie in Einsiedeln, ließ der junge Bruder an der Pforte den Benediktiner erkennen. Aber Bernhard war nicht da. Er sei in Rom und mache sein letztes Studienjahr in Theologie.

Das hat er doch in Einsiedeln gemacht. Oder?

Ja, in Einsiedeln würden die Fratres von Rheinau studieren. Priesteramtskandidaten müssten das letzte Jahr - wo es um praktische Theologie ginge - allerdings noch woanders machen, die einen in Salzburg, andere an deutschen Universitäten oder eben in Rom, wo der Orden eine internationale theologische Fakultät betriebe und wo der Abtprimas Abt des Klosters sei. Fredi war enttäuscht und erstaunt zugleich. Hatte er nicht eben Priesteramtskandidat gehört? Steven Stiller als Priester.

Why not? Wenigstens redete der Mönch, nun wirklich von dem Mann, den er suchte. Nur jetzt, wo er ihn gefunden, war er nicht da - für längere Zeit, bis mindestens zum nächsten Sommer.

Anyway, Fredi hatte ohnehin vor, Rom als eine seiner nächsten Stationen zu wählen, und beschloss, einfach früher hinauszufahren. Dann könnte er Steven Stiller oder Heiri Altmann oder Frater Bernhard oder wie immer er heißen mochte, in Fleisch und Blut begegnen. Er ließ sich seine Adresse geben. Er entdeckte am Schriftenstand ein kleines Büchlein für Jugendliche, das Frater Bernhard geschrieben hatte. ‚Ein Blick hinter die Klostermauern‘ stand drauf und statt Fotos - Illustrationen von Bernhard, mit Feder und Pinsel in Grau-in-Grautönen gemalt, teilweise sehr realistisch. Der kann auch zeichnen? Und dann noch wie! Den Bruder Pförtner etwa konnte man klar erkennen. Es beschrieb in kurzen Texten alles, was ein junger Mensch über das Kloster und das Leben darin wissen mochte. Fredi kaufte es und wandte sich zu gehen. Da sah er ein Plakat an der Türe, das einlud, im Kloster ein paar Tage als Gast zu verweilen.

Ist gewiss nur für ganz fromme Leute, oder? wollte Fredi wissen.

Keineswegs, entgegnete der Pfortenbruder. Klar sie würden sich freuen, wenn die Gäste ihre Gebetszeiten mitmachten. Sie würden auch mit ihnen essen, seien aber sonst wirklich nur Gäste. Es handle sich um Leute aus allen Schichten und Berufen und aus vielen Motiven. Einige einfach, um auszuspannen, andere zur Selbstfindung oder zum Abbauen von Stress. Dritte würden irgendwelche schriftlichen Arbeiten machen, an einem Diplom schreiben oder so. Manche würden ein paar Tage bleiben, andere Wochen oder Monate.

Fredi betrat die Klosterkirche nicht - er hatte heute schon genug fromme Gebäude gesehen - aber als er an der offenen Türe der kleinen Kirche vorbeiging, packte ihn doch die Neugier und er steckte den Kopf hinein. Ein reizender, barocker Kirchenraum mit drei Altären und zwei seitlichen Galerien im Querschiff. Aber er hatte keine Zeit, die Stuckaturen und Fresken zu bewundern, denn auf einer Empore hantierte ein älterer Mönch an der Orgel, hielt ein Brett in die Höhe, das bedenklich hin und her wogte und rief den Eintretenden zu Hilfe. Fredi eilte nach oben.

Können Sie mir das Brett hierherhalten, ich muss etwas anzeichnen und es gelingt mir alleine nicht, denn ich bräuchte dafür drei Arme und sieben Hände.

Fredi hielt das Brett, das zwischen geschnitzten Ranken den Blick durchließ. Der Mönch zog mit einem Bleistift ein paar Striche und sagte:

Die neue Jalousie für diese Orgel. Ich hole sonst immer einen der Novizen oder der Fratres, aber die sind heute alle ausgeflogen. Fraterstockausflug.

Sind die hier? Frater Bernhard ist doch in Rom. Oder?

Ach der, knurrte der Alte fast tonlos. Ja, der ist dort, ist auch gut so, so weit weg wie möglich.

Macht er Probleme?

Es ist seine Vergangenheit.

Seine Vergangenheit? Fredi tat unschuldig, neugierig.

Er ist ein Rocker.

Er fährt mit Lederjacke und Motorrad durch das Kloster?

Nein, Sie Witzbold er machte diese teuflische Musik.

Rockmusik? Ist die teuflisch?

Der Mönch legte das Brett brüsk auf das Orgelbänklein und schaute Fredi vorwurfsvoll belehrend an: Es ist erwiesen, dass

der Satan die Rockmusiker benützt, um seine Botschaft an die jungen Leute heranzubringen. Und Sie, wer sind Sie denn?

Mein Name ist Hoffmann. Habe dem prächtigen Kloster einen Besuch abgestattet und den Rosenkranz gebetet. Mit wem habe ich die Ehre?

Ich bin Pater Engelhard. Entschuldigung, ich habe es eilig.

Er klemmte das Brett unter den Arm und schritt die Treppe hinunter, nicht wie ein alter Mann, sondern elegant und vornehm.

*

14. Oktober, Sonntag

Der römische Taxichauffeur ließ mich an der Piazza dei Cavalieri di Malta aussteigen, direkt vor dem Kloster Sant' Anselmo auf dem Aventin. Das Gebäude aus rotem Backstein besaß nur einen schlichten Turm, war offensichtlich aus einer bereits bescheideneren Zeit der Benediktiner. Ich schritt durch einen Bogen, bei dem ein schmiedeeisernes Tor offenstand, kam durch eine kleine Allee mit Pinien rechts und links und stieg dann über Treppenstufen, durch ein weiteres Tor, zwischen Kirche und Kloster und hielt Ausschau nach der Pforte. Da sah ich junge Mönche beisammenstehen, die offensichtlich herumalberten. Das verriet mir die Art, wie sie gestikulierten und ihre Körper bewegten. Sie wollte ich nach der Pforte fragen. Sie sprachen deutsch. Ich blieb in gebührendem Abstand und wartete, bis sie eine Gesprächspause einlegen würden. Aus dem Schriftdeutsch vermochte ich ihre Herkunft herauszuhören. Ein Kleinerer, mit kurzen blonden Haaren, sprach ausgesprochen schnell und zackig und verriet den Norddeutschen. Sein Nachbar hatte keine Kapuze, dafür einen großen weißen Kragen.

Sein österreichischer Dialekt drang durch das Schriftdeutsch und die viel langsamere Redensart bestätigte seine Herkunft. Die beiden andern hatten vertrautere Kapuzen. Solche hatte ich in Einsiedeln und Rheinau gesehen - größer als die des Deutschen, aber sie stellten sich nicht auf, hingen über die Achseln und reichten fast bis zur Mitte des Rückens. Obwohl beide gutes Deutsch sprachen, hörte ich an Vokalen und Melodie die Schweizer heraus. Und treffenderweise waren die Vier gerade dabei, sich gegenseitig über die Ordenstracht lustig zu machen.

Eure Kapuzen sind halt schon eher schlapp, sagte der Deutsche zu den Schweizern. Wie bringt Ihr die schnell genug hoch, wenn Ihr im Chor am Schlafen seid und der Abt plötzlich ein Gebet anstimmt?

Also, erstens ziehen wir in der Schweiz die Kapuze nur bei zwei Gelegenheiten hoch - wenn wir einen Toten begraben und wenn wir kalte Ohren haben, sagte der ältere Schweizer und griff sich mit beiden Händen an die Achsel, hielt das Skapulier dort fest und schwang den Kopf - wie das nur einer tun konnte, der das beim Headbängen an Rockkonzerten geübt hatte. Die Kapuze schoss hoch und saß.

Und zweitens: So schnell bringt das keiner von Beuron hin.

Sowohl der Deutsche, als auch der Österreicher stimmten anerkennend zu. Als der Mönch seine Kapuze zurücklegte, sah er zu Fredi herüber - schien geschockt, fixierte ihn mit weit geöffneten Augen und Mund, fasste sich aber sogleich und entspannte sein Gesicht. War das nicht Steven Stiller? Die Vorstellung von der Tonsur hatte Fredi bereits in Einsiedeln und Rheinau abgestreift. Trotzdem zweifelte er, hatte er doch ein völlig anderes Bild von Steven im Kopf. Einzig das Profil mit

der scharf geschnittenen Nase, dem klar geformten Kinn und dem schmalen Mund stimmte mit dem überein, was sich in seinem Gedächtnis festgesetzt hatte. Anstelle der Löwenmähne deckte jetzt eine mittelmäßige Frisur den Kopf, glatt, ohne Lockenpracht, kurz - allerdings immer noch länger als die der anderen und hinter dem Kopf leicht gekräuselt. Das fast schwarze Braun war noch da. Aber vorne schienen bereits die Ratsherrenecken durch und über den Ohren färbte es sich ins Grau. Das schmale Gesicht wirkte etwas runder, aber die graublauen Augen hatten immer noch den selbstsicheren Blick, mit dem er ihn jetzt ansah und fragte:

Cerca qualcuno?

Fredi antwortete deutsch. Er hatte sie ja reden hören: Ich suche Steven Stiller.

Der Mönch schaute ihn skeptisch an. Steven Stiller? Ich bin nicht Stiller.

War der Boss der Rockband Black Spider.

Was soll das für ein Orchester sein? Nun ja, wir sind Black Benedictines.

Dann eben Heiri Altmann.

Bei uns heißen alle Frater oder Pater oder Bruder oder ...

... oder Abt sagte der Deutsche.

Ja. Suchen Sie vielleicht einen, der so heißt?

Anyway. Wie haben die gesagt: Frater ... Frater Bernhard. Oder?

Frater Bernhard? Frater Bernhard heißen ein paar bei uns – aus Scheyern, aus Melk ...

Was jetzt? Fredi hatte die Stimme doch längst erkannt. Dann meine ich Frater Bernhard aus Rheinau in der Schweiz. Das Land hätte er nicht nennen müssen, sie hatten bereits beide ins Schweizerdeutsche gewechselt.

Die andern gingen lachend weg. Fredi atmete auf. Am Ziel seiner Suche. Hier vor ihm stand er, der Star, das große Idol aus Bubentagen, noch immer mit demselben Charisma wie damals auf der Bühne, noch immer mit demselben Schalk und Hang, andere auf den Arm zu nehmen - aber mit neuem, ungewohntem Image.

Für mich waren Sie einfach Steven Stiller, sagte Fredi und reichte ihm die Hand. War ein großer Fan. Habe Sie mehrmals getroffen, Eulachhalle Winterthur, Volkshaus Zürich, später Frankfurt. Bringe ich Sie damit in Verlegenheit?

Nein, sagte Frater Bernhard, wieder ernst. Die Rockmusik sei ein Teil seines Lebens und das Kloster sei jetzt auch ein Teil seines Lebens. Er brauche nichts zu verbergen und nichts zu bereuen. Und wenn sie sich damals schon begegnet seien, dann könnten sie sich auch jetzt wieder duzen. Ein Fan von damals, das sei schön, man habe sie also noch nicht ganz vergessen - er habe sogar das ganz leise Gefühl, sich an ihn erinnern zu können.

Sie setzten sich in Bewegung und schritten durch offene Torbogen in einen Innenhof, der an einen Kreuzgang erinnerte. Fredi offenbarte seinen Wunsch, ein Interview zu machen, er sei Journalist in Berlin.

Aber Frater Bernhard winkte ab, er halte im Moment nicht viel davon. Es hätte eine Zeit gegeben, wo ihm das wichtig gewesen sei, aber jetzt nicht mehr. Die Botschaft vom mönchgewordenen Rocker wolle er gar nicht ständig vor dem Fenster hängen sehen, wie ein Hemd zum Trocknen. Er habe gerade diese Tage ein Date mit der Schweizer Illustrierten abgewimmt, die ihn sogar per Telefon hier in Rom kontaktiert hätten, um eine große Sache aufzuziehen. Auf einer Seite, er als Steven Stiller in schwarzem Leder an der Hammond, das Bild in

schwarz-weiß - und daneben ein nochmals ganzseitiges in Farbe, an einer Kirchenorgel. Er wolle das nicht. Der ‚Blick‘ sei schon bei ihm gewesen, die Sonntagszeitung, der Tagesanzeiger. Er sei nicht ins Kloster gegangen, um sich zu profilieren. Er sei hierher gegangen, um einen neuen Weg zu gehen und um Ruhe zu finden, um mit sich und Gott zu sein. Das dürfe man nicht vermarkten. Es tue ihm leid.

Fredi stimmte zu, diese beiden ganzseitigen Bilder wären reißerischer, schlechter Journalismus. Solchen mache er nicht. Er schreibe seriös, spreche auch junge Menschen an, solche, wie er einer gewesen, als er zu Steven Stiller an die Konzerte gekommen sei. Diese jungen Menschen sollten doch sehen: Es gebe noch andere Werte im Leben.

Frater Bernhard zweifelte, ob die das dann auch lesen und ob sie darauf einsteigen würden.

Und die, die dein Büchlein lesen? Ein ‚Blick hinter die Klostermauern - alles was junge Leute darüber wissen möchten‘.

Du kennst die Klosterführer, die ich gemacht habe?

Die? Ob es mehrere gebe? Fredi zog die Broschüre aus der Jackentasche und hielt sie Bernhard hin. Sei wirklich gut geschrieben und toll gezeichnet. An der Pforte in Rheinau habe er es gekauft.

Das sei für Schüler, er habe noch ein Größeres geschrieben, mit farbigen Bildern, für die Lehrer, erklärte Bernhard und hielt erstaunt inne:

Du warst in Rheinau?

Nicht nur in Rheinau: Bin seit Tagen auf der Suche nach dir. Bei Hardy Seiler, in Einsiedeln, Rapperswil auch, zuletzt in Rheinau und die gaben mir deine Adresse – und nun bin ich

hergefliegen, habe dich gefunden – und bekomme kein Interview. Schade. Oder?

Du bist eigens wegen dieses Interviews nach Rom gekommen? Der Mönch setzte sich wieder in Bewegung und schaute Fredi ungläubig an.

Nicht nur wegen des Interviews - ich wollte *dich* sehen. Interessieret mich, was du machst, du als mein damaliges Idol. Für *dich* haben wir die Lederjeans und die Lederjacke angezogen, die Haare wachsen lassen, um zu sein, wie du. Jetzt bist du auf einer anderen Schiene, bist im Kloster, bist Mönch und willst Priester werden. Darf das die Menschheit nicht erfahren?

Frater Bernhard erschrak, als er das vom Priesterwerden hörte, blieb augenblicklich ganz stehen, schaute über die linke Achsel hinweg, so als sollte Fredi seine Augen nicht sehen. Er sah sie trotzdem, blickte dezent weg. Auf der anderen Seite des Gartens stand neben einem Springbrunnen eine mannshohe, bronzene Figur eines Abtes, mit Stab und einem Buch in der Hand.

Nein, definitiv nein, fuhr Frater Bernhard mit stark veränderter Stimme fort. Ich kann und will jetzt kein Interview geben. War schön von dir, mich zu besuchen, hätte dir gerne etwas zum Trinken angeboten, aber im Moment habe ich keine Möglichkeit dazu. Schau dir die schöne Stadt an, ich wünsche dir alles Gute.

Aber so leicht ließ der Journalist nicht locker: Die Öffentlichkeit hat ein Anrecht, von deinem Klosterleben zu erfahren. Oder?

Wer hat hier ein Anrecht? Mein gutes Recht ist es, nichts zu sagen, zu schweigen. Das Klosterleben ist meine Privatsache.

Als Rockstar - ob ehemalig oder aktuell - bist du eine öffentliche Person. Darum kann ich über dich schreiben. Und ich werde über dich schreiben. Oder?

Dann geh und schreibe was immer du willst. Jetzt verfärbte sich Bernhards Stimme noch mehr und gewann Schärfe. Ihr Medienleute erfindet immer Geschichten, die es gar nie gegeben hat. Das ist die verlogenste Berufsgattung.

Hallo, verlogene Berufsgattung. Die Priester der katholischen Kirche müssen wegen *verlogen* gar nichts sagen. Oder?

Nein, so nicht! Jetzt greifst du unter die Gürtellinie. Sei so gut und geh, bevor ich laut und deutlich werde!

Er war schon laut und deutlich. Er war, wie Hardy Seiler gesagt hatte, eine Autorität ein Alphetier und er sagt die Sache nicht nur laut, mit scharfer Stimme.

Er sagt sie auch 1:1: Ich will nicht mit dir reden, bitte geh.

So hätte ich mir meinen Besuch nicht vorgestellt. Offensichtlich ist dir der Messwein in den Kopf gestiegen.

Geh! Frater Bernhard drehte sich um, ließ Fredi Hoffmann stehen und verschwand in einem düsteren Gang - seine Schritte hallten lange durch das Kloster.

*

Auch Fredi war sauer. Shit! Sagte er laut, als er das Kloster Sant' Anselmo verließ. Ein älterer Mönch drehte entsetzt den Kopf. Englisch schienen sie hier ebenso gut zu verstehen, wie Latein. Am liebsten hätte der Journalist gleich den nächsten Flieger genommen und wäre nach Zürich zurückgereist. Aber das ödete ihn völlig an. Alles ödete ihn jetzt an. Alles war hohl und leer und fad dazu. Das alles hätte ich mir sparen können, wenn ich nicht auf diese einfältige Idee gekommen wäre, die-

sen Steven Stiller zu suchen, der mich eigentlich gar nichts mehr angeht. Man kann die alten Tage nicht zurückholen. Sollte man auch nicht. Wühlt man in den alten Tümpeln, kommt neben der Erinnerung auch immer die alte Scheiße wieder hoch. Oder?

Fredi zielte direkt auf das nächste Ristorante zu, bestellte einen Halben Chianti und begann seinen Ärger hinunterzuspülen. Was hat das jetzt gebracht? Statt meinen Lieblingsmusiker zu treffen, bin ich auf einen bigotten Wichser gestoßen, offensichtlich auf dem Jesus Trip - hat gerade die Flügel gefasst und schwebt jetzt davon. So ein Heuchler. Was will der überhaupt? Dem sag ich Verrat am Rock ,n' Roll. Ein Mönch in Kutte, der das Headbanging nur noch braucht, um die Kapuze hochzuja-gen. Oder?

Aber mit jedem Schluck des köstlichen Traubensaftes glät-tete sich das wirre Knäuel von Ärger, Zorn, Wut, Enttäu-schung und Frust. Irgendwann an diesem Abend schlich sich der fauchende Tiger aus dem Hirn von Fredi und hereinkam der schlaue Fuchs. So schnell gebe ich nicht auf. Ich wäre ja nicht die Kralle, gäbe ich auf. Anyway, vielleicht bin ich auch zu heftig ins Gras gefahren. Ich werde morgen nicht zurück-fliegen. Ich werde es nochmals versuchen. Ich muss das anders angehen, weniger mit den Krallen, eher mit den Samtpfoten. Wie, weiss ich noch nicht. Bis morgen Nachmittag wird es mir einfallen. Und so wahr ich hier sitze: Ich werde ihn erobern, diesen Rockstar in der Klosterkutte. Steht ihm eigentlich nicht mal so schlecht, diesem Frater Bernhard, alias Steven Stiller. Oder? Und weil sich Fredi plötzlich so siegessicher fühlte und weil er obendrein Kohldampf spürte, bestellte er eine Spaghetti Carbonara und einen Insalata verde.

*

Bernhard stoppt beim Lesen. An diese Begegnung erinnert er sich, als wäre sie gestern gewesen. Sie hat ihn damals aufgewühlt – alte, verborgene Sehnsüchte wachgerufen. Es war gar nicht deswegen passiert, weil irgendein Journalist in sein Leben hineingeplatzt war. Es war genau *dieser* Journalist gewesen. Bernhard hatte ihn doch - den Fan von damals - sofort erkannt und nur ein Blödeltheater veranstaltet, um sich das nicht anmerken zu lassen. Dieses Gesicht war längst eingebrennt in sein Herz. Dieser Fredi, den er als Rockmusiker immer gern gesehen hatte. Mehr noch, bei dem er jedes Mal einen Schlag im Geschlecht verspürt hatte, wenn er aufgetaucht war. Er hätte nie etwas von ihm gewollt, hätte ihn niemals darauf angesprochen, schon gar nie angemacht oder berührt - er war erst siebzehn oder achtzehn gewesen. Es hatte ihm genügt, den hübschen Jüngling in der Nähe zu haben, in seine betörenden, blauen Augen zu sehen, hätte sich vielleicht gewünscht mit der Hand durch seine Feuermähne zu fahren. Er war einer dieser ganz seltenen Menschen, deren rotes Haar, je nach Beleuchtung, von Rost, über Kupfer, bis zum Gold reichte. Streifte sie Licht von der Sonne oder von einem Scheinwerfer, vermochte keine andere Haarfarbe derart wie Feuer zu flammen. Schon allein das hatte Bernhard in den Bann gezogen, obwohl ihn – warum hatte er nie sagen können – rote Haare gleichzeitig anziehen und abstoßen konnten. Es schien ihm göttlich und teuflisch. Aber auch die ganze Gestalt des Jungen war beispiellos schön gewesen und er hatte die Gabe besessen zu lächeln und sein Gesicht strahlen zu lassen. Man hatte ihn einfach gernhaben müssen. Und in den hautengen Lederklamotten hatte er ausgesprochen sexy gewirkt.

Jetzt war der Junge ein Mann geworden und sah noch immer blendend aus. Nur Bernhard war nicht mehr Steven Stiller, er war ein Mönch, der seine Berufung ernst nehmen wollte. Für ihn durfte das alles erst recht nicht mehr sein. Er hatte diese Begierde, dieses Verlangen - einen schönen Mann schön zu finden und dessen Anblick zu genießen - nicht selbst erfunden. Man musste doch nicht schwul sein, um einen Mann schön zu finden. Warum darf man alles schön finden: Eine Frau, einen Hund, ein Auto einen Blumentopf, nur nicht einen Mann? Er war nicht schwul. Nein, das ganz sicher nicht. Er hatte sich vor Jahrzehnten, lange vor seiner Zeit als Rockstar, gegen diesen Verdacht gewehrt und ein Mädchen geheiratet. Diese Ehe hatte dann allerdings nicht lange gehalten, war aber hartnäckig an ihm haften geblieben, wie eine Klette – bis heute.

Und genau da tauchte dieser verführerische Teufel auf und sagte: Ich suche Steven Stiller. Wer hat ihn hergeschickt? Wer hat mich in Versuchung führen wollen? So fragte ich mich, als wir nebeneinander durch die Halle von Sant' Anselmo schritten. Dabei kam Fredi nicht, um mich zu verführen - konnte gar nicht wissen, wie sehr er meine Gefühle aufwühlte mit seiner Gegenwart. Er kam, weil er als Zeitungsschreiber ein Interview mit mir machen wollte, für irgendeine Zeitschrift im Ausland.

Als Steven Stiller hatte ich das mit allen Mitteln gesucht und gefördert, weil es die Band und mich bekannt gemacht hatte. Es war wichtig gewesen, lebensnotwendig für eine Rockband. Nur solange über dich berichtet wird, bist du jemand, hatte ich immer gesagt.

Und jetzt. Genau in dieser verfahrenen Situation, in dieser Einbahnstraße, in der ich nicht mehr weiterkam, wollte ich das nicht. Genau jetzt, wo dieses vernichtende Schreiben aus dem Vatikan auf meinem Schreibtisch lag. Das war mein gutes

Recht. Richtig war's ihn wegzuschicken. Es tat mir trotzdem weh. Er war eigens wegen mir weit gereist, hatte Geld und Zeit verschwendet, sich wahrscheinlich auf mich gefreut, wollte seinen Rockstar wiederssehen. Und dann war ich so barsch und lieblos. Genau mit ihm. Was hätte ich denn tun sollen? Ihm sagen ich hätte auf ihn gewartet? Hatte ich gar nicht. Aber er war eine Überraschung - wie ein Geschenk. Exakt dieser junge Mann, den ich vermutlich mehr verehrte, als er mich, war eigens zu mir nach Rom gekommen - und ich schickte ihn fort. Ich hätte doch wenigstens mit ihm ein Gläschen trinken können, hätte meine Freude zeigen können, weil er da war. Er hatte doch keine Ahnung, wie stark meine Gefühle ihm gegenüber waren. Und das brauchte er auch nie zu erfahren. Jetzt hatte ich mich selbst bestraft. Ich wusste gerade seinen Namen. Ich wusste nicht, wo er wohnte, auch nicht wo er in Rom abgestiegen war. Da gab's keine Telefonnummer und keine Postadresse. Ich machte mir Vorwürfe: Vielleicht wäre er bereits wieder abgereist, dachte wohl, ich sei ein Arsch. Oh, könnte ich ihn zurückrufen. Ich war wieder einmal - wie halt immer - viel zu direkt und viel zu schnell. Immer dieses Schnellfeuer und dann gibt's Leichen. So geißelte ich mich damals in Sant' Anselmo. Dabei hätte es mir sogar ganz gutgetan mit jemandem hinzusitzen und meinem Herzen Luft zu machen. Nicht mit einem aus dem Kloster, sondern einem aus den guten alten Tagen des Rock ,n' Roll.

Bernhard ging damals nicht zur Komplet. Er stieg hinauf in sein Zimmer und schaute lange zum Fenster hinaus nach Trastevere hinüber und darüber hinweg, zu Michelangelos Kuppel von St. Peter, die in der Nacht scheinheilig leuchtete. Er schaute hinunter auf die menschenleere Piazza dei Cavaliere di Malta, hoffte, er würde aus der Dunkelheit auftauchen. Er

wird nicht zurückkommen, redete er sich ein: Ich habe ihn gekränkt, vertrieben, mit Schimpf und Schande weggeschickt. Ich werde ihn nie wiedersehen. Nie wieder.

Bernhard atmet tief. Genau jetzt, wo er sich an die schmerzliche Stimmung in Rom erinnert - in die er sich damals selber gebracht hat - steht er wieder wie bestraft in einer Ecke. Diesmal ist auch sein Freund wütend und der wird morgen kaum nochmals für eine Überraschung sorgen, wie damals in Sant' Anselmo.

*

15. Oktober, Montag

Ich stand an der Klosterpforte - anderntags, am Nachmittag um drei. Frater Bernhard wäre beinahe die Treppe hinuntergefallen, war vor lauter Aufregung auf den Saum seiner Kutte gestanden. Normalerweise höbe er sie etwas an, wenn er die Treppe hinunterginge - entschuldigte er sich nachher. Aber diesmal dauerte ihm alles zu lang. Erst kurz vor der Pforte verlangsamte er seinen Schritt. Ich sollte nicht sehen, wie er hetzte, wie sehr er sich freute – ich hab's trotzdem gesehen.

Dachte ich mir's doch.

Was dachtest du?

Dass du mir keine Ruhe lässt und wiederkommst.

Ist mein Beruf. Oder?

Du bist von Beruf Plagegeist?

Sie reichten sich die Hand. Bernhard entschuldigte sich wegen seines gestrigen Auftrittes.

Fredi lächelte und sein Gesicht nahm dieses unbesiegbare Strahlen an. Heutzutage entschuldigen sich die Menschen sel-

ten, dachte er, jeder pocht auf sein Recht. Dann sagte er: Ich bin unangemeldet hereingeplatzt, gab dir keine Zeit zu verstehen, was ich eigentlich wollte.

Doch, doch, ich habe verstanden. Es gibt aber Situationen, da will man nicht über sich reden, vor allem, wenn es nachher Tausende erfahren sollen. Ich mag's dir im Moment nicht näher erklären. Akzeptiere es einfach. Aber wenn du keinen Notizblock und kein Kassettengerät auf den Tisch legst, werde ich gerne mit Dir plaudern - vor allem über damals.

Bernhard schlug vor, nach Trastevere hinüber zu spazieren, und dort zusammen ein Gläschen zu trinken. Hier im Kloster sei alles so starr. Gleich nach der Brücke kannte er einen lauschigen Ort in der Piazza in Piscinula. Sie setzten sich in eine Gartenlaube, vor einer Snack-Bar-Gelateria, die auch Bier und Wein anzubieten hatte und wo ein gut gelaunter Kellner nach ihren Wünschen fragte. Sie bestellten eine Caraffa Frascati, stießen an auf ihr Wohl. Der Moment war da, auf den Fredi seit Tagen gewartet und dafür am Schluss noch gekämpft hatte:

Black Spider, meine Lieblingsband, du der Boss und Keyboarder, ich der Fan, kann es noch immer nicht begreifen. War das ein weiter Sprung vom Hardrockmusiker zum Benediktinermönch?

Wenn du springen willst, dann springst du einfach, auch wenn du nicht sicher bist, ob du auf der anderen Seite ankommst. Allerdings ging der Sprung in die entgegengesetzte Richtung: Ich wuchs um den Kirchturm herum auf und mit zwanzig begann ich schon einmal Theologie zu studieren. Damals gestalteten wir die ersten Jazzmessen weit und breit, mit einer Band, Drums, Elektrogitarren, E-Bass und ich an den Kirchenorgeln. Über diesen Weg kam ich zum Rock. Was ich

jetzt gemacht habe, war eigentlich nur eine Rückkehr, ein Heimkommen an den Ort, wo ich schon immer war.

Der Journalist fühlte sich in seinem Element, nahm einen Schluck und schwärmte:

Ich sehe und höre es noch immer: Lautstarker Rocksound, heiße Stimmung, du im grellen Scheinwerferlicht, in Ledermontur, in schwarzem Leder. Was geht dir da durch den Kopf?

Es war eine schöne Zeit, eine tolle Zeit - auch eine wilde Zeit.

Sex and Drugs and Rock 'n' Roll? Oder?

Ja, so nannte man das, aber bei uns spielte der Rock ,n' Roll die Hauptrolle.

Ihr wart auf Tourneen. Nicht nur in der Schweiz, auch in Deutschland, Österreich, Frankreich und sogar in England. Also viel Rock ,n' Roll. Du sagst: Drugs, Sex, sei für dich kein Thema gewesen. Du hast nie gekiff't?

Nein, hatte ich nicht.

Rock ,n' Roll, fast Tag und Nacht und Sex. So komm doch, das gehört doch zu so einer Band. Oder?

Natürlich hat das dazugehört, es gab auch Groupies.

Und die habt ihr vernascht?

Bernhard stockte. Sein Gesicht starr, die Augen funkelnd: Siehst du, genau das habe ich vermutet und genau darüber will ich jetzt eben nicht reden.

Klar, verstehe ich. Es sind halt Fragen, die draußen interessieren, wenn wir von Mönchen hören ...

... und es sind genau die Fragen, über die ich nicht reden will und die mich ranzig machen. Dinge aus dem privaten Bereich gehen niemanden etwas an. Ich frage dich auch nicht nach deiner Sexualität.

Du darfst mich ruhig fragen. Gebe dir gerne Auskunft. Wo soll ich anfangen?

Ich will es gar nicht wissen, es geht mich nichts an.

Beide schwiegen. Fredi spürte, es war ungeschickt, zumindest in diesem heiklen Moment. Früher oder später würde er hier nochmals den Bohrer ansetzen. Im Moment hielt er es für besser, die Richtung zu ändern. Bernhard war innerlich aufgewühlt, war nicht gerade wütend, wie gestern Abend, aber wenn er ihn jetzt weiter reizte, käme das vielleicht zurück.

Zaghafte stellte er die nächste Frage. Er sei nun also Mönch. Was denn die beiden gemeinsam hätten? Dieser Steven Stiller, den sie damals bejubelt hätten und der Frater Bernhard, der ihm jetzt gegenüber sitze?

Bernhard antwortete nicht sogleich. Er überlegte jetzt jedes Wort, bevor er es aussprach, gewarnt und vorsichtig. Um es hinauszuzögern, gönnte sich der Mönch immer wieder einen Schluck Wein und schaute die Gasse hinunter, als würde er jemanden suchen.

Dann fuhr er endlich fort und erzählte, er sähe keinen Widerspruch zwischen Steven Stiller und ihm als Frater Bernhard. Wieder Stille.

Diesen Entscheid, einem Kloster beizutreten, einem Orden beizutreten, den fälle man nicht über Nacht, oder? Bohrte Fredi weiter.

Nein, nach und nach, sachte, aber kontinuierlich. Schlussendlich sei der Schritt dann fast selbstverständlich.

Trotzdem ein eingreifender Entscheid?

Bernhard erzählte von seinem Haus, in dem Black Spider überhaupt erst hätte entstehen können. In dem sie täglich geübt und Platten eingespielt hätten. Er erzählte von seinem eigentlichen Beruf als Kaufmann, dann die letzten Jahre mit der Band

als Profimusiker. Da sei die Entscheidung, mit weit über vierzig, schon einschneidend. Man könne viel verlieren und nicht zurück, könne nicht sagen: Ich lasse alle Brücken hinter mir stehen. Das könne ein Zwanzigjähriger, vielleicht noch ein Dreißigjähriger.

Es war einfach Tatsache: Black Spider hat es nicht mehr gegeben, ich war frei und habe die Gelegenheit nur packen müssen.

Du hattest nie Familie? Oder?

Doch, verheiratet – nur ein paar Jährchen allerdings - noch vor der Black Spider Zeit.

Kinder?

Nein - die wünschten wir uns zwar immer sehr, zu sehr vielleicht, vor allem meine Frau. Möglicherweise ging die Ehe gerade deshalb in Brüche, ich weiss es nicht. Aber das ist wieder eine andere Geschichte.

Wäre interessant ...

Jetzt fängst du schon wieder an ...

... Sorry klar, lassen wir es.

Der Kellner stellte einen Teller mit kleinen Pizzaschnitten auf den Tisch. Als sie ihn verduzt anschauten, weil sie gar nichts bestellt hatten, sagte er lächelnd, das sei eine Geste des Hauses für liebe Gäste. Sie bedankten sich und langten zu. Fredi war froh, eine Pause einlegen zu können, und grübelte nach weiteren Fragen, ohne gleich wieder einen Fehler zu machen:

Und dann kam der Entschluss, alles was du hattest, Haus und alles auf der Seite zu lassen, dich zu verabschieden, in die Stille zu gehen, ins Kloster zu gehen. Wie wird man Benediktinermönch? Klopf man einfach am Kloster in Rheinau an und sagt: Da bin ich, nehmt ihr mich auf?

An und für sich wäre das so, sagte Bernhard, so stehe das wenigstens in der Regel.

Fredi bohrte weiter: Was es denn brauchte? Ob es eine Eintrittsprüfung gebe?

Im Grund schreibe Benedikt in seiner Regel ganz einfach: Es müsse einer Gott suchen. Das sei alles, was er als Bedingung setze, erklärte der Benediktiner.

Aber Fredis Neugier war noch nicht befriedigt und so forschte er weiter, ob das kein Problem darstelle, weil er verheiratet gewesen sei, ob ein Geschiedener überhaupt in ein Kloster gehen könnte?

Ins Kloster gehen schon, aber um das Noviziat zu beginnen und Mönch zu werden, hätte er eine Bewilligung von einer päpstlichen Behörde erbeten müssen, antwortete Bernhard. Scheidung gebe es in der katholischen Kirche nicht. Er gelte immer noch als Verheirateter und das sei ein Hindernis, aber kein unüberwindliches.

Ein Verheirateter könne auch nicht Priester werden, sagte Fredi vorsichtig, Bernhard aber strebe das Priestertum an, schließe hier in Rom seine theologischen Studien ab. Wie das gehe?

Bernhard sprach nicht weiter. Er starrte irgendwohin, irgendwo an Fredi vorbei. Jetzt hatte er doch dieses Priestertum wieder angesprochen. Fredi betrachtete ein mittelalterliches, mit Efeu bewachsenes Haus. Ein wirklich lauschiges Plätzchen hier, genau nach seinem Geschmack. In Trastevere roch es außerdem nicht nach Touristen. Hier waren die Römer zu Hause. Endlich hörte er Bernhard weitersprechen:

Dasselbe Hindernis gelte eben auch für die Zulassung zu den Weihen. Auch da könne der Papst eine Bewilligung, eine Dispens erteilen und das sei schon oft geschehen. Damals, als

er ins Kloster gekommen sei, hätte der Abt in Rom angefragt, ob sie mit einer Priesterweihe rechnen könnten. Rom hätte gesagt, grundsätzlich schon, aber sie dürften ein Gesuch dafür erst dann einreichen, wenn Bernhard die ewige Profess abgelegt hätte.

Sie ließen uns damit jahrelang hängen, zwischen Hoffen und Bangen.

Diese ‚ewige Profess‘ legtest du inzwischen ab? Oder?

Vor einigen Wochen, vor meiner Abreise nach Rom.

Und das Gesuch? Eingereicht? - Fredi befahl eine unangenehme Vorahnung: Die Antwort ...?

Bernhard stotterte. Dann versagte seine Stimme. Fredi sah, wie er kämpfte, sich gegen das Weinen stemmte. Hier lag die Wunde. Minuten verstrichen. Fredi wartete geduldig, wollte nicht drängen, hoffte Bernhard würde von selbst etwas sagen und das tat er dann endlich mit einer vibrierenden Stimme:

Sie haben das Gesuch für meine Dispens abgelehnt. Ich darf nicht Priester werden.

Mehr brachte er nicht heraus. Er wischte sich mit dem Handrücken die Tränen weg und schnupfte die Nase hoch.

Mit welcher Begründung?

Sie schreiben, diese Dispens könne zurzeit nicht erteilt werden.

Das hieße doch, zu anderer Zeit könnte sie erteilt werden. Oder?

Wann wäre das? Wenn's einen neuen Papst gibt oder, wenn ich achtzig bin? Und wenn der nächste Papst gleich entscheidet? Nein, für mich heißt das: Es ist aus, aus für immer. Mein ganzes sechsjähriges Studium war umsonst – und ich habe mich Tag und Nacht, werktags und sonntags dahinter gesetzt

und mir gesagt, diesmal dürfe es an mir nicht scheitern – an mir nicht. Jetzt besorgen mir das die andern.

Und nun? Was willst du tun? Hast noch ein ganzes Studienjahr vor dir. Oder?

Ich weiss es nicht. Muss das zuerst verarbeiten, Distanz bekommen, dann verkraften. Ich hätte es dir gar nicht sagen sollen. Jetzt habe ich es doch getan.

War vielleicht gut so. Gibt's in eurem Kloster keinen, mit dem du darüber reden könntest? Jetzt war Fredi tatsächlich betroffen. Plötzlich klärten sich Bernhards Verhalten und der Ärger von gestern Abend.

Jeder möchte mit mir reden, aber hier wollen mir alle weismachen, das sei der Wille Gottes. Das ist er nicht, verdammt noch mal, das ist die Entscheidung von ein paar Arschlöchern, drüben im Vatikan! Verzeih mir.

Jetzt weinte er tatsächlich. Sein Körper zitterte von oben bis unten.

Es gibt nichts zu verzeihen, lass deine Wut ruhig raus, das tut gut, beruhigte ihn Fredi und freute sich heimlich trotz der schlechten Nachricht ein wenig, weil Bernhard mit diesem Ausbruch wieder Steven Stiller war.

Bernhard nickte. Fredi klopfte seinem Freund leicht auf die tief hängende Schulter, während er aufstand und auf die Toilette ging, um ihn bewusst eine Zeit lang alleine zu lassen. Als er zurückkam, hatte sich Frater Bernhard wieder gefasst.

Dann bedeutet dir das Priestertum sehr viel?

Schau, Mönch wird man für sich selber. Priester wird man für die andern.

Sie saßen noch ein Weilchen da, ohne zu sprechen, jeder mit seinen Gedanken. Fredi müsste das alles verarbeiten und dann in einen Artikel gießen. Morgen wollte er einen alten Freund

treffen, der hier in Rom arbeitete, der, so glaubte er, auch Priester oder so etwas sein sollte.

*

Bernhard schaut vom Bildschirm auf. Siehst du, er hat es doch aufgeschrieben - macht keine Notizen und keine Aufnahme - geht einfach ins Hotel und schreibt alles aus dem Gedächtnis. Nun gut, mit den Fragen um Black Spider kann ich leben, das ist okay - solche Fragen habe ich damals ständig beantworten müssen. Da liegt nicht das Problem. Auch die Frage nach den Drogen ist immer noch Standard. Man will mir einfach nicht glauben, dass ich nie Drogen genommen habe. Ich war einfach strikte dagegen, hatte das auch in Interviews immer wieder betont, bis mich die Band eines Tages vor vollendete Tatsachen gestellt hatte. Im Tourbus, wo ich nicht hatte ausweichen können, hatten sie zusammen mit der Crew vor meinen Augen einen Joint kreisen lassen. Ich hatte dann Tage gebraucht, um mich damit abzufinden, hatte mir gesagt: Entweder musst du aus dem Rockbusiness aussteigen oder das akzeptieren. Damals hatte ich dann mit den Bandmitgliedern ein Gentlemen's Agreement vereinbart, wonach sie nie versuchen sollten mich mit hineinzuziehen und in meinem Haus zu kiffen. Nur, das hatte mich dann ausgegrenzt. Die Andern waren einfach ohne mich ausgegangen und wenn ich doch zufällig dabei gewesen war, hatte ich die nächsten ein, zwei Stunden ganz allein verbracht. Sie hängten zwar noch rum, körperlich, hatten aber den Geist in eine ferne Welt verrückt.

Bernhard denkt eine Weile an das Interview mit Fredi in Trastevere. Da hat er mich dann noch mit dieser Frage nach dem Sexualleben und den Groupies genervt und das ist ihm so

wichtig gewesen, dass er es mitsamt meiner Weigerung, darüber zu sprechen, aufgeschrieben hat. Natürlich hatte es sie gegeben - in England waren sie uns bis in die Schlafzimmer nachgelaufen. Aber ich hatte mich da rausgehalten. Ich hatte nach der Scheidung - aus der ich mit einem blauen Auge davongekommen war - wenig Lust verspürt, mich erneut auf Frauen einzulassen. Darüber wollte ich nicht reden und, schon gar nicht ausgerechnet mit ihm.

*

16. Oktober, Dienstag

Siegbert Pfeiffer stand auf dem Vorplatz der Lateranbasilika mit der prachtvollen weißen Fassade, der eigentlichen Kathedrale des Papstes, als Bischof von Rom, gleich neben dem ehemaligen Palast der Päpste. Mein Freund und Studienkollege aus Frankfurter Zeiten meinte, es wäre eine Unterlassungssünde, nicht schnell hineinzuschauen - hier sei Weltgeschichte geschrieben worden. Siegbert war noch immer der Alte, hager, drahtig, mit knochigem Gesicht und knochigen Händen, aber mit wunderbarem Herzen. Wir betraten die Kirche, ein Meisterwerk von Borromini im siebzehnten Jahrhundert. Im mittleren der fünf Schiffe dominierte eine goldene Kassettendecke, die in den Vertiefungen prachtvolle Schnitzereien fasste, von denen besonders die Papstwappen in meinem Gedächtnis hängen blieben. Siegbert war Kirchenrechtler – nicht Priester. Er hatte nach dem Jurastudium in Frankfurt, wo wir bei derselben Schlummermutter untergebracht waren, an der Lateranuniversität kanonisches Recht studiert, war jetzt Assistent am Institutum Utriusque Iuris. Als Doktor beider Rechte könnte er sich um einen Posten an einem päpstlichen Gericht bewerben. Ich

erzählte von Steven Stiller, der jetzt als Mönch lebe und Frater Bernhard heiße, der eben in Rom sein letztes Studienjahr in Theologie absolviere und ja - dem gerade die Dispens aus dem Vatikan verwehrt worden sei. Er sei vor langer Zeit verheiratet gewesen.

Solche Dispensen seien möglich, antwortete Siegbert. Vor allem unter Paul VI. sei das öfters vorgekommen. Allerdings hänge jetzt eine dunklere Wolke am Himmel: Der Papst habe gerade vor einem halben Jahr eine Order herausgegeben und einen Riegel geschoben.

Aber Bernhard komme nicht mit der Ehefrau an der Hand und frage, ob er Priester werden dürfte, entgegnete Fredi. Er sei Mönch mit ewigen Gelübden, lebe den Zölibat, könnte schon von daher seinen Eheverpflichtungen gar nicht nachkommen. Außerdem sei seine Frau längst wieder verheiratet und habe zwei Kinder.

Danach fragt das Kirchenrecht nicht, sagte Siegbert. Grundsätzlich kann ein verheirateter Mann nicht Priester werden. So steht das im Codex Iuris Canonici. Dispensen, Bewilligungen, Erleichterungen, Privilegien werden dir immer von jemandem, der höher ist als du, mit Gnade gegeben. In der Kirche kannst Du dir nichts erwerben, du kannst immer nur demütig darum bitten und es wird dir gewährt – oder halt auch nicht.

Siegbert hatte am Nachmittag noch einen Termin an der Universität Gregoriana. So gingen sie nach einer Pizza und einem Espresso durch die Via di San Giovanni in Laterano, eine lange schmale Straße die schnurgerade auf das Kolosseum zuführte. Auf wackeren Pflastersteinen - auf denen schon Asterix und Obelix gezankt haben könnten - schlurfte ihnen eine Bettlerin entgegen, tief gebeugt von der schweren Last des

Schicksals, mit einem mausgrauen, groben, mit Flickern vernähten Tuch über dem hageren Körper und einer Kapuze, die tief über das Gesicht hinaushing und vorne nur noch einen schmalen Schlitz offenließ, den sie gegen den Boden hielt. Sie schritt schleppend und mühsam, gestützt auf einen krummen Holzstock und sie trug in der anderen Hand eine Kaffeetasse, an der einige Splitter fehlten und in der ein paar Lira klimperten, mit denen sie sich bemerkbar machte.

Siegbert seufzte ergriffen: Oohjeeeh. Wobei der letzte Ton fast eine Oktave hinunterglitt, griff in die Jackentasche, nahm einige Münzen heraus und warf sie in ihre Tasse.

Sag mal ganz ehrlich, gibt es in Italien so arme Leute, die mit solchen Hudeln auf der Straße betteln müssen? fragte Fredi, halb belustigt, halb verärgert. Wenn ich die genau ansehe, so erinnere ich mich an Figuren aus Hollywoodfilmen, die im Mittelalter oder in der Antike spielten. Schau genau hin. Du siehst kein Gesicht. Weißt nicht, wie alt, wie gesund, nicht mal ob Frau, ob Mann. Hör mir doch auf, am Abend zieht der seinen Überhang ab und fährt mit dem Wagen in den Ausgang. Oder?

Du magst recht haben, sagte Siegbert. Aber tut es mir weh, wenn ich dem eine Lira gebe? Ich trage immer ein paar in der Jackentasche und so gebe ich sie halt. Ist jetzt einfach sein Job und ich habe meinen – und ich kann am Abend auch in den Ausgang gehen. Übrigens, a apropos Ausgang. Ich treffe heute Abend ein paar Leute aus dem Vatikan. Alles junge Deutschsprechende, keine hohen Tiere, wir besuchen unser Stammlokal, trinken etwas und diskutieren über Gott und die Welt. Magst du mitkommen?

*

Das Treffen am Abend war locker. Siegbert traf sich regelmäßig mit ein paar anderen Kirchenrechtlern, darunter auch Kleriker. Irgendwann brachte Fredi die Situation von Frater Bernhard ins Gespräch, ohne den Namen zu nennen. Einer der Anwesenden erinnerte sich sofort an den Fall. Er arbeitete im Staatssekretariat des Vatikans und hatte etwas mitbekommen. Die Entscheidung, die Dispens zu erteilen oder zu verweigern, sei lange hin und her diskutiert, aber letztlich durch die Intervention eines Schweizers gekippt worden. Fredi hätte gerne mehr erfahren, aber offensichtlich hatte der Mann aus dem Staatssekretariat bereits etwas gesagt, das nicht hätte gesagt werden dürfen. So blieb es bei diesem vagen Hinweis zu einem Fall, der für die jungen Juristen höchstens ein interessantes Fallbeispiel war.

Fredi bat auf dem Heimweg seinen Freund, beim nächsten Treffen zu fragen, wer der Mann aus der Schweiz gewesen sei. Sie tauschten die Nummern ihrer mobilen Telefone. Fredi wartete auf seinen Bus, stand ganz allein auf der menschenleeren Piazza Venezia, das gigantische, monumentale Denkmal von Vittorio Emanuele II. im Blickfeld, weit im Hintergrund Teile des Kolosseums. Wenn die Römer hier nur noch einen Haufen Steine zurückgelassen hatten – wertvolle Steine, zugegeben und erst noch lukrative - so hatte die neuere Zeit nicht weniger eitle Andenken hinterlassen. Dieser schnauzbärtige König auf dem Pferd mochte einmal wichtig gewesen sein, aber ein solches Monument, in solchen Dimensionen?

Fredi glaubte, so etwas könnten in ihrem Patriotismus nur gerade noch die Amerikaner überbieten. Gut, es sah mächtig und prächtig aus und imponierte den Massen. Allerdings stellte sich Fredi dort zuoberst nicht diesen Sockel mit dem ersten

König des geeinten Italien vor, sondern einen Stuhl mit seitlichen Lehnen, auf dem der gute alte Julius lässig hockte und zu dem all die Fürsten und Könige der damaligen Welt hinaufkrochen, um seine Sandalen zu küssen. Rom ist doch einfach eine gewaltige Theaterbühne, auf der sich jeder in seiner Weise inszenieren kann, dachte er - ob er nun Vittorio Emanuele heißt oder ein kleiner Bettler ist, der seine Kapuze so tief hängen lässt, damit ihn niemand erkennt.

*

17. Oktober, Mittwoch

Ich traf Bernhard vor seinem Abflug nochmals in Sant' Anselmo und berichtete ihm von gestern Abend. Ein Schweizer sollte die Sache zu Fall gebracht haben. Wer war das? Bernhard fühlte schon länger: Es gäbe Leute, die ihm sein Priestersein vergällten. Warum? Vielleicht weil er geschieden, vielleicht, weil er Rockmusiker war, mit einem wilden Leben hinter sich. Das Klischee von Sex and Drugs and Rock ,n' Roll jedenfalls - wäre nicht totzukriegen. Ich vermutete einen kleinen Fisch, irgendein Priesterlein, der da arbeitete oder vielleicht einer der Schweizergardisten. Solches würde doch auf den oberen Etagen entschieden, entgegnete Bernhard. Da könnte einer der Underdogs gar nichts dazu beitragen.

Pass mal, auf ich will ein Beispiel erzählen, erklärte Fredi. Sitzt ein Personalchef in seinem Büro, wägt gerade ab, ob er einen Mann einstellen soll. Kommt die Putzfrau, nimmt den Papierkorb, um ihn zu leeren, und der Personalchef sagt: Dieser So-und-so wohnt doch in Ihrem Dorf. Kennen Sie ihn? Die

Putzfrau bleibt stehen, sagt entsetzt: Um Gotteswillen! Fragen Sie mich nicht nach dem! - Glaubst du, der bekommt den Job?

Bernhard nickte: Das leuchtet mir allerdings ein. So kann es passieren.

Wie sieht das aus in Sant' Anselmo, da gibt's doch auch Schweizer? Einer stand bei dir, als ich dich getroffen hatte. Ist der kosher?

Mein Konfrater. Auch aus Rheinau.

Könnte es der gewesen sein?

Bernhard schüttelte den Kopf. Kaum. Er hätte immer ein gutes Verhältnis zu ihm gehabt. Der studiere an der Gregoriana, sei ein blitzgescheiter Kerl und bereits Doktor der Philosophie.

Anders wäre der zweite Konfrater. Aber der sei in Salzburg, reise zwar in ganz Österreich herum, statt seine Studien zu machen, sei aber kaum bis Rom gekommen. Sie beschlossen, die Sache vorerst für sich zu behalten, wollten aber dranbleiben. Vielleicht würde Siegbert Pfeiffer etwas mehr erfahren.

*

18. Oktober, Donnerstag

Der Himmel über Rom war blau. Nur blau und sonst nichts. Ich war ebenso frei, wie der Himmel über und die kleiner werdende Stadt unter mir. Eigentlich waren es zwei Städte und die eine ein souveräner Staat. Ich fühlte mich wie ein Vogel. Ich hatte wieder Zeit – und ich hatte Lust, etwas zu unternehmen. Während des Rückfluges überdachte ich das Geschehen der letzten Tage. Wie ganz anders schien meine Auszeit zu verlaufen. Nie hätte ich gedacht, in so wenigen Tagen, so viel über den Mechanismus und das Innenleben der katholischen Kirche zu erfahren. Es faszinierte mich ungemein, packte mich förm-

lich, stieß gleichzeitig wieder ab. Das war der Stoff, aus dem man Geschichten macht. Dieser Rockmusiker im Kloster, die Blockade wegen seines sogenannten Ehebandes, der große Unbekannte aus dem Vatikan. Und in meinem hintersten Hirnwinkel war ich sicher, Frater Bernhard berge noch weitere Geheimnisse. Und just als die MD-81 der Swissair den Gott hard überflog, beschloss ich, nicht nur einen Artikel, sondern ein Buch darüber zu schreiben und - zwecks Recherche - für einige Zeit ins Kloster einzutauchen.

Zweiter Aufzug

Frater Bernhard öffnet das Fenster direkt gegen Süden auf den Rhein hinaus. Der Fluss oberhalb und unterhalb des Klosters gestaut, scheint hier zu ruhen, zeigt sich wie ein tiefgrüner Spiegel. Am anderen Ufer Wald, bis hinab ins Wasser. Wo erlebt man aus dem eigenen Zimmerfenster heraus noch so etwas. Auf Bernhard wirkt das sonst beruhigend, aber jetzt ist er aufgewühlt. Er geht nicht hinunter zur Sext. Ihm ist die Lust zum Beten vergangen. Er will auch möglichst niemanden sehen. Und außerdem interessieren ihn die Einträge von Fredi:

19. Oktober, Freitag

Die Bahn brachte mich nach Marthalen. Ein ländlicher Bahnhof, mit Kiosk, wenigen Leuten. Wartende Postautos signalisierten dennoch, dieser Bahnhof sei mehr als nur ländlich, er sei immerhin ein Verkehrsknotenpunkt. Ich schleppte meine Koffer zu den Bussen, ausschauend welcher wohl nach Rhein-au führe und als ich ihn geradewegs anpeilte, besteigen wollte, schaute ich nach rechts und sah Sabine.

Was machst du denn hier? Staunten beide synchron, als hätten sie das eingeübt.

Na ja, ich habe dir gesagt, ich wohne hier, erklärte Sabine. Aber du überrascht mich. Oder bist du etwa immer noch auf der Suche nach deinem mönchischen Rockstar - oder rockigen Mönch?

Darum geht es. Ich fahre nach Rheinau, will dort im Kloster wohnen, als Gast, versteht sich. Ihn habe ich in Rom aufgestöbert.

Und, eilt das so? Oder liegt ein Drink bei mir zu Hause drin? Hinfahren kann ich dich dann mit meinem Wagen.

Der Vorschlag gefiel Fredi. Warum sollte er so schnell in dieses Kloster. Seit Tagen hatte er kein weibliches Wesen mehr aus der Nähe gesehen. Diese katholische Welt ist so was von geschlechtslos. Wie halten die nur ihren Zölibat aus. Sabine gefiel ihm und er brauchte wieder mal den Duft einer Frau. Er ließ den Bus abfahren. Sie bewohnte ein Riegelhäuschen im Zentrum von Marthalen.

Gemütlich hast du's hier, sagte er, eigentlich nur aus Höflichkeit, seine Gedanken parkten schon woanders. Er betrachtete ihre Figur, ihren Gang. Sie war schön. Schöner, als ihm bisher aufgefallen. Schlank, groß gewachsen, weißblond, die Haare in Strähnen bis zur Schulter, die Augen rehbraun. Ihr schmales Gesichtsoval machte sie liebenswürdig, vor allem, wenn sie mit ihrem breiten Mund lachte. Dezentes Make-up, dezentes Parfum. Aber betörend.

Diese Frau wollte er besitzen. Es ging ihm nicht um das Glas Wein. Und was sie sich über ihre Berufe zu erzählen hatten, was schnell berichtet - sie Psychologin an Schulen in der Gegend sich mit Kinderproblemen herumschlagend, er Journalist in Berlin andere mit Fragen ausziehend bis aufs Hemd. Das alles war Standard. Was jetzt zählte, war ihre Nähe, ihre unmittelbare Nähe. Selbstverständlich fiel er nicht gleich mit der Türe ins Haus. Aber er hatte bereits Feuer gefangen, begehrte sie, wollte nicht allzu lange warten. Sie schien das zu spüren und auch zu wollen. Jedenfalls küssten sie sich gleich zum ersten Mal nach dem Anstoßen - den köstlichen Weinländer Riesling in den Händen.

Oh, ihr habt da ein vorzügliches Tröpfchen. Dieser Wein erregt mich. Dieser Wein und deine Schönheit - süßer als Wein ist deine Liebe. Oder?

Komm, lass die Bibelsprüche. Falls du überfordert bist, kann ich dir ein Glas Milch bringen.

Sie lachten herzlich, aber das Lachen erstickte. Es war ein wohltuender Kuss und er war lange. Er war einladend, er war zustimmend, er öffnete die Türen. Wozu Worte? Sie spürten ihre Lippen, bald auch die Zungen. Sex ist Rausch, nichts als Gefühl und Rausch, dachte Fredi schon fast von Sinnen. Sabine zögerte das Vorspiel hinaus. Lange. Sie liebte diese Vorspiele, sie liebe sie mehr als die nachfolgende Vereinigung, die dann doch nur noch auf die Explosion hinführte. Anders Fredi. Für ihn war beim Sex immer der Sinnesrausch das Ziel. Sie lagen lange da, nackt wie sie waren, und draußen verabschiedete sich der Tag.

Für Sabine war das Kloster eine völlig fremde Welt und sie konnte sich schlecht vorstellen, weshalb Fredi hingehen und bis Weihnachten bleiben wollte. Noch weniger konnte sie einen Rockstar wie Steven Stiller begreifen, der das für immer tat. Fredi legte Sabine seinen Plan vor. Er wolle ein Buch schreiben, eine Doku, vielleicht einen Roman, einen Knüller. Gerade da müsste er das Leben im Kloster selbst leben und erleben, sonst würde das nichts.

Dieser Rockmusiker im Kloster. Wie geht das überhaupt? Ist das nicht ein Panzer im Weizenfeld? Oder bringt der die ganze Mönchssippe zum Tanzen und Headbängen?

Schau, da liegt gerade die Spannung zwischen dem, was man sich so vorstellt - von der Rockmusik, vom Klosterleben - und von dem, was wirklich ist. Dann die Frage, wie weit das eine das andere beeinflusst oder abstößt. Das möchte ich in den

Mittelpunkt meiner Geschichte stellen. Und jetzt weilt Bernhard noch in Rom, weiss nicht, dass ich Gast in seinem Kloster bin. So kann ich erfahren, wie die andern den Rockmusiker sehen. Oder? Ja, und einer der Mönche hätte ihm bereits ein Statement abgegeben. Der würde Rockmusik für ein Werk des Teufels halten.

Also nein, in was tauchst du da ein! Sabine bot Fredi an, ihn jeweils mit dem Auto zu holen, wenn er die Mönche nicht mehr ertrüge. Sie sei in jeder Hinsicht frei. Die beiden entwickelten eine Strategie, wie sie sich in den nächsten Wochen und Monaten treffen könnten. Sie vereinbarten außerdem - zur Tarnung gegenüber dem Kloster - Sabine als Fredis ‚Cousine‘ auszugeben.

Sabine warf Schnitzel in die Pfanne. Während sie schmaus-ten und schwatzen, drehten sich die Zeiger auf acht. Fredi fuhr auf: Jetzt kann ich nicht mehr ins Kloster. Die machen den Laden früh dicht. Darf ich anrufen?

Nummer gewählt, Anrufbeantworter abgehört, im Kloster herrsche das große Stillschweigen und das dauere bis am nächsten Morgen nach der Messe. In dieser Zeit würden keine Anrufe entgegengenommen. Da hast du ‘s.

Kein Problem doch - schlaf hier bei mir. Morgen gibt’s Frühstück mit Schinken und Ei und Toast mit Butter und Erdbeerkonfitüre. Magst du das?

Ich liebe Erdbeeren.

Siehst du. Dann fahre ich dich hin. Es ist Samstag, ich habe frei. Habe übrigens, wenn du die so magst, gefrorene Erdbeeren im Tiefkühler. Die taue ich jetzt zum Dessert auf.

Anyway und was fangen wir an mit dem angebrochenen Abend? fragte er unschuldig.

Was denn? Bist du wirklich so fantasielos? Witzelte sie und streichelte seine Nase, wohl wissend, auf was er hinauswollte.

Den Erdbeeren fehlte es an Aroma. Sie wollten nicht warten und lutschten sie wie Eis am Stiel. Am nächsten Morgen weckte sie nicht die Nachtigall und nicht die Lerche, sondern nur eine Handvoll frecher Spatzen vor dem Fenster.

*

Eine gute Voraussetzung, um ins Kloster zu gehen, spottet Frater Bernhard halblaut. Er hat beschlossen, auch nicht zum Mittagessen zu gehen. Einmal will er jetzt Fredi nicht sehen und dann ist diese Lektüre auf dem USB-Stick spannend wie ein Roman. Trotzdem hat er Hunger. Aber in seinem sorgsam getarnten Kühlschrank gibt's noch Käse.

Pater Fridolin hingegen setzt sein entwaffnendes Lächeln auf, geht zu seinen Gästen und führt sie ins Refektorium. Als Cellerar ist er nicht nur Küchenmeister, sondern auch Gästepater. Nach dem Essen kommt Prior Magnus auf ihn zu. Er könnte fragen, was da los gewesen sei. Aber da er Fredi gut mag, fragte er nur, ob der Rockstar wieder das Rad geschlagen habe? Der Cellerar berichtet seinem Oberen den Vorfall von heute Morgen, wo Bernhard für ihn ein Computerprogramm habe installieren sollen und wie er ihn beim Durchstöbern der Küchenmeisterbuchhaltung erwischte habe.

Ob er ihn deswegen vorladen solle, fragt der Prior.

Fredi verneint. Mit dem, was der gesehen hat, kann er nichts anfangen. Oder?

Selbstverständlich kann Pater Fridolin Hoffmann, Cellerar des Klosters Rheinau, nicht wissen, dass Frater Bernhard gera-

de in seiner Zelle damit beschäftigt ist, mit dem, was er gesehen hat, doch etwas anzufangen:

*

20. Oktober, Samstag

Ich meldete mich an der Pforte. Pater Walter, der Gästepater und Cellerar des Klosters, hatte mich am Vorabend erwartet, war kurz angebunden und knurrte, als er mich abholte. Fünf vor zwölf stand ich zusammen mit ein paar andern Männern bei der Türe zur Klausur. Pater Walter öffnete und führte uns hinein, nicht ohne vorher zu sagen, hier drinnen herrsche Stillschweigen. Wir stiegen eine Wendeltreppe hinauf und durchquerten den oberen Gang, der uns direkt zur Galerie in der Kirche führte. Eine barocke Welt tat sich auf. Eine kolossale Krone schien über dem Hochaltar zu schweben. Aber Marmorsäulen trugen sie - hellblau mit orangen Kapitellen. Auf dem Altarblatt spielte dieselbe Szene wie in Einsiedeln: Maria, von Engeln in den Himmel getragen, während um das offene Grab die Menschen staunten. Klar, auch diese Kirche war eine Marienkirche. Pater Walter drückte jedem ein Heft in die Hand und ich sah die Mönche unten in den Chor einziehen. Zuvorderst der Abt, dann die Mönche. Sie füllten beidseitig das Chorgestühl, immer je einer in einer Stalle und schlugen rot eingefasste Bücher auf.

Eine einzelne Männerstimme hub an:

O Gott, komm mir zu Hilfe.

Gut sechzig stimmten ein:

Herr, eile mir zu helfen.

Dann sangen sie, die Seiten abwechselnd:

Die Glut des Mittags treibt uns um,
Die Stunden eilen wie im Flug.
Du Gott vor dem die Zeiten stehn,
Lass uns ein wenig bei dir ruhn.
Wir atmen fiebrig und gehetzt.
Der Streit flammt auf, das rasche Wort.
In deiner Nähe starker Gott,
Ist Kühlung Frieden und Geduld.

Darauf folgten Verse, rezitiert auf ein und demselben Ton. Psalmen. Das sah Fredi aus dem Büchlein. Schließlich setzten sich alle und nach einer Weile des Schweigens trat einer der jüngeren Mönche an den Ambo und las eine kurze Stelle aus der Bibel, kaum mehr als zwei Sätze. Und ehe Fredi etwas vom anschließenden Gebet eines Älteren im Hintergrund verstanden hatte, strömten sie auch schon wieder hinaus, diesmal die Jüngsten zuerst. Auch die Gäste kehrten zurück, kamen mit den Mönchen im unteren Klausurgang an.

Der Gästepater führte sie ins Refektorium, wies ihnen einen Platz. Über sich bestaunte Fredi eine Kassettendecke, nicht vergoldet wie die im Lateran, aber von schlichter Eleganz und Schönheit, in dunklem Holz gefertigt. Sie standen hinter Tischen entlang der Wände, auf beiden Seiten des Saales. Oben ein Tisch quer. Ganz unten im Westen sah Fredi eine Metalltüre, die er eher als Fremdkörper empfand. Daneben reihten sich drei Mönche - dem Alter nach - mit weißen Schürzen über der Kutte. Am Quertisch stand ganz links der Abt, der als Letzter den Saal betreten hatte. Dann folgten der Prior, der Subprior und so weiter gegen das Fenster hin. Die Reihe war unterbrochen durch die Gäste, die offensichtlich hier einen Ehrenplatz einnahmen, denn erst nach ihnen setzte sich die Reihe der

Mönche fort. Die Seniorität galt offenbar auch für die Gäste. Fredi, der erst vor einer Stunde gekommen war, hatte seinen Platz zuunterst. Ihre Namen standen auf Zetteln auf den Servietten, daneben das Besteck. Nicht so bei den Mönchen. Vor diesen lagen längliche Holzkästchen, in schwarzes Leder gefasst, auf dem Deckel ihre Namen, goldgeprägt. Sie erinnerten Fredi an kleine Särge. Obwohl niemand auch nur ein Wort geredet hatte, wurde es jetzt noch stiller. Der Abt begann das Tischgebet, das mit dem Vaterunser endete. Dann setzten sich alle. Aber sie begannen nicht mit dem Essen. Sie saßen da, still und unbeweglich. Auch die Fassmannschaft bei der Metalltüre rührte sich nicht vom Fleck. Der Leser hob an und erst jetzt bemerkte Fredi die Kanzel in der Ecke gegen den Rhein.

Es folgt weiter aus dem Evangelium nach Johannes, Kapitel zwei, die Vertreibung der Händler aus dem Tempel, allwo gelassen.

Nach zwei Sätzen senkte der Vorleser seine Stimme und die ganze Szene begann sich zu bewegen, wie ein Film, aus dem Stand-by heraus ins Play gebracht. Alle öffneten ihre Särge und entnahmen ihnen Besteck. Jeder schöpfte so viel Suppe, wie er mochte, und reichte die Schüssel nach unten weiter. Vier stramme, junge Mönche machten mit Zinnkannen in den Armen die Runde. Sie blieben bei jedem Glas stehen, um es auf ein stummes Zeichen hin, aus der einen oder andern Kanne zu füllen. Als sie zu Fredi kamen, flüsterte der Erste leise:

Es gibt Wein, Most oder Süßmost. Mineral steht auf dem Tisch. Er wählte Most.

Geräusche von Besteck auf Tellern, Suppenschüsseln auf Metallwagen, Schritte und Husten – aber kein menschliches Wort, außer dem des Lesers, der immer noch aus dem Johan-

nesevangelium vorlas. Etwa in dem Augenblick, als alle ihre Suppe geschöpft hatten, sagte der Leser:

Es folgt Kapitel drei, das Gespräch mit Nikodemus.

Jetzt können wir reden, dachte Fredi. Keinesfalls. Nach etwa einer Minute Stille öffnete der Vorleser ein anderes Buch und las:

Nelson Mandela, der weite Weg zur Freiheit, Kapitel vier, allwo gelassen.

Allwo gelassen? Noch nie gehört. Aber es gefiel Fredi. Es tönte so herrlich altmodisch.

Nun servierten sie - wieder bei den Gästen zuerst - das Mittagessen. Alles lag auf Chromstahlplatten oder Schüsseln: Röstti, Blut- und Leberwürste, in Scheiben geschnittene Saucissons. Dazu gedämpfte Apfelschnitze. Als das Essen fertig war, hieß es warten und weiter Mandela zuzuhören, denn die Gäste hatten alles zuerst bekommen und die Junioren waren noch am Essen. Wenigstens interessierte sich Fredi für die Lesung. Er sah, wie der Abt seine Serviette abzog und sich die Fassmannschaft in Bewegung setzte - als hätte sie auf dieses Zeichen gewartet. Alle drei schoben kleinere Metallwagen und begannen das Geschirr einzusammeln. Auf den Rollwagen standen Behälter als Abfallkübel und dort hinein leerten sie das, was so auf den Tellern übrig blieb. Nicht etwa Speisen, die nicht gegessen worden wären, sondern Abfälle, wie Häute der Blut- und Leberwürste oder der Saucissons. Hier war es offensichtlich verpönt, nicht zu essen, was man geschöpft hatte. Das Aufräumen dauerte eine Weile und alle schienen unendlich Zeit zu haben. Erst als die drei Mönche ihre Wagen durch den Metallschrank in die Küche gestoßen und ihre Schürzen ausgezogen hatten, ertönte ein Klingelzeichen, das der Abt mit einer silbernen Glocke gab.

Der Leser schlug ein weiteres Buch auf. Es folgt weiter: aus der Regel unseres Heiligen Vaters Benedikt, Kapitel 32, von den Werkzeugen und vom Besitz des Klosters, allwo gelassen.

Draußen im Gang standen die Mönche und Gäste jetzt frei herum und redeten. Das Silentium war aufgehoben. Pater Walter stellte den neuen Gast dem Abt vor. Der machte nur wenige Worte, wünschte ihm einen angenehmen Aufenthalt. Dann war er bereits ein gefragter Mann bei seinen Mönchen, von denen etliche etwas mit ihm bereden wollten. Ebenso der Prior. Dieser Small Talk nach dem Essen war offensichtlich der Ort, wo man die Oberen direkt kontaktieren konnte.

Bruder Anselm, der Pförtner, kam auf Fredi zu und winkte. Es gibt Kaffee, wenn Sie mögen. Wir gehen dazu hinauf in den Gästespeisesaal. Kommen Sie nur grad mit.

Fredi blickte zurück und sah, wie sich die Mönche - die sie vorhin bedient hatten - an einen Tisch setzten und die Servietten in den Kragen steckten.

Ist für die Fassmannschaft sicher brutal nach den andern zu essen, wenn man beim Servieren den Braten schon riechen kann, sagte der Neuling, während sie die Treppe hinaufstiegen.

Daran gewöhne man sich. Das heiße bei ihnen übrigens nicht ‚Fassmannschaft‘. Das seien die Tischdiener. Immer einer der Patres, einer der Brüder und ein Frater und wenn der Abt an der Reihe sei, sammle auch er die Kotelettknochen ein.

Fredi war etwas nicht klar: ‚Frater‘ heiße doch auch ‚Bruder‘. Warum sie das unterscheiden würden.

Man nenne die angehenden Priester ‚Fratres‘ solange sie in der Ausbildung seien und im Fraterstock wohnten. Nach der Priesterweihe würden sie dann ‚Pater‘ heißen.

Und wenn ein Frater nicht Priester wird?

Die werden alle Priester.

Auch Frater Bernhard?

Das wissen Sie schon? - Klar Sie haben ihn ja in Rom besucht.

Was unternimmt das Kloster jetzt? Fredi machte eine interessierte Mine. Niemand hier sollte wissen, wie sehr er sich diesbezüglich in Rom bereits in die Riemen gelegt hatte.

War bei uns kürzlich großes Thema. Keine Ahnung. So etwas gab's noch gar nie. Wenn der Papst das so angeordnet hat, wird man nicht viel machen können. Ich weiss nicht, ob der Abt da etwas unternimmt. Oder vielleicht Bischof Ambros.

Wer ist das?

Der Bischof von Lausanne. Er ist ein Mitbruder von uns, selber Benediktiner von Rheinau und oft hier bei uns im Kloster. Er hat viel Einfluss, ist angesehen im Vatikan, ist momentan der Vorsitzende der Schweizer Bischofskonferenz.

Während sie die Treppe hochstiegen und die Klausur verließen, beschäftigte ihn das. Ein Schweizer hatte im Vatikan die Sache zum Kippen gebracht. Ein Hinweis? Könnte das nicht jeder hier im Kloster sein? Fredi ließ einmal alles in der Luft stehen. Er wollte nichts gefährden und den jungen Bruder nicht durch eine falsche Frage hineinziehen. Er würde das im Auge behalten.

Im Gästespeisesaal standen auf einem Tisch bereits eingeschenkte Kaffeetassen. Man setzte sich nicht, sondern nahm eine zur Hand und trank den Kaffee stehend. So konnte man mit der Tasse umhergehen und reden, mit wem man wollte. Hier war die Seniorität aufgehoben. Das entschädigte Fredi für das Stillschweigen während des Essens. Jetzt wollte er endlich mehr über Steven erfahren.

Als hätte Anselm seine Gedanken gelesen: Sie kennen demnach Frater Bernhard schon länger?

Seit Jahren. Habe aber lange nichts von ihm gehört. Bewunderte ihn als Rockmusiker. Darf man doch erwähnen? Oder?

Oh warum nicht. Alle wissen es, nur nicht alle freut das und nicht alle können sich unter dieser Musik mehr vorstellen, als Krach.

Bruder Anselm erzählte, am Sonntagabend würden sie im Refektorium immer Musik anstelle einer Lesung hören. Einer der Musiker wähle vorher eine CD aus. Einmal hätten sie Bernhard dazu angestellt. Der habe eine Rock-CD eingelegt, hübsche Balladen, nicht gerade Heavy Rock klar, aber eben halt doch Rock. Habe das einen Aufruhr gegeben. Ein paar der Alten, vor allem von den Brüdern, hätten protestartig das Refektorium verlassen. Pater Walter habe die Musik dann so weit heruntergedrosselt, bis man sie fast nicht mehr hören konnte und hinterher, draußen im Gang, seien sie auf Bernhard losgegangen, ob er eigentlich noch alle Tassen im Schrank habe. Zwar sei der Abt eingeschritten, aber seither habe Bernhard keine CDs mehr aufgelegt. Andererseits sei er auch Organist und spiele nach seinem Geschmack hervorragend. Sei er gut drauf, ziehe er alle Register und brause los, als wäre er auf der Rockbühne.

Er rockt dort oben?

So ähnlich. Für Rock braucht es ja auch ein Schlagzeug und Gitarren. Na ja, letztthin hat er Stairway to Heaven von Led Zeppelin intoniert. Ist bei den Jungen gut angekommen. Die Alten haben es nicht gemerkt, kennen es doch nicht. Vor lauter Schwatzen war Fredis Kaffee kalt geworden. Was soll's. Für diese Informationen war es ihm das wert.

Fast hätte ich vergessen, fügte Bruder Anselm bei: Er hat die ganze Lautsprechanlage in der Kirche neu konzipiert und zum Teil selber eingerichtet, Drähte eingezogen und gelötet.

Ich verstehe davon zu wenig. Seither haben wir keine Pfeifkonzerte mehr. Bruder Anselm hatte seinen Kaffee getrunken und sagte, er müsse an die Arbeit. Trotzdem hielt ihn Fredi nochmals mit der scheinbar ganz beiläufigen Frage zurück, wie das Kloster mit Rom verbunden sei, ob es Kuriere gebe oder ob die Mönche ab und zu die Ewige Stadt besuchten.

Das Kloster sei exemt, also nicht mal einem Bischof unterstellt, erklärte der Pfortenbruder. So viel er wisse, gebe es keine Kuriere. Wenn etwas zu erledigen sei, hätte der Abt mit denen zu tun.

Um die heiligen Stätten zu besuchen würden doch schon ab und zu Mönche hinfahren? Oder?

Bruder Anselm konnte sich nicht erinnern, wann einer das letzte Mal in Rom gewesen wäre. Abgesehen von denen die dort studierten.

*

Fredi legte sich aufs Bett, machte, was er lange nicht mehr getan, ein Nickerchen und schlief durch bis zur Vesper um halb fünf. Er erlebte sie in der Kirche in einem der hinteren Bänke. Er hatte seit Jahren keine Gottesdienste mehr besucht und jetzt plötzlich so viele aufs Mal. Es war erwünscht. Man schätzte die Teilnahme der Gäste an den Gebetszeiten der Mönche. Aber bitte, alles mit der Ruhe. Das ist ja genauso, wie wenn einer nie Alkohol getrunken hat und jetzt plötzlich ein Glas Wein nach dem andern hingestellt bekommt. Da wird man betrunken, ohne etwas davon zu haben. Allerdings, der gregorianische Gesang erfasste Fredi, löste eine eigenartige Sehnsucht aus. Zuerst immer nur eine Stimme ganz allein, dann setzten viele andere ein. Aber es blieb so, als wäre es immer noch eine Einzelne,

nur voller und kräftiger. Sie klang hallgesättigt über die Gewölbe und ein Hauch von Orgel schwebte darüber. Die - im Gegensatz zum Mittagsgebet - jetzt gesungenen, lateinischen Psalmverse wiederholten sich ständig, schlicht, eingängig, ergreifend, schön. Sie klangen weiter in seinen Ohren, während er sich hinsetzte und bis zum Nachtessen seine Eindrücke und das Gespräch mit Bruder Anselm aufschrieb und langsam auf den Boden zurückkam. Und als er nach dem Nachtessen wieder in der Zelle herumzuhängen fürchtete, rief er Sabine an, die ihn mit dem Auto abholte und sie verbrachten einen weniger eintönigen, aber auch weniger klösterlichen Abend.

*

So wärmte sich Fredi in dieser fremden Gesellschaft rasch an. Auf sein einladendes Sonnengesicht reagierten Mönche und Angestellte wohlwollend, es gab da und dort einen kurzen Schwatz und ein paar Informationen – vor allem nach dem Essen und beim schwarzen Kaffee - aber die Gespräche waren im Grunde genommen alle nur an der Oberfläche. Es schien, als würde sich hier drinnen niemand gerne in die Karten blicken lassen. Doch Fredi hatte sich etwas vorgenommen, und wollte möglichst rasch dahinterkommen: Wer war der geheimnisvolle Schweizer im Vatikan?

Als Journalist wusste er: Die Leute reagieren immer positiv, wenn man sich an ihrer Arbeit interessiert. Ins Privatleben einzudringen war schwieriger. Von seiner Arbeit erzählt jeder Mensch gerne und war es eine spezielle oder seltene Aufgabe, dann umso mehr. Im engsten Fokus stand Pater Engelhard, den Fredi schon beim ersten Klosterbesuch kennengelernt hatte und dem er das Brett an der Orgel gehalten hatte und der in der

Rockmusik den Teufel am Werk sah. Er solle nicht nur das Gehäuse der Orgel in der Felix- und Regula Kirche geschreiert haben, er besitze auch eine Orgel aus Karton, die man spielen könne. Fredi hatte ihn darauf angesprochen und überraschenderweise war er bereit, ihm am Sonntag vor dem Mittagessen seine Papierorgel vorzuführen. Das sei ein ganz besonderes Privileg, das zeige er selten Gästen, hatte einer der Mönche erklärt, der das gehört hatte.

*

28. Oktober, Sonntag

Ich wartete im Hof beim Ausgang zur Brücke. Pater Engelhards Schritt in der langen Kutte erkannte ich schon von Weitem. Vornehm, fast tänzerisch, trotz seines Alters aufrecht wie eine Standarte. Seine schlanke Gestalt und sein Gesicht wirkten aristokratisch. Der breite Schädel über dem sonst eher schmalen Gesicht und die schwere Hornbrille, Modell 1960, gaben ihm eine intellektuelle Note. Ich stellte gleich zu Beginn eine Frage, die bald zu meiner Standardfrage werden sollte, wenn ich mit einem Mönch zum ersten Mal sprach. Die Frage, ob er auch schon in Rom gewesen sei. Ich hoffte dann jedes Mal, einer würde sagen, er sei kürzlich dort gewesen. Die Spur war nicht heiß. Pater Engelhard sagte zwar, ja sicher, aber das sei auch schon Jahre her.

Sie stiegen die Treppe hoch, dann durch einen schmalen Gang, durch den sie nur hintereinandergehen konnten. Am Ende einer Wendeltreppe erreichten sie einen Raum mit Fenstern auf drei Seiten. Unter dem Mittleren sah Fredi die Brücke. Sie waren also oben im Brückenturm.

Pater Engelhard drehte sich um und sagte, er meide eigentlich den Raum, denn seit die da oben alles renoviert hätten, sei er vergiftet. Von der Versiegelung des Bodens gehe eine Vergiftung durch Formaldehyd aus.

Komme ich hinauf, muss ich notgedrungen alle Fenster solange offenhalten, wie ich anwesend bin, sonst werde ich krank. Ich bin allergisch gegen die Gifte und darf sie nicht einatmen.

Obwohl Fredi nichts roch, als den üblichen stickigen Geruch von einem lange nicht mehr gelüfteten Raum, stimmte er zu. An der Wand, dem Fenster gegenüber, stand eine Hobelbank, am Boden ruhten Tausende von Hobelspänen, die der Mönch - wohl aus Angst vor den Giften - liegen gelassen hatte. Dazu Millionen toter Fliegen.

Engelhard öffnete alle Fenster und sagte: Wenn ich ein Buch konsultieren muss, gehe ich hier in den Raum, öffne die Fenster und lese solange, bis ich alles weiss, denn die Bücher kann ich niemals ins Zimmer nehmen, sonst ist auch dort alles vergiftet.

Das könnte passieren, heuchelte Fredi, um ihn bei der Stange zu halten, wollte jetzt endlich diese Papierorgel hören. In-geheim aber fand er das ausgesprochen cool, in einem Kloster einen Raum betreten zu haben, in dem es vergiftete Bücher gab. Bisher war das nur Umberto Eco vergönnt gewesen. Die Orgel, eigentlich ein umgebautes Harmonium, stand an der Westseite des Raumes, gleich neben dem Fenster. Der Mönch wies dem Gast einen Platz auf einem Schemel und setzte sich auf den Orgelbock. Das Konzert begann. Die streng nach hinten gekämmten, schneeweißen Haare, die ihm um die Glatze herum geblieben, wirkten auf Fredi, als würde Doc Brown persönlich das Instrument spielen. Ob allerdings so gut, wie Pater

Engelhard, wagte Fredi zu bezweifeln. Engelhard spielte auswendig und köstlich. Die Pfeifen, tatsächlich aus Papier, die größeren aus Karton, die Pfeifenkörper gerollt zu Röhren. Unter den Röhren, sich nach unten verjüngende Pfeifenfüße, auch diese aus Karton. Die Labien und die Kerne freilich waren aus dünnem Blech, in das er mit einem Messer die Spalte herausgeschnitten hatte. Fredi fand die Idee faszinierend und tatsächlich klang das Ding erstaunlich - wie Blockflöten, oben allerdings etwas schrill. Mehr aber faszinierte ihn die Szene, das Zimmer mit den offenen Fenstern, die jetzt im November ziemlich kalte Luft hereinließen. Wegen des Durchzugs der sich gegenüberliegenden Fenster, flatterten die Vorhänge wie Brautschleier flach in den Raum herein und am Boden drehten und wälzten sich die Hobelspäne und die Millionen Fliegen. Fredi dachte an Steven Spielberg.

Vergiftet oder nicht, ihn interessierten die Bücher, die der begnadete Orgelbauer im Regal stehen hatte. Während der völlig vergeistigt in seiner Musik aufging, griff Fredi eines heraus und schlug es auf. Es beschrieb Orgeln, hatte ausführliche Zeichnungen von Aufrissen und Querschnitten. Ein zweites Buch befasste sich mit der Geschichte des Orgelbaus und ein Drittes erklärte ausgiebig die Techniken der Akustik. Schon wollte er sich wieder setzen, als ihm ein weiteres Buch auffiel, das schon von seinem Einband her anders war. Mehr eine Agenda, besser gesagt eine Kladde, mit Bleistift oder Kugelschreiber in unterschiedlichem Duktus, aber offensichtlich von derselben Hand geschrieben. Nur in die Spalten der Tage und Stunden waren nicht Termine eingezeichnet, sondern kurze Absätze, ähnlich einem Tagebuch. Die Handschrift führte manchmal einfach über das Gedruckte hinaus. Es musste sich um Notizen handeln, für die diese alte Agenda herhalten sollte.

Vermutlich hatte Pater Engelhard hier Vermerke für seine Arbeiten an den Orgeln angefertigt, für Fredi unverständliche Hinweise. Erstens viele Abkürzungen, mit steten Ausrufzeichen und Fragezeichen, mit Gedankenstrichen, mit Pfeilen und Bögen. Zweitens Texte in Latein, in Griechisch, ebenfalls englische und französische Sätze, die keinen Sinn ergaben. Er blätterte an den Anfang und sah ein ganzseitiges Emblem mit Feder und Tusche gezeichnet und sorgfältig koloriert, das aus einem X, einem R und darüber einer Krone bestand. Er stellte das Buch zurück und genau in diesem Moment drehte sich der Pater um und sah ihn am Regal stehen, das Buch berührend.

Das dürfen Sie nicht tun! Fuhr er ihn schroff an und hörte auf zu spielen. Ich habe doch gesagt, diese Bücher seien vergiftet. Haben Sie dieses herausgenommen?

Nein, ich habe nur den Buchrücken gelesen, log Fredi und setzte sich auf den Stuhl.

Engelhards aristokratisches Gesicht hatte sich zu einer Faschatsfratze verwandelt. Ich weiss, warum ich niemanden hier mitnehme. Ich habe es jetzt nur getan, weil Sie mir sympathisch sind und weil Sie mir kürzlich bei einer Arbeit in der Felix- und Regula Kirche geholfen haben. Rühren Sie nichts an, nehmen Sie keines der Bücher heraus. Haben Sie mich verstanden?

Fredi spielte den Beschämten, entschuldigte sich für seine Neugierde und beteuerte, nur mit den Augen gelesen zu haben.

Das Konzert hatte der Mönch beendet, ohne das angefangene Stück fertig zu spielen. Er ließ den Deckel seiner Kartonoriel herunter, schob die Fenster zu und bugsiierte Fredi aus dem Zimmer. Dann schloss er es hastig hinter sich ab und sie stiegen die enge Treppe hinab. Er sprach kein Wort mehr. Anyway, im Kloster herrschte Silentium, aber hier war nicht

die Klausur. Fredi hatte den Eindruck, der Mann sei eingeschlappt. Hatte er seine Privatsphäre angetastet? Eine Revierverletzung war es allemal. Aber das war doch nur ein Schmierheft. Oder hatte es in diesem Turmzimmer, da oben neben der Kartorgel, die er nur selten jemandem zeige und den angeblich vergifteten Büchern, die keiner anrühren darf, vielleicht noch etwas, das er nicht erfahren sollte? Oder lag genau in dieser eigenartigen Agenda mit dem XR und der Krone ein streng gehütetes Geheimnis verborgen?

*

Am Sonntag war beim Mittagessen von der Lesung dispensiert und schon während der Suppe klingelte der Abt mit seinem Glöcklein. Man durfte sich unterhalten. Der untere Platz neben Fredi war leer geblieben - obwohl für Pater Engelhard gedeckt. Fredi war zerknirscht. Der war gewiss seinetwegen nicht gekommen. Das stimmte, aber nicht wegen des Vorfalls in der Orgelkammer. Nachher, beim schwarzen Kaffee erfuhr Fredi: Es sei sein Aftershave, das ihn ferngehalten hätte.

Aber das verwende ich nur am Sonntag. Oder?

Oh, er brauchte sich keine Vorwürfe zu machen, das sei ein Tick von Engelhard. Der Mann leide unter einer Phobie vor Düften. Er denke, alles sei vergiftet und es bringe ihn irgendwann um.

Was für ein Glück, hat er mich nicht schon vor dem Orgelkonzert gerochen, dachte Fredi. Muss ein wahrer Held sein, wenn er neben all den Giften dort oben auch mein Moschus ertragen hat. Was ist das für einer? fragte er einen der Mönche, die ihn soeben aufgeklärt hatten.

Ein Eigenbrötler, nicht besonders beliebt, sagte einer in der Kaffeetasse rührend. Haben Sie übrigens Kirsch in ihren Kaffee getan? Heute gibt es ein Schnäpschen zum Kaffee. Er wartete gar nicht eine Antwort ab, griff nach der Flasche und schenkte einen Spritzer ein.

Danke, mag ich, sagte Fredi. Gibt es nur in der Schweiz.

Kirsch?

Kirsch, direkt in den Kaffee. Also Sie meinen, er sei etwas sonderbar. Oder?

Er lebt nicht in unserer Zeit. Er befasst sich mit sechshundert Jahre alten Schriften und manchmal meint man, er lebe im Mittelalter.

Technisch scheint er auf der Höhe. Baut immerhin Orgeln. Verwendet moderne Werkzeuge. Oder?

Das stimmt schon, aber seine Auffassungen, besonders die theologischen ...

... und vor allem die liturgischen! Warf ein anderer ein.

Ja, theologisch schwebt er irgendwo in der Scholastik. Aber liturgisch ist er beim Tridentinischen Konzil stehen geblieben.

Wir diskutieren mit Engelhard stets um jede Kleinigkeit in der Liturgie. Das heißt, er diskutiert mit uns. Einmal halten wir die Hände falsch. Dann ist das Kreuz im Stab des Abts verkehrt. Dann ist eine Verneigung zu wenig tief. Er behauptet immer, das sei alles falsch und damit unwahr. Engelhard war vorher Zeremoniar. Der Abt hat ihn mitten in einem Pontifikalamt abgesetzt.

Ja. Der andere lachte und berichtete, der Abt sei bei den Schweizer Bischöfen für die Liturgie zuständig und habe in Rheinau nach dem Konzil schnell die neuen Formen eingeführt, sehr zum Ärger von Engelhard. Der habe dann immer so und ja gesagt und es in der Feier einfach wieder nach altem Stil

gemacht, weil er nicht damit habe rechnen müssen, dass einer - und der Abt schon gar nicht - mitten in der Liturgie darauf reagieren täte. Und dann sei es doch passiert: Der Abt habe sich umgedreht und gesagt: Pater Engelhard, Sie können gehen. Das habe er ihm nie verziehen. Er sei in die Opposition getreten und bis heute der Kritiker Nummer eins im Haus. Argumente könne er glänzend beweisen. Aber bekanntlich sei in der Kirche alles immer so beweisbar, wie man es aus seiner Sicht gerne haben möchte.

Fredi nahm einen Schluck Kaffee und überlegte. Wie Pater Engelhard hochgefahren, als er glaubte, er hätte seine Bücher konsultiert, war nicht normal und mehr als nur eine Sorge wegen vergifteter Bücher. Eher schien ihm, der seltsame Mönch verstecke etwas dort oben und die Warnung und der Hinweise wegen Gift, sollten andere abschrecken dahinter zu kommen.

*

An den Abenden war der Gast nicht verpflichtet, an der Komplet teilzunehmen. Aber so oder so: Was er darnach tat, interessierte niemanden und er hatte einen Schlüssel für die Gästeforte und konnte so oft und so lange in den Ausgang gehen, wie er wollte. Die anderen Gäste – aus seiner Sicht ohnehin so halbe Mönche - begleiteten ihn nicht. Ihm war's recht. So stromerte er jeweils zu Fuß über die Brücke und traf Sabine im Dorf, wo sie mit dem Auto auf ihn wartete. Anfänglich jeden Abend, dann dämpfte es ab. Ehrlich gesagt, genügte ihm auch ein wenig Sex von Zeit zu Zeit, und wenn es dann gerade noch etwas zu knabbern gab, war das ganz in seinem Sinn. Eine angenehme Abwechslung.

Siegbert Pfeiffer rief aus Rom an. Er hätte beim erneuten Treffen mit den Kirchenrechtlern nach dem Namen des seltsamen Schweizers gefragt, aber niemand hätte noch wissen wollen, um was es da gegangen sei. Offensichtlich hätte da einer kalte FüÙe bekommen.

*

5. November, Montag

So gab es natürlich nie ein Buch. Ich musste mehr tun, um nachhaltiger ins Klosterleben hineinzusehen. Ich langweilte mich auch mehr und mehr. Außerdem nervte mich diese Stille. Ich fragte den Gastpater, ob ich irgendeine Arbeit machen könnte, nicht aus finanziellen Gründen, mich interessierte vielmehr, wie die Mönche arbeiteten. Pater Walter sagte, ich könnte morgens nach dem Frühstück bis zum Mittagessen bei dem helfen, was gerade etwa anfallt. Man könne mir allerdings keinen Lohn dafür bezahlen, aber es lieÙe sich über den Pensionspreis reden. Vielleicht brauchte ich ab und zu die Wäscherei für meine Kleider. Der Gastpater hatte als Cellerar auch die Wäscherei unter sich. Ich war einverstanden. Im Moment wäre der Bibliothekar gerade froh um eine Hilfe, da die Doubletten wieder einmal eingereicht werden müssten. Ich sagte schon deshalb sofort ja, weil ich, als gewöhnlicher Gast, in die Bibliothek hineinkäme. Außerdem hoffte ich, vom Bibliothekar einiges zu erfahren und auch Bücher ausleihen und ins Zimmer mitnehmen zu dürfen.

Pater Oswald, der Bibliothekar, sah seinen neuen Gehilfen bereits von Weitem um das Kloster herumkommen und eilte nach unten, um ihm zu öffnen. Sie hätten hier gut und gern an die zweihunderttausend Bücher, sagte er, während sie eine Wendeltreppe hochstiegen. Die Handschriften und Inkunabeln be-

fänden sich allerdings nicht hier, seien in einem eigenen Raum verschlossen. Aber das, was er ihm gerne aufgetragen hätte, sei in der Doublettenkammer und diese befände sich oben im Estrich, wo früher die Bücher gestanden, als es noch keine Kompaktanlage gegeben hätte. Fredi schien, Pater Oswald sei misstrauisch, ob ein Journalist genug von Büchern verstehe, denn er sagte:

Bei Büchern bei denen Sie nicht sicher sind, wohin sie gehören, werde ich Ihnen die Verteilung dann abnehmen. Zunächst sollten Sie alle Sachbücher von der Belletristik trennen und die Lexika und Enzyklopädien separat stellen. Belletristik werden wir fast ausnahmslos an Antiquariate verkaufen. Bei den Fachbüchern und Lexika müssen wir schauen, was für unsere Leute brauchbar ist. Es sind nämlich die Bücher, die, wie der Name sagt, im Doppel vorhanden sind und so können wir sie an einzelne Mitbrüder abgeben, die sie länger oder für immer in ihre Zellen mitnehmen. Vor allem die Theologiestudenten suchen immer nach Fachbüchern und Lexika. Wir erfassen darum die Doubletten nicht mit dem Computer und in Katalogen. Sie bekommen keine Signaturen.

Heißt das, Sie haben keine Belletristik in Ihrer Bibliothek? Klar, Klosterbibliothek.

Oh doch, da befinden sich die meisten literarischen Werke, sowohl klassische, wie neuere - auch zur Unterhaltung, nicht gerade jeder Schundroman. Aber belletristische Bücher brauchen wir nicht im Doppel. Wer einen Roman lesen will, holt ihn in der Bibliothek und bringt ihn dorthin zurück.

Pater Oswald griff einige Bücher, die bereits dort standen heraus und blies den Staub vom Kopfschnitt. Dann wandte er sich wieder an Fredi:

Und noch etwas: Bücher, die wirklich schäbig aussehen – sofern sie nicht sonst wie wertvoll scheinen – werden wir entsorgen. Diese können Sie gleich hierher legen. Haben Sie dieses Prinzip erfasst?

Denke schon. Fachbücher soll ich auch sortieren. Oder?

Das setzte dann schon mehr Kenntnis voraus. Wenn er sicher sei, könne er es machen. Sonst werde er es später tun. Die Bücher kämen zunächst nach Fach - die meisten sowieso Theologica - dann nach Namen des Autors. Wenn er das dann habe - und da werde er wohl ein paar Wochen damit beschäftigt sein - werde er selber noch die letzte Entscheidung treffen, was sie davon wirklich behalten wollten und was ins Antiquariat ginge. Noch Fragen?

Wie komme ich zurück ins Zimmer, wenn es Zeit zum Mittagessen ist?

Ich werde etwa um halb zwölf vorbeikommen. Sie können mir dann Unklarheiten melden und wir gehen gemeinsam durch die Klausur.

Dann war Fredi allein. Allein im östlichen Estrich des Klosters, mit aufgestapelten Bananenschachteln und mit einem Erbe von Büchern verstorbener Mönche. Er machte sich an die Arbeit. Das elektrische Licht brannte. Durch die winzigen Dachluken kam wenig Licht. Anyway, sagte er sich. Jetzt kannst du wenigstens mal was tun, aber viel wirst du da oben vom Klosterleben nicht erfahren. Er begann, ein Buch um das andere aus den Kisten zu nehmen, und schlug es vorne auf. Es fiel ihm nicht schwer, ein Fachbuch von einem Roman zu unterscheiden. Lexika bestanden meistens in mehreren Bänden. Diese stellte er provisorisch auf ein gegenüberliegendes Gestell. Nach kurzer Zeit hatte er den Trick raus, zu welchem Fach die Fachbücher gehörten. Vor allem die theologischen, wobei es ihm

noch nicht ganz gelang, wissenschaftliche von erbaulichen zu unterscheiden. Er merkte bald, wie sich gewisse Begriffe wiederholten: Fundamentaltheologie, Dogmatik, Kirchenrecht, Trinitätslehre, Pneumatologie, Mariologie, Ekklesiologie, Exegese und so weiter. Dann benediktinische Spiritualität, Ordensgeschichte, Mystik, Regeln, Gedanken zum Tag, Predigtbücher. Er arbeitete, wie eine Maschine, nicht zu hastig, um nicht zu ermüden, aber stets wie ein Förderband. Und als um halb zwölf Pater Oswald kam, stand schon ein ganzer Haufen Bücher auf verschiedenen Gestellen.

Er schlug das eine und andere auf oder las den Rücken und sagte: Sie haben mir etwas verschwiegen.

Fredi schaute ihn an. Was hatte er falsch gemacht? Oder war er hinter seine Absicht gekommen, weshalb ihn das Kloster und insbesondere die Bibliothek interessierten?

Sie kennen sich ja in Büchern bestens aus.

Ach, habe ich's nicht gesagt? Ich habe einen Universitätsabschluss in Germanistik, Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft - allerdings nicht so viel Mediävistik - dafür etwas Soziologie, Politologie und Einführungen in Geschichte. Oder?

Ausgezeichnet. Sie sind geradezu ein Glücksfall. Aber Sie haben ein Tempo, das verschlägt einem den Atem.

Bin gewöhnt, effektiv zu arbeiten.

Das kann ich wohl sehen. Ausgezeichnet. Aber hier im Kloster geht alles ein wenig langsamer und gemächlicher. Gönnen Sie sich nur auch mal ein wenig Ruhe. Sie müssen diese Arbeit nicht bis Sonntag fertig haben. Aber ich sehe, Sie machen das akribisch. Sogar nach Teilgebieten sind die Bücher bereits vorsortiert. Gut, gut. Aber kommen Sie jetzt, sonst sind wir zu spät zur Sext.

Als sie durch den langen Klausurgang wallten, flüsterte Pater Oswald - trotz gebotenem Stillschweigen - er werde den Cellerar bitten, Fredi einen Klausurschlüssel zu geben und die Erlaubnis, allein durch die Klausur zu gehen, damit er nicht immer seine Hilfe brauche. Er werde ihm sagen, wie sehr er mit seiner Arbeit zufrieden sei.

Als er die Klausurtüre öffnete und ihn in den Gästetrakt entließ, fragte Fredi, wie so nebenbei, ob er die Bibliothek benutzen dürfe, um darin zu stöbern. Er dürfe das, selbstverständlich dürfe er das. Er hätte ja an Nachmittag frei und auch am Abend könne er mit dem Klausurschlüssel sowohl in die Barockbibliothek als auch ins Büchermagazin, in den Katalograum und in den Lesesaal sowieso. Er werde das dem Prior mitteilen. So eine gute Fügung, dachte Fredi, jetzt bekomme ich doch noch einiges vom Klosterleben mit. Mehr könnte ich mir im Moment gar nicht wünschen.

*

Am nächsten Morgen schritt er stolz mit dem eigenen Schlüssel durch die Klausur zur Doublettenkammer und begann sofort seine Triage fortzusetzen. Etwas wollte er ändern: Er arbeitete zwar im selben Tempo, wie gestern, verweilte aber bei einzelnen Büchern. Wenn Pater Oswald schon sagte, er arbeite zu schnell, dann musste er sich wohl nicht so abrackern und was ihm noch wichtiger schien, er konnte manches lesen und vieles erfahren, denn abgesehen von dem Buch das er schreiben wollte, begann ihn das Leben hier im Kloster auch persönlich zu fesseln. Eigenartig wie einem so etwas ergreifen kann. Eine unbekante Welt, die er unbedingt entdecken wollte. So las er ganze Seiten oder Abschnitte aus den Büchern oder er konsul-

tierte die Inhaltsverzeichnisse, Einleitungen, Schlussworte und so weiter. Als Pater Oswald kurz vor Mittag heraufkam, war er immer noch zufrieden und sagte mit keinem Wort, Fredi hätte heute weniger gearbeitet. Also hieß sein neues Motto: zügig voran - aber mit Muße. Man kann sich an jedes Arbeitstempo gewöhnen.

Die Nachmittage verbrachte Fredi jetzt in der Bibliothek und stöberte - ungenierter als in einer Buchhandlung, wo im Hinterkopf stets der Gewissenswurm mahnte, man sollte eigentlich etwas kaufen. Anfangs benützte er die Katalogkästen, die alphabetisch oder nach Sachgebieten aufgeteilt waren - altmodische Möbel mit fipsigen Schubladen, in denen für jedes Buch eine Karteikarte stand, aufgereiht auf einer Metallstange in der Längsachse der Schublade. Aber er wusste bald: In der barocken Bibliothek, wie bei den Kompaktanlagen verrieten die Signaturen schon einiges. Vor den Nummern standen zwei oder drei Buchstaben und bald wusste er, dies waren biologische, dies sprachwissenschaftliche, dies theologische und dies Literatur.

Er las alles über die Kirchengeschichte, über das Mönchswesen, über Spiritualität, Theologie auch und Liturgie. Zu seinem großen Erstaunen fand er ein Buch, das er vom Namen her kannte, aber noch nie in Händen gehalten hatte: Mein Kampf. In Deutschland verboten, in der Schweiz in einer Klosterbibliothek frei zugänglich. Etwas mulmig war ihm schon, als er es aufschlug. Klar für einen Geschichtslehrer am Gymnasium war es wichtig, aus erster Hand Bescheid zu wissen. Und bei Literatur und dem Buchstaben E fand er Ecos Klosterkrimi. Kurz, hier war alles, was einen angehenden Mönch interessieren könnte und manchmal dachte er dabei fast, er *sei* ein angehen-

der Mönch und musste dann darüber lachen. In seinem Zimmer tippte er alles zusammengefasst in sein Notebook und speicherte es auf Floppy-Discs.

*

7. November, Mittwoch

Am dritten Morgen in der Doublettenkammer - als ich wieder Buch um Buch aufstapelte - kam Pater Oswald mit einer weiteren Bananenschachtel, in der nochmals Bücher lagen und stellte sie mir hin. Sie hätten diese bei Pater Bonifaz gefunden. Es seien schon alle Bücher aus den Regalen hier bei mir, aber als die Schreiner seinen Schrank transportieren wollten, sei das unterste Tablar herausgefallen und habe diese da freigegeben. Sie seien ihnen bisher im Fuß des Kastens verborgen geblieben. Ich könne sie, wie die andern, sortieren.

Fredi begann sofort mit diesem Nachschub und hielt plötzlich ein Buch in der Hand, das ihm vertraut vorkam. Eigentlich kein Buch, eher eine abgelaufene Agenda, wie eine Kladde benützt - voller Notizen, teils mit Bleistift, teils mit Kugelschreiber, mit lateinischen und griechischen Wörtern, auch solche in Deutsch, Englisch und Französisch und da und dort Ausrufezeichen und Pfeile. So was hatte er doch erst kürzlich gesehen. Er blätterte auf die erste Seite zurück und ihn traf fast ein Schlag: Da standen ein großes X und ein R mit einer Krone darüber. Im ersten Moment war er sicher, es sei das Buch, das Pater Engelhard in seiner vergifteten Kammer unter Verschluss gehalten hatte, aber dieses da war kunstvoller, sorgfältiger geschrieben – das Emblem auf der ersten Seite vergoldet – und doch unverkennbar gleich. Außerdem war der Einband grün, der andere rot.

Das Buch bei dem Engelhard aufschoss, als er glaubte, Fredi hätte es angeschaut. Dieses hier gehörte einem Pater, der kürzlich verstorben war und der konnte dem Bibliotheksgehilfen nicht verbieten, ausgiebig und ohne Hast darin zu blättern und zu versuchen, in den Hieroglyphen einen Sinn zu erkennen. Irgendwie schien ihm, es müsste sich bei beiden Büchern um dasselbe handeln. Anyway, er vermochte mit dem besten Willen auch hier keinen Sinn zu erkennen. Es waren weder mathematische Formeln, noch chemische oder physikalische. Es war auch kein richtiger Text. Und doch musste es einen Zusammenhang geben zwischen diesem Buch und dem von Pater Engelhard - mal abgesehen davon, dass seines vergiftet sein sollte und dieses im Fuß des Kastens versteckt war. Hätte Pater Engelhard damals nicht so heftig reagiert, hätte Fredi dieses Buch als Makulatur zum Entsorgen weggelegt. Aber als der Bibliothekar kurz vor Mittag reinschaute und zufrieden zur Mittagshore ging, erlaubte sich Fredi, das Buch unter seinen Pullover zu stoßen und es durch den Klausurgang in sein Gästezimmer zu schmuggeln. Er wollte wissen, was es auf sich hatte - zweimal dieselben Sudeleien und zweimal dieses Signet mit dem XR und der Krone - dazu das sonderbare Verhalten, dieses sonderbaren Mönchs, in seiner sonderbaren Werkstatt.

*

Der Sonderbare ließ nicht lange auf sich warten. Schon am nächsten Morgen stand Pater Engelhard in der Doublettenkammer und kramte in den Stapeln. Fredi fand es eine Frechheit und er wollte es ihm gerade sagen, als ihm einfiel: Engelhard war Vizebibliothekar und er nur Gast. Außerdem wusste er sofort, was dieser suchte.

Haben Sie bei den Büchern von Bonifaz eine Agenda gesehen?

Bonifaz?

Pater Bonifaz natürlich. Er ist erst kürzlich gestorben und seine Bücher sind auch hier. Gestern soll nochmals ein Schub gefunden worden sein. Haben Sie da eine Agenda mit handgeschriebenen Einträgen gesehen?

So wie ... Ja, diese Bücher habe ich bekommen, aber bisher nichts bemerkt. Was soll ich tun, wenn ich so was finde?

Mir das sofort melden oder noch besser, das Buch gleich mitbringen.

Muss doch zuerst Pater Oswald fragen. Oder?

Wozu! Zischte der Pater und fuhr dann etwas gefasster fort: Es genügt doch, wenn *ich* Ihnen das auftrage. Es enthält Angaben für meine Orgelbauten.

Engelhard wühlte weiter in den bereits sortierten Büchern, als suchte er auch noch nach etwas Anderem und er lobte Fredi für die saubere Arbeit. Aber der war sicher, das war nur ein Ablenkungsmanöver. Engelhard suchte die Agenda, die er gestern bereits in sein Zimmer geschmuggelt hatte und er suchte sie mit Leidenschaft, auch wenn er sich betont kühl gab.

Die Vermutung war also richtig: Die beiden Bücher hatten etwas miteinander zu tun – und keinesfalls fanden sich darin Aufzeichnungen für Orgelbau. Wenn aber in beiden dasselbe stand, warum wollte sie Engelhard dann unbedingt haben? Wollte er verhindern, dass es jemandem in die Hände käme, dass jemand auf ein Geheimnis stoßen könnte, auf das er nicht stoßen durfte? Fredi war in Krimilaune.

*

30. November, Freitag

Noch vor Anbruch des Winters wollte ich einen anderen Musiker von Black Spider besuchen. Ich wollte etwas über das Verhältnis der Band zu Steven Stiller erfahren. Hardy Seiler hatte mir erzählt, sie hätten Steven immer loswerden wollten und da interessierten mich die Hintergründe. Bassist William Leones hatte Stevens Haus gekauft. Ich hoffte, dort Spuren der Band zu sehen. William wohnte etwas außerhalb von Wiesendangen, einem Dorf in der Nähe von Winterthur. Ich stieg den Weg hinauf zu einem alleinstehenden Haus, nahe am Waldrand. Es war kaum zu sehen. Alte Bäume, darunter eine mächtige Walnuss, schützten es nach allen Seiten gegen Blicke – zumindest im Sommer. Jetzt ließen die kahlen Äste einiges durchscheinen von dem zweistöckigen Haus mit dem auf zwei Seiten tief heruntergezogenen Satteldach. Gegen das Dorf hin überspannte ein hölzerner Balkon die ganze Breite der Fassade. Ich betrat einen Garten. Was heißt Garten? Einen kleinen Wald, rundum mit Sträuchern verwachsen. Zunächst stürmten mir zwei Schäferhunde entgegen und verbellten mich am Eingangstor. Zum Glück hatte ich mich telefonisch angemeldet, denn ich fand hier keinen Klingelknopf und hätte es auch nicht gewagt, zu den Bestien hineinzugehen. William trat aus dem Haus, schob die bellenden Tiere in einen Schuppen, der am andern Ende offen, aber mit Maschengittern versehen war, wo sie dann wieder auftauchten und zu Lämmchen geworden, freudig wedelten.

Den Zwinger habe Steven gebaut, erklärte William. Er habe stets zwei Berner Sennenhunde gehabt - freilich vor der Black Spider Zeit. Da er, William, hier im Dorf aufgewachsen sei, habe er Heiri Altmann schon damals gekannt. Und als Buben hätten sie die beiden liebenswürdigen Bären jeweils holen und

mit ihnen spazieren dürfen. Manchmal - Heiri hätte das natürlich nicht gewusst – hätten sie ihrer paar Buben die Hunde mitgenommen, den Wald durchquert und seien in einer guten Stunde in Elsau angelangt, wo sie die dortigen Buben verklopft hätten. Man hätte sich, hüben, wie drüben, schon lange den Krieg erklärt und so hätte es gewaltigen Eindruck gemacht, wenn sie mit den riesigen Hunden zum ‚Brandschatzen‘ angerückt seien. Gefährlich seien sie ja nicht gewesen, aber das hätten nur sie gewusst. Da Berner Sennenhunde gerne mit Kindern spielten, hätten sie das ebenfalls als Spiel angesehen, seien auf die Elsauer zu gerannt, an ihnen hochgesprungen. Hunde wohlverstanden, die auf zwei Beinen ebenso groß gewesen seien, wie ihre Kriegsgegner - was diese dann allerdings zur sofortigen Flucht bewegt habe.

Ja, sagte William, als sie die kurze Treppe zur Haustüre hinaufstiegen: In diesem Haus haben wir Rockgeschichte geschrieben. Das war das Zentrum und das Herz von Black Spider. Hier ist die Band von einem lokalen Haufen Begeisterter - zu denen auch ich schon gehörte - zu einem internationalen, ernst zu nehmenden Rock-Act gewachsen. Hier im Garten hatten wir jeweils Partys gemacht, bei Plattenreleases oder regelmäßig am 1. August und dafür Rockbusinessleute, Journalisten und eine oder zwei Schweizer Bands eingeladen. Steven hatte den Riecher immer genau diejenige Band einzuladen, die uns im Moment am stärksten konkurrenzierte. Das war eine seiner Taktiken und wir schafften uns so mehr Freunde, als Feinde. Er sagte immer, gäbe es nur uns oder nur euch, dann gäbe es keine Rockszene. Diese Gartenpartys waren eine gute Sache. Mit Raclette hier in seinem Garten für uns durchaus erschwinglich, für die Karriere unbezahlbar. Im Übungsraum jammten dann die ganze Nacht immer irgendwelche Musiker, frei durchei-

nander. Auch Krokus waren da, Killer, Stormbringer. Die Journalisten riefen sich vorher jeweils gegenseitig an, ob der andere auch eingeladen sei. Das gab viel Goodwill. Damit erreichten wir mehr, als an den Verhandlungstischen.

Kann man im Haus noch Spuren der Band sehen, etwa den Übungsraum oder das Studio? Ihr habt doch hier die meisten Schallplatten eingespielt. Oder?

Nein, heute ist alles wieder wohnlich bieder. Steven hatte den Übungsraum und das Studio im oberen Stock eingerichtet und dazu mehrere Wände zwischen den Zimmern herausgebrochen und die sind heute wieder drin. An der den Fenstern gegenüberliegenden Wand hatte er Spiegelkacheln angebracht. Wir konnten uns beim Üben so aufstellen, wie auf der Bühne, gegen die Spiegel spielen, hinter uns die Drums auf einem Podest. Solche Überlegungen waren typisch für Steven. Am Anfang, als wir noch nicht so bühnenerprobt waren, flackerten über uns sogar farbige Spotlampen, durch eine frequenzabhängige Lichtorgel gesteuert, damit wir uns an das nervöse Farbenspiel gewöhnten. Davon ist natürlich nichts mehr zu sehen. Was vom Studioequipment noch funktionierte, hat er mit ins Kloster genommen.

Sie betraten die Stube, in die Steven eigenhändig ein Cheminée eingebaut hatte, das im Winter zusammen mit dem Kachelofen im Esszimmer nebenan wohlige Wärme verbreitete. Dort setzten sie sich und William stellte Fredi seine Frau vor, schon zu Black Spiders Zeiten seine Freundin und damit einiges an Rummel gewöhnt. Sie offerierte ein Bier. William erinnerte sich nicht an Fredi - zu viele Fans seien das gewesen, um sich alle Gesichter einzeln zu merken. Er freue sich trotzdem, einem alten Fan ein paar Fragen beantworten zu dürfen. Als Erstes kam Fredi auf die Englandtournee zu sprechen, die er

selber nicht mehr direkt wahrgenommen hatte, weil er bereits in Frankfurt studierte.

War schon eine geile Sache, als der Flieger abhob und in die Wolken tauchte, begann William Leones zu schwärmen. Ich flog nicht etwa zum ersten Mal, auch nicht das erste Mal hinüber nach England, aber dieses Mal hatten wir die Gitarren im Handgepäck und die Stageklamotten im Koffer. Die Black Spider hoben von Schweizer Boden ab, um in die Höhle des Löwen zu fliegen. Jetzt wollten wir es wissen. Ein Traumziel, jahrelang ersehnt und für die meisten nie erreichbar, war Wirklichkeit geworden. Aber ein mulmiges Gefühl im Magen blieb unterschwellig: Würden uns in England die Fans mögen oder würden sie uns, wie schon so viele andere Bands, mit Bierdoosen und Buhrufen von der Bühne jagen? Würden wir - so wie vor dem Abflug in Zürich-Kloten - Autogramme geben, mit den Fans reden, fotografiert werden? Äußerlichkeiten, aber Gradmesser, wie gut deine Musik ankommt. Der erste Eindruck großartig, englisch, handfest, irgendwie kaputt, aber mit echtem Groove. London, die Doppeldecker, Towerbridge - alles was Touristen auch erleben. Das erste Hotel dann weniger einladend. Irgendwo in einem Araberquartier, an der Hotelrezeption ein grimmig dreinschauender Typ im weißen Nachthemd. Es war auch wenig ermutigend, als wir unsere englische Plattenfirma besuchten und uns der Boss bei krenzenztem Tee und steifem Rücken erklärte, die Engländer wären in Sachen Rock schon recht verwöhnt. Mit großen Ovationen hätte man da nicht zu rechnen. Zum Glück hatte er sich geirrt. Wir erlebten Konzerte, wie in der guten alten Schweiz, wo uns die Fans auf der Bühne feierten. Wir gaben Autogramme, die Kids bestürmten uns förmlich, unsere Plakate verschwanden von den Wänden und hingen dann über englischen und schotti-

schen Betten. Es war allerdings nicht eine Gratisgabe. Wir mussten hart dafür kämpfen. Nicht zuletzt gegen ein Vorurteil, Schweizerbands gegenüber. Alle Hallen, ob in der Provinz oder in den großen Städten, hatten im Foyer Bars, an denen es Bier oder Whisky gab - geöffnet nur vor und am Anfang der Konzerte. Die Kids tummelten sich dann während des Supporting Acts vor allem dort und kamen erst zum Haupt-Act in die Halle. Es gelang uns immer, das Volk gleich schon beim Intro hereinzuholen und zu behalten. Wir wussten eines: Unsere Musik kam an in England, im Land der verwöhnten Rockfans. Sie wollten uns wieder dort haben, sie wollten uns wiedersehen und hören und sie sagten: Please, remember us, when you are a number one band (*Vergesst uns bitte nicht, wenn Ihr eine Nummer-Eins-Band geworden seid*). Wir schworen uns, wieder hinüberzufliegen und zu spielen.

Das habt Ihr aber nicht getan. Oder? Was war passiert?

Na ja, eigentlich machte die Band damals alle Fehler, die man nur machen kann. Während wir auf der Bühne von Tag zu Tag mehr Erfolg verbuchten, gärte es zwischen Band und Management. Das bezog sich zu allererst auf den Tourmanager Hannes Merz. Ein Topmanager, ehrgeizig und einfallsreich. Er kannte alle wichtigen Personen aus Presse, Radio und Musikbusiness und er hatte, seit er mit uns arbeitete, stets für größtmöglichen Wirbel und Aufmerksamkeit gesorgt. War aber ein eigener Kauz. Er konnte unerbittlich sein und einen Journalisten eigenhändig aus dem Saal werfen, wenn der es sich erlaubte, schon beim Soundcheck hineinzuschauen. Der ging natürlich in seine Schreibstube und rächte sich mit einem Verriss. Auch sagte er unserer Teilnahme am Open Air in Sankt Gallen kurzerhand ab, weil ihm der Zeitpunkt unseres Auftritts nicht passte – und das, nachdem schon alle Plakate gedruckt und die

Inserate geschaltet waren. Es war eine reine Hassliebe zwischen uns und ihm und Steven versuchte immer, die Sache auszugleichen, wobei er dann prompt zwischen die Fronten geriet. Viel Streit gab es in England und Schottland wegen unserer gelegentlichen kleinen Joints - außerhalb der Konzerte versteht sich. Meistens fing das Theater schon beim Frühstück an – rückblickend auf die vergangene Nacht. Uns ließ es kalt, aber Steven setzte sich für uns ein und sagte, das sei schließlich Privatsache. Das führte dann zu heftigen Wortwechseln. Eigentlich edel von ihm, da er selber nie Drogen nahm. Wir aber sahen das als Streit zwischen ihm und Hannes und das nervte uns und das sagten wir dann laut.

Dann war das Ganze auch eine Frage der Kohlen. Die Englandtournee hatte Geld gekostet. Geld, das wir teilweise privat vorschießen mussten. Wir hatten wegen der Transportkosten die Anlage bis auf unsere Gitarren drüben gemietet, inklusive Hammond und Drums - das PA verschlang eine stolze Summe, ebenso das Licht und dann hatten wir einen Profi als Toningenieur für einen ganzen Monat unter Vertrag genommen - selbstverständlich inklusive Fahrt, Kost und Logis. Wir fuhren im angemieteten Tourbus - Hannes am Lenkrad - und übernachtet in günstigen Hotels, meist in sogenannten Guest Houses, die Bed and Breakfast anboten. Auch da gab's massive Unstimmigkeiten. Hannes war der Meinung, wir könnten gerade beim Food einiges sparen, indem wir am Morgen - beim im Übernachtungspreis inbegriffenen Frühstück – reinschaukeln sollten, was wir aushielten, ohne zu platzen, und dann den ganzen Tag durch heroisch fasten. Er machte uns das zwar vor, aber er war gerade in einer Abmagerungskur von Weight Watchers - wir nicht. Manchmal mussten wir ihn förmlich zwingen, auf einer Autobahnraststätte anzuhalten, damit wir etwas

zu essen kaufen konnten. Und wenn du dann nicht schon von einer anderen schlechten Erfahrung her gewusst hast, was ein Steak and Kidney Pie wirklich war, dann wurde dir zumindest diesmal schlecht davon. Einmal sind Hannes und Steven mitten in der Nacht in einem Außenquartier von London beidseitig ausgestiegen und wollten sich verhauen, weil die Zeit wieder mal nicht zu einer Verpflegung gereicht hatte. Gib mal einem Rudel Löwen nichts zu fressen und schau dann, wie sie sich verhalten.

Dann kamen falsche Erwartungen bezüglich Karriere. Einige Bandmitglieder warteten auf der Englandtournee jeden Morgen auf den großen, weltweiten Durchbruch, warteten auf den Mann mit der Aktenmappe, der daherkäme und uns eine USA-Tournee anböte, samt den entsprechenden Plattenverträgen. Außer Steven sah keiner, wie wir trotzdem die Schweiz eroberten, während wir dort drüben tourten. Er konnte das abschätzen, weil er all die Telefoninterviews gab, die während der Tour von den Radiostationen angefordert und meistens direkt in die Sendung hinein geblendet worden waren. So war es das Erste, was wir nach der Rückkehr über den Kanal taten: Wir trennten uns von Hannes Merz - natürlich nicht ohne Streit innerhalb der Band, denn Steven war nicht dafür. Heute muss ich sagen, das war ein krasser Fehler, mindestens was den Zeitpunkt anbelangte, denn genau in diesem Moment fehlte uns der Nachruf der Tournee. Während wir in England spielten, hatten wir eine gewaltige Medienresonanz in der Schweiz und einige Rockjournalisten waren sogar herübergeflogen, um uns zu sehen, und hatten hypemässig darüber berichtet. Jetzt fehlte das Sprachrohr, das bei der Presse und bei den Veranstaltern weiteren Wirbel machte. Genau in diesem Moment hätten wir in der Schweiz die ganz großen Hallen nehmen müssen, denn

genau jetzt waren wir in den Köpfen der Hardrockfans präsent. Aber dieses Rohr, das den ganzen Rummel gebracht hätte, hieß Hannes Merz und wir hatten es kurzerhand abgesägt. Hardy Seiler blieb weiterhin allgemeiner Manager. Wir hatten einen Sechsjahresvertrag mit seiner Agentur, aber er war nicht so der Stimmungsmacher vor Ort, wie Hannes Merz. Seine Spezialität waren die großen Deals, wie Plattenverträge.

Ich habe über das Verhältnis der Band zu Steven Stiller gehört: Auch das soll nicht immer das Beste gewesen sein. Oder?

Man muss Steven besser kennen, um ihn zu verstehen. Ich gehöre zur Gründergeneration der Band und bin hier im Dorf aufgewachsen, kannte ihn schon als Kind, kannte ihn, als er noch verheiratet war. Da sind wir oft hierher in den Garten seines Hauses gekommen, denn er und seine Frau zeigten sich immer kinderfreundlich. Hatte er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt, so zog er es durch bis zum bitteren Ende - wenn andere noch so spotteten, wenn es unüberwindliche Hindernisse gab, Schwierigkeiten mit Behörden auch. Einmal hatte er den gesamten Gemeinderat vor sich, weil sie uns Jungen eine Diskothek nicht bewilligen wollten. Der Gemeindepräsident soll zu ihm gesagt haben, er wisse wohl nicht, welche Ausdrücke über die Jugendlichen an diesem Tisch schon gefallen seien, worauf er gekontert habe, auch bei ihnen würden solche gebraucht. Aber während die Begriffe der Gemeinderäte wohl eher aus der Zoologie kämen, seien die der Jugendlichen im Anatomielexikon nachzulesen. Er hatte damals schon Filmprojekte durchgezogen mit der ganzen Bevölkerung des Dorfes, alles auf Super-8, mit hoher Professionalität. Da haben wir natürlich begeistert mitgespielt, denn so was gab es sonst nirgends. Mit solcher Begeisterung steckte er uns dann auch an, als er auf die Idee kam, eine Rockband zu formieren. Ich war

Feuer und Flamme. Er konnte klassische Musik spielen - vor allem auf der Orgel - spielte auch andere Instrumente und kaufte eine Stratocaster und wir begannen - ohne jede Ahnung wie man das macht. Aber gerade weil er es mit uns machte, war es sensationell. Nur Rockmusik machen, konnten wir eigentlich nicht.

War das, als Hardy Seiler euch entdeckte?

Das war dann ein paar Jahre später. Genau das war auch so ein Coup von Steven. Wie er den überhaupt zu uns in dieses Kaff locken konnte. Und damit hatte sich dann vieles verändert. Steven setzte alles, was Hardy anordnete, sofort in die Tat um. Sein Ehrgeiz brachte uns voran, brachte uns auf Trab, aber auch auf die Palme. Ich glaube, es war vor allem diese - fast möchte ich sagen - Sucht nach Perfektion. Er brachte stets glänzende Ideen, ausgereift, auch brilliant und genial – aber sie ließen uns andern keinen Stich, etwas dagegen zu sagen oder gar selber vorzuschlagen, weil sie einfach nicht mehr zu überbieten waren. Dabei hätten wir auch gerne eine Chance gehabt, etwas einzubringen. Er verhandelte mit allen Leuten, die für uns wichtig waren - er machte das gut - aber wir kamen uns halt doch immer nur als zweite Garnitur vor. Und solange wir - die Gründer - dabei waren, solange mochte das hinhalten. Aber als wir anfangen uns zu expandieren, Musiker auszuwechseln, fingen die Probleme an. Die neuen Musiker kannten Steven nicht mehr als den guten, alten Heiri. Vor allem mit dem einen Gitarristen, mit Austin gab's Machtkämpfe. Manchmal hörte man förmlich den Kies brechen. Allerdings sind wir nie unter die Gürtellinien gegangen. Ausdrücke wie ‚Arschloch‘ oder ‚Schafseckel‘ habe ich all die Jahre innerhalb der Band nie gehört. Auch bei den zornigsten Auseinandersetzungen gab man

sich immer die Hand zum Gruß und zum Abschied. Da war Stil drin, der uns auch von anderen Bands unterschied.

Etwas, das wir Alten noch goutiert hatten, die Neueren aber nicht mehr annehmen wollten, war die Art, wie Steven uns zu höheren Leistungen antrieb. Er konnte einfach vor uns hinstehen und einzelne Musiker allein eine Passage spielen lassen, bis sie saß. Ich habe das nie schlecht gefunden, denn wir verbesserten uns tatsächlich dabei. Aber nicht alle sahen das so. Was er nie gemacht hat: sich in unsere privaten Angelegenheiten hineinzumischen. Ganz besonders in unsere Liebschaften und er warnte uns stets, die Finger von den Frauen der andern zu lassen. Andererseits konnte er in gewissen Dingen recht pingelig sein. Zum Beispiel mit der Pünktlichkeit. Wer zu spät zu einem Termin kam, piffte er in voller Schärfe an, sie hätten sich alle bemüht pünktlich da zu sein und weil er jetzt erst daherkäme, hätte er ihre wertvolle Zeit gestohlen. Heute sehe ich das anders. Es war gut für uns und für den Erfolg, aber damals hassten wir das und so war es eigentlich immer ein über unseren Köpfen schwebendes Gespenst, das uns zuflüsterte ihn rauszuwerfen, sobald das möglich würde.

Das ist nie möglich geworden? Oder?

Nein, er war einfach zu wichtig für die Band. Er hat uns schlussendlich alle überlebt in dieser Beziehung. Als die Band unterging, war keiner mehr dabei aus den Anfangstagen.

Und trotzdem hast du dein Haus gekauft?

Ja, ich habe es dann gekauft. Wir haben uns ja nicht aus den Augen verloren. Mein Lieber: Fünfzehn Jahre in diesem Klub zusammen, Erfolge und Niederschläge gemeinsam durchlebt, im Garten gesessen, eine Zigarette geraucht und gemeinsam kein Geld gehabt: Das schweißt zusammen und das prägt auch für spätere Zeiten, selbst wenn man nicht mehr gleiche Wege

geht. Als er im Kloster das Haus verkaufen musste - die dürfen ja nichts besitzen - da hat er es uns zuerst angeboten und da ich in meinem Heimatdorf bleiben wollte, haben wir es übernommen.

*

25. November, Sonntag

Der Text im Buch von Pater Bonifaz - mit dem XR und der Krone - ergab mit dem besten Willen keinen Sinn. Ich brütete davor und übersetzte die englischen, die französischen und die italienischen Wörter. Die Griechischen waren für mich Geheimzeichen und Latein beherrschte ich nur ganz rudimentär. Aber ich konnte auch die bereits vorhandenen Texte auf Papier schreiben oder in meinen Laptop tippen, so viel ich wollte, sie passten nicht zusammen. Ich hatte das Buch fotokopiert, um hineinschreiben zu können, ohne das Original zu verändern. Obwohl jetzt alle Wörter deutsch, färbte ich sie mit Farbstiften ein. So bekam jede ursprüngliche Sprache eine andere Farbe.

Plötzlich entdeckte Fredi ein System. Die einzelnen Sprachfetzen waren so ineinander geschrieben, dass sie keinen Sinn ergaben. Wenn er aber jede Sprache einzeln betrachtete, dann entstanden plötzlich ganze Sätze, die jetzt zusammenpassten. Sie ergaben einen Sprachsinn, aber keine Botschaft. Die einen waren einfach Psalmverse, wie ‚mich erschreckten die Fesseln des Todes, mich erschreckten die Fluten des Verderbens‘ oder ganz alltäglichen Aussagen, wie ‚heute ist ganztägig schönes Wetter‘. Die lateinischen Wörter übersetzte Fredi mit einem Lateinlexikon. Wort für Wort, er wusste auch, das Verb stünde immer am Ende des Satzes. Hier schien er jetzt auf eine Bot-

schaft zu stoßen, die allerdings immer wieder abrupt abbrach. Er kam nicht um die griechischen Wörter herum. Wie sollte er sie übersetzen, wenn er sie nicht einmal lesen konnte? Er fand im Lesesaal ein Griechischlexikon und kopierte die Buchstaben und ihre deutsche Bedeutung. Er musste zuerst lernen die Buchstaben zu lesen und auszusprechen. Die einen waren einfacher, Alpha etwa oder Etha. Dann versuchte er die griechischen Wörter laut zu lesen und da stellte er zu seiner Verblüffung fest: Er konnte sie verstehen. Sie waren gar nicht in griechischer Sprache, es war Deutsch, nur einfach mit griechischen Buchstaben geschrieben - welch geniale Tarnung. Er brauchte gar keine Übersetzung des Griechischen zu machen. Sobald er die Wörter lesen konnte, waren sie verständlich und sie ergaben tatsächlich ganze Sätze und die bekamen einen Sinn - genau wie die Lateinischen. Er konnte die Wörter in den modernen Sprachen getrost weglassen, sie waren nur Maskierung und Verwirrung. Allein die Griechischen und Lateinischen bargen eine Botschaft. Aber welche? Jeder Satz war ein vollständiger Satz, aber das gab noch immer keine Botschaft. Beim genauen Betrachten vermutete Fredi fehlende Sätze. Hätte er diese, dann käme er vielleicht zum Ziel.

*

29. November, Donnerstag

Nun war meine Arbeit mit den Doubletten beendet und in der Bibliothek kein Bedarf mehr für meine Hilfe. Schade. Gerade hatte mich das Buch gepackt. Nicht mein Buch, das ich kaum an einem Tag aus den Augen ließ, nein das Buch als solches. Noch nie hatte ich so viel aus meinem Germanistikstudium gebrauchen können. Allerdings, Bibliothekar wollte ich nie im

Leben werden. Das roch mir dann doch zu sehr nach Staub und Eintönigkeit. Ich wollte nicht nur umgeben von Büchern, ich wollte unter Menschen sein, mit ihnen reden. Anyway, wem brauche ich das zu sagen: Darum bin ich Journalist geworden. Aber das Buch, die Bibliothek, selbst die Doublettenkammer abseits von allem Leben, hatten mir gutgetan.

Inzwischen fiel es Fredi schon etwas leichter die Stille zu ertragen und die Langeweile zu überbrücken. Er stöberte ja nicht nur in den Regalen des Büchermagazins, er las auch ganze Bücher und er las vor allem solche über das Kloster, über die Benediktiner, über deren Spiritualität, über das Mönchtum im Allgemeinen und dasjenige des Abendlandes im Besonderen - sicher in erster Linie aus dem einen Grund, für *sein* Buch zu recherchieren - aber allmählich begann es ihn wirklich zu interessieren und er stellte sogar eine Zunahme der Freude am Religiösen fest. Allerdings sollte es ihn nicht zu sehr in Besitz nehmen - da war er vorsichtig genug. Es machte ihm von Tag zu Tag weniger aus mit den Mönchen in den Chor zu ziehen, um die Horen zu singen, und es war vor allem der gregorianische Gesang, der auf ihn eine eigenartige, fast sehnsüchtige Faszination ausübte. Auf ihn, der doch immer mehr dem Rock verfallen war. Interessanterweise hatte ihm auch Bernhard in Rom versichert, der gregorianische Choral begeistere ihn und er singe gerne in der Schola. Wo lag das Geheimnis? War es die Ferne, aus der dieser Gesang heranschwebte, die Schlichtheit der Einstimmigkeit, die kunstvoll zu Trauben vereinigten Melismen, das melancholisch Klösterliche, Fremde und doch so Nahe - so als wäre es immer schon in seinem Leben gewesen, hätte nur aufgeweckt werden müssen? Er vermochte es nicht zu erklären und er konnte es auch nicht beschreiben, er

fühlte es nur. Man brauche den Rock nicht gleich auf den Müll zu werfen, hatte Bernhard gesagt. Und langsam begann Fredi, das zu begreifen. Er verstand auch Bernhards Begeisterung für das Orgelspiel und ehrlich gesagt, es waren immer die ganz großen Rockkeyboarder, wie Jon Lord oder Rick Wakeman, die - einmal an einer Kirchenorgel sitzend - weit über sich hinauswuchsen.

Eigentlich hatte er sich vorgenommen, bis Weihnachten im Kloster zu bleiben und dann wieder in seine Welt zurückzukehren. Aber er wollte auf jeden Fall solange bleiben, bis Bernhard in die Weihnachtsferien käme, damit sie einige Tage gemeinsam verbringen könnten. Er hätte ihm noch so mache Fragen zu stellen. Und anyway, wie sollte ich das ausdrücken: Wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte etwas länger zu bleiben, hätte ich es durchaus annehmen wollen. Immerhin war mein Sabbatjahr noch lange nicht zu Ende und im Grunde genommen hatte ich in diesen gut zwei Monaten mehr erlebt, als wenn ich in der halben Welt herumgereist wäre.

*

1. Dezember, Samstag

Der Gastpater fragte mich, ob ich in der Küche mithelfen könnte. Einer der Gehilfen sei krankheitshalber ausgefallen und müsste voraussichtlich bis Weihnachten aussetzen. Da ich auch an dieser Erfahrung des Klosterlebens interessiert war, willigte ich ein, obwohl ich von Kochen nicht allzu viel verstand.

Was er da zu tun hätte? Tagelang Kartoffelschälen, wäre nicht so sein Ding. Pater Walter lachte. Nein, Kartoffeln schälen

müsse er nicht. Dazu hätten sie eine eigene Gemüserüsterei, von älteren Brüdern betrieben. Er wäre mehr Mädchen für alles, da mal rühren, dort etwas auf Platten richten, Speisen warm halten, dies und jenes vorbereiten. Auch abwaschen müsse er nicht, dazu stehe eine Abwaschstraße samt Mannschaft zur Verfügung. Allerdings sollte er dann in der Küche sein, wenn gekocht und aufgetragen werde und das hieße, auch dann in der Küche zu sein, wenn die Mönche in der Kirche beteten. Er werde nachher mit der Küchenmannschaft im Küchenstübchen essen. Why not? sagte Fredi scheinheilig. Das kann ich aushalten. Oder?

Ja, und die Küchenmannschaft wechsele sich ab mit dem Frühstück. Jeden vierten Tag müsse er früh um sechs in der Küche Kaffee machen und die bereitgestellten Speisen ins Refektorium hinaustragen. Dort gebe es ein Frühstücksbuffet, mit verschiedenen Broten, Butter, Käse, Konfitüre, neben Kaffee und heißer Milch, die er vorher aufbereiten müsse. Ovomaltine oder Schokolade würden die Mitbrüder selber in ihre Milch geben. Das Buffet dauere bis halb elf und alle könnten kommen und gehen, wann sie gerade Zeit hätten. Geredet werde nicht im Refektorium. Gehe etwas aus, würde am Durchgang zur Küche geläutet und er bringe das Gewünschte hinaus. Vielleicht sei das für ihn als Gast viel Zeitaufwand - andererseits habe er an den Nachmittagen immer frei. In die Bibliothek gehen, könne er also immer noch.

Ich kann Ihnen versichern, die Küchenmannschaft ist eine fröhliche Gesellschaft, die nach dem Essen gerne noch etwas sitzen bleibt, Kaffeeschnaps trinkt und plaudert.

Ich mache das, sagte Fredi und der Küchenmeister klopfte ihm auf die Schultern. Das tat ihm gut. Jetzt gehörte er dazu.

Fredi lernte die Küchenmannschaft kennen und alle Maschinen und Kochgeräte. Auch die Bäckerei, die der Küche angegliedert war, außerdem die Speisekammern und die Kühlräume. Das Kloster kochte für siebzig bis neunzig Leute im Refektorium, manchmal auch für hundert, dann für die Angestellten im Küchenstübchen nochmals für etwa dreißig - und es kochte das Mittagessen für die Stiftsschule, die eine Tagesschule war. Das waren nochmals gut dreihundert Mittagessen. Herrschte in der Bibliothek und in der Doublettenkammer eine himmlische Ruhe, so war in der Küche die Hölle los, vor allem wenn's an die Essenszeiten ging. Der Küchenchef - eine Sirene - gab Kommandos, die man bis auf den Klausurgang hinaus hörte. Eigentlich gar nicht Worte oder gar Sätze, nur die oberen Frequenzen seiner Stimme, die eher an eine Krähe, als an einen Küchenchef erinnerten. Er und ein weiterer Koch waren Mönche - die andern Angestellte, die entweder im Dorf wohnten oder in einem der Wohnstudios, die das Kloster über den Werkstätten eingerichtet hatte. Die Mönche kochten in den Kutten, mit einer weißen Schürze darüber. Fredi fand das unhygienisch. Aber, als er den Refektoriumsbruder mit einem Lappen aus alten Hemden die Tische abwischen sah, und den Bruder, der für das Brot und den Käse verantwortlich war, lernte er einfacher zu denken. Letzterer hatte die Aufgabe, immer vor dem Essen das aufgeschnittene Brot und am Abend den Käse auszuteilen und nachher wieder einzusammeln - es gab abends eine Platte mit Käse vor oder statt der Suppe. Und weil der Bäcker das Brot bekanntlich aus Mehl herstellte, waren die Finger des alten Bruders auch immer etwas mehlig und die sah man dann als Spiegelbild auf der Kutte, hauptsächlich auf der Höhe des Gesäßes. Anyway, jeder muss sich halt mal kratzen.

Überhaupt war es mit der Hygiene nicht so weit her. Wäre das ein Restaurant, jeder Lebensmittelinspektor hätte längst die Eingänge mit einem Kuckuck versiegelt, dachte Fredi. Da hing zum Beispiel an den Türen ein Weihwassergefäß. Vor allem die Mönche unter den Köchen machten jedes Mal ein Kreuzzeichen, wenn sie den Raum betraten oder verließen, und so glänzten diese Weihwassergefäße speckig und fettig. Allerdings ließ Fredi sich einmal sagen, solche Epidemien - wie sie in Altersheimen und manchmal sogar Spitälern vorkämen, wo fast alle gleichzeitig erkrankten - seien hier im Kloster nie vorgekommen. Vermutlich waren alle dank dieser natürlichen Unhygiene immun gegen solche Erreger. Und was man hier im Winter zu sehen bekäme, wäre harmlos. Komme man im Sommer nachts in die Küche und zünde das Licht an, würden Hunderte von schwarzen Kakerlaken zu den Abläufen schießen und dort für ein Weilchen verschwinden.

Wie dem auch sei, das Essen war O.k., einfach, aber gut. Freitag und Mittwoch kein Fleisch und am Montag- und Samstagabend auch nicht. Eigentlich hatte der Ordensgründer Benedikt in seiner Regel geschrieben, nur kranke Mönche bekämen ab und zu Fleisch zu essen. Aber die in der Regel geschilderten Essensvorschriften hielten der modernen Ernährungslehre längst nicht mehr stand. Sie seien irgendwann einmal angepasst worden. Fredi konnte es recht sein.

Den Wärmeschrank mit der Metalltüre erlebte Fredi jetzt von der anderen Seite her, wo ebenfalls eine Türe hing. Sie stellten dort die Speisen auf fahrbaren Gestellen bereit und die Tischdiener nahmen sie im Refektorium heraus. Dann stellten diese die schmutzigen Teller nach dem Essen hinein und die Abwaschmannschaft holte sie nach diesseits. Obwohl verschiedene Tischdiener mit akademischen Graden geschmückt

waren, nicht wenige mit einem Doktor, gab es - was die allgemeine Praxis des Lebens anbelangte - dann auch ab und zu skurrile Sachen. So gelang es nie, gewisse Herren vom Schwerpunkt zu überzeugen, der bei den Speisewagen möglichst tief sein sollte, was man erreichen konnte, wenn man das Geschirr zuerst auf die unteren Tablare stellte. Eines Tages hatte wieder einer sämtliche Suppen- und Essteller oben hoch aufgetürmt und den Wagen in die Durchreiche gestellt und als einer der Tamilen, die den Abwasch besorgten, den Wagen in die Küche ziehen wollte, kippte er und das ganze Geschirr sauste klirrend zu Boden. Ein fantastischer Sound. Zuerst eher tief rollend, dann scherbelnd und im Nachhall mit ganz hohen, hellen, silbernen Tönen. Fredi erinnerte sich an das Konzert der Plasmatics. Nur waren hier Mönche und keine Punks und da sie gerade beim Tischgebet waren, durften sie nicht lachen, was einige der jüngeren doch taten und dann nachher vom Abt eine gehörige Schelte kassierten. Eine schwierige Sache war auch immer, abzuschätzen, wie viele überhaupt beim Essen sein würden. Grundsätzlich hatte sich jeder Mönch in einer Liste vom Essen abzumelden. Das geschah aber manchmal recht spät. Außerdem gab es Solche, die es vergaßen. Schwieriger noch war die Berechnung, *wie viel* die Anwesenden essen würden. Beim Mittagessen servierten die Tischdiener nach. Man konnte zum Beispiel nochmals ein Kotelett nehmen, wenn man eines wollte. Da solche Köstlichkeiten - die es nicht alle Tage auf dem Tisch gab - manchmal ausgingen und sie in der Küche blitzschnell einen Ersatz dafür herzaubern mussten - im Mikrowellenofen erhitzten Fleischkäse vielleicht - nahmen viele Mönche bereits beim ersten Schöpfen zur Sicherheit zwei Koteletten oder gar deren drei. Noch schlimmer beim Dessert. Einmal gab's Cremeschnitten und viele nahmen zwei auf den

Dessertteller. Dann gingen die Dinger aus und den unteren - sprich den Jüngeren - musste die Küche als Ersatz abgepackte Billigbiskuits ins Refektorium nachliefern. Einer der Jungen soll dann gesagt haben, jetzt hätten ihnen die Alten - die nichts gearbeitet hätten - alles weggefressen. Über der Eingangstüre zum Refektorium standen in Gold die Worte aus der Regel Benedikts: Numquam subripiat Monacho indigeries (*niemals übersättige sich ein Mönch*).

Eine für Fredi und seine Sache gute Einrichtung war das kleine Küchenstübchen, in dem die Küchenmannschaft nach dem Essen speiste und zum Kaffeeschnaps zusammensaß. Manchmal kamen auch Patres oder gar der Abt zur Runde und da hörte er viel Klatsch und Tratsch über Dinge im Klosteralltag, die zwar nicht wichtig waren, die aber viel illustrierten, was man so von außen gar nie erfahren hätte. So beklagte sich einmal Pater Statthalter, es seien heute wieder etliche Leute zu spät zum Mittagessen gekommen, wobei der Bruder Küchenchef bemerkte, erst wenn es zum Essen Zeit sei, würden sie merken, dass sie noch nicht gearbeitet hätten. Von Bruder Siegfried war öfters die Rede. Ein köstliches Klosteroriginal, das viel und schnell redete. Er habe einmal zum Abt gesagt, als es um die Frage ging, ob dieser bald altershalber zurücktreten solle:

Bleiben Sie nur noch Abt, es kommt doch nichts Besseres nach. Und auf das heitere Gelächter habe er sich dann gerechtfertigt: Er könne doch nicht so schnell denken, wie reden. Einmal spitzte Fredi seine Ohren ganz besonders. Es ging um Pater Engelhard und seine liturgische Opposition gegen den Abt und da erwähnte jemand Pater Bonifaz, der auf derselben Schiene gefahren sein soll, wie Engelhard - nicht so aggressiv, aber doch auch - und der jetzt in der Gruft unten ruhe, wo er

nicht mehr opponieren könne - was die Schlagkraft von Engelhard empfindlich geschmälert habe. Pater Engelhard soll früher sogar Statthalter des Klosters gewesen sein. Bonifaz war Archivar, bis er ganz unerwartet gestorben sei. Fredis Verdacht, zwischen den beiden hätte eine Verbindung bestanden, bestätigte sich damit - zwar ganz nebenbei, aber doch von höchster Stelle aus.

*

21. Dezember, Freitag

Nun musste ich endlich an das Buch von Pater Engelhard rankommen. Weil der Mann glaubte, in seiner Turmwerkstatt seien alle Bücher vergiftet und er deshalb nur selten dort hinaufstieg, gelang mir das Vorhaben leichter als erwartet. Pater Oswald schickte mich mit einem Passepartout ins Dachmagazin der Bibliothek - das nahe an Engelhards Werkstatt lag - um ein paar Bücher für ihn zu holen. Ich fühlte mich sicher, ging ins Heiligtum hinein, schmuggelte die rote Agenda mit den anderen Büchern tarnend vom Brückenturm zur Bibliothek, fotokopierte sie, mogelte sie wieder in den Turm - und bekam weder eine schwarze Zunge noch einen schwarzen Finger.

Die Kopien brachte Fredi in sein Zimmer im Gästetrakt und ersehnte den Abend, um seinen Fund zu studieren und die beiden Bücher miteinander zu vergleichen. Auch hier konnte er die deutschen, französischen und englischen Texte getrost weglassen. Allein die Lateinischen und die Griechischen erwiesen sich als nützlich. Allerdings gab es da noch eine Schwierigkeit, die Fredi bei den griechischen Texten von Bonifaz nicht hatte: Engelhards Texte blieben altgriechisch. Pater Bonifaz, offen-

sichtlich kein Griechischkünstler, hatte sich billig über die Runden gebracht. Fredi vermochte inzwischen die griechischen Buchstaben geläufig zu lesen und mit einem Vokabularium knobelte er die Sätze zurecht. Als Erstes versuchte er - ausgehend von den Agenden - die Sätze chronologisch zu ordnen. Es ergab Sinn. Wenn Fredi die richtigen Sätze beider Bücher zusammenfügte, entwickelten sich zwar holprige, aber verständliche Botschaften. Etwa in der Art:

Sie hatten am besagten Sonntag Küchendienst. Ist das so?

Ich hatte Küchendienst und war um zwei damit fertig.

Dann gingen Sie in ihr Zimmer oder in die Kapelle?

Nein, ich ging hinaus.

In den Garten?

Ich ging im Wald spazieren.

Ihnen ist doch bekannt, dass Sie an Sonntagen das Gelände der Gemeinschaft nicht verlassen dürfen? Spazieren ist am Sonntag für Sie nicht erlaubt. Ist das so?

Ja.

Und warum sind Sie dann trotzdem gegangen?

Ich war der Meinung, im Waldstück, das der Gemeinschaft gehöre, dürfe ich spazieren.

Die Klausur endet bei den Haustüren. Die erweiterte Klausur hört bei der Mauer und am Waldrand auf. Sie sind sich bewusst, dass Sie dafür eine Strafe erhalten werden?

Ja.

Offensichtlich eine Klausurverletzung in einem Kloster. Ob Mönch, ob Nonne, ob was sonst, konnte Fredi nicht herauslesen. Spazieren am Sonntag war auch im Kloster Rheinau nicht gestattet. Hätte aber einer dieses Verbot übertreten, wäre er vom Abt oder vom Prior gestellt und unter vier Augen gemahnt worden. Hier hatte ein Prozess stattgefunden und eine Bestra-

fung war gefordert. Es konnte sich kaum um das Kloster Rheinau handeln.

An einer ganz anderen Stelle im Buch von Bonifaz fand er folgende Sätze: Wir müssen alles in die Wege leiten und Rom überzeugen hier einen Riegel zu schieben. Ob einer würdig ist oder nicht entscheidet Gott und niemand sonst.

Die beiden Sätze bildeten einen Widerspruch in sich. Waren sie trotzdem ein Hinweis? Ging es da vielleicht um Bernhard und seine Dispens? War das am Ende der großen Unbekannten im Vatikan? Aus der Schweiz wäre er. Aber Bonifaz hatte Monate, bevor dieses Gesuch überhaupt ein Thema war, das Zeitliche gesegnet.

*

Fredi interessierte sich für die Arbeit Engelhards, als Vizebibliothekar. Er katalogisierte die Inkunabeln des Klosters. Engelhard erklärte dem Gast seinen Job mit Begeisterung. In seinem Zimmer standen unzählige, wertvolle Bücher, die Fredi ohne Behinderung herausnehmen und durchblättern durfte. Das wunderte ihn. Warum war er beim Schmierheft so ausgerastet? Er erkundigte sich nach Pater Bonifaz. Dieser sei mit Engelhard befreundet und bis zu seinem plötzlichen Tod vor fast einem Jahr Archivar des Klosters gewesen. Dann tastete sich Fredi an die Beziehung von Engelhard zu Bernhard heran. Engelhard war ein erbitterter Gegner von dieser Radaumusk, die nichts mit Kunst zu tun habe und lediglich dem Satan diene.

Fredi meinte, es sei weniger der Satanismus, als die Drogen und die sexuellen Ausschweifungen, die den Rock abstoßend machten. Er selber sei zwar als 15-jähriger ganz kurz draufgestanden, hätte aber bald alles durchschaut. Es sei eher so eine

Jugendsünde gewesen. Engelhard bekam hohe Achtung von Fredi und dieser erkannte, wie sehr Engelhard im Hintergrund noch immer einflussreicher war, als die meisten glaubten.

*

4. Januar, Freitag

Ich hatte gehofft, Bernhard käme über Weihnachten nach Hause. Aber er wollte in Rom bleiben. Der Abt hatte ihm vorgeschlagen, er könnte nach dem Studium als Religionslehrer an der Oberstufe in Marthalen arbeiten. Von den noch im Sommer offerierten Posten im Kloster wolle man jetzt absehen - da er nicht Pater werde. Ich hätte gerne genau da mehr erfahren, gewusst, wie Bernhard das empfand. Auch fand ich die bisherigen Recherchen noch ungenügend. Vielleicht wüsste Bernhard inzwischen mehr. Wenn nicht, wollte ich allerdings das Experiment abbrechen und mein Freijahr fortsetzen. So flog ich nach Neujahr nochmals nach Rom und logierte diesmal - organisiert von meinem Freund - in Sant' Anselmo. Ich behielt alles, was ich über Engelhard und Bonifaz erfahren hatte, eifersüchtig für mich.

Allerdings wollte Fredi versuchen, hinter das eigenartige Emblem in den beiden Kladden zu kommen. Und als Bernhard – während sie über Engelhard redeten – beiläufig bemerkte, der Mann solle in einer geheimen Organisation sein - man wisse nicht viel, aber sie würden die Königsherrschaft Christi auf Erden wiederherstellen wollen, war Fredi ganz Ohr:

Was heißt das konkret?

Wenn wir das wüssten, dann wäre es keine Geheimsekte.

Anyway, du gehst unzimperlich mit ihm ins Gericht: ‚Geheimsekte‘. Oder?

Nun, was wäre es denn anderes? Es gibt genügend Sekten, auch innerhalb der Kirche. Sie müssen nicht notwendigerweise eigene Kirchen sein. Es gibt solche, die sich durchaus an die Kirche halten, aber es gibt auch die, die sie anders haben wollen als sie ist - vor allem, wie sie geworden ist. Aber am Schlimmsten sind die Sekten, von denen man gar keine Ahnung hat - sie wirken und du weißt nicht wie und warum.

Fredi überlegte einen Moment, wie er das formulieren könnte, ohne bei Bernhard einen Verdacht zu wecken:

Du sagst, sie wollen die Königsherrschaft Christi wiedereinführen. Wenn Du den Auftrag hättest, mit deinem Talent als Zeichner, für die ein Emblem zu entwerfen, was würdest du da skizzieren?

Bernhard nahm ein Blatt Papier und einen Bleistift zur Hand: Habe ich mir noch nie überlegt. O.k., da fällt mir das Emblem der englischen Königin ein: ER und eine Krone darüber. Das heißt Elisabeth Regina und beim König hieße das Rex. Bernhard zeichnete auf das Papier: so schnell aus dem Stegreif: XR und eine Krone darüber.

Fredi war verblüfft: Das R verstehe ich jetzt, aber das X?

Das griechische Chi wird seit Urzeit als Zeichen für Christus verwendet. Du kennst doch die englische Abkürzung für Weihnachten: ‚X-Mas‘.

Genial, machte Fredi. Oder?

*

Seine Gedanken waren beim Nachtessen im Refektorium von Sant' Anselmo bei Bonifaz und Engelhard. Was hatten die beiden gemeinsam? Beide konservativ, geradezu fundamentalistisch, vor allem in Bezug auf die Liturgie - standen in Opposi-

tion zum Abt, kritisierten ständig, sollen oft zusammengesteckt haben. Ob sie Freunde waren, vermochte niemand so recht zu wissen. Aber da war etwas und das wusste nur Fredi und er hütete sich, auch nur eine Spur davon zu verraten: Beide Mönche hatten ein Notizbuch, mit denselben eigenartigen Einträgen, mit demselben von Hand auf die erste Seite eingezeichneten Signet, das Bernhard soeben treffend als das Emblem der Königsherrschaft Christi definiert hatte. In beiden Büchern dieselbe Anordnung von Sprachen und Zeichen – und eine durchgehende Botschaft, die auf Gerichtsverhandlungen schließen ließ. Der große Unterschied zwischen beiden: Bonifaz war tot, während Engelhard noch lebte. Engelhard hatte sein Buch gut getarnt und von der Existenz des andern wusste niemand sonst.

Fredi hatte zwar inzwischen erfahren, Engelhard leide an MCS, an Multiple Chemical Sensitivity, aber er war trotzdem überzeugt, dieses vergiftete Buch sei eine Erfindung von ihm und sollte nur dem Schutz seiner Geheimnisse dienen. Nur eine Verschwörungstheorie von mir, dachte Fredi, aber Verschwörungstheorien können manchmal zu richtigen Theorien führen – sind oft ein erster Ansatz. Ich muss über beide mehr erfahren. Über Bonifaz, indem ich nachforsche und andere befrage und über Engelhard, indem ich versuche, mich noch mehr bei ihm einzuschleimen. In der Werkstatt mit der Papierorgel hatte er mir gesagt – sogar als er zornig war – er fände mich sympathisch. Diese Sympathie genießt hier offensichtlich nicht jeder. Die sollte ich nutzen. Oder?

*

5. Januar, Samstag

Heute besuchten Bernhard und ich Siegbert Pfeiffer im Institut an der Lateranuniversität. Siegbert fragte, ob Bernhard schon einmal an die Möglichkeit einer Annulation der Ehe gedacht habe. So was sei bereits gelaufen, sagte Bernhard. Seine Frau habe, um wieder heiraten zu können, ein solches Verfahren vor fast zwanzig Jahren eingeleitet. Er, voll mit Rock ,n' Roll beschäftigt, in Leder gekleidet, mit weißen Stiefelchen, sei dann bei dieser bischöflichen Behörde in Solothurn aufgekreuzt.

... im Offizialat, sagte Siegbert.

Ja, so hieß das, antwortete Bernhard. Ich hatte mich, ehrlich gesagt, nicht besonders engagiert, tat es meiner Frau zuliebe. Die Nichtigkeit der Ehe war überraschend gutgeheißen worden. Dann ging der ganze Zauber an eine zweite Instanz im Bistum Fribourg - weshalb das nötig war, wusste ich nicht - und dort war es dann auch prompt gescheitert. Wir haben es dabei gelassen.

Das ist der ordentliche Weg. Es müssen immer zwei Instanzen je ein Urteil fällen. Stimmen beide zu, so ist die Ehe annulliert. Lehnt eine ab, besteht die Möglichkeit, eine dritte Instanz direkt in Rom – die Rota Romana - anzurufen. Allerdings muss ich dir als Kirchenrechtler sagen, die Hürden in Rom sind ungleich höher, als in den Diözesen in der Schweiz. Würde deine Frau sterben, könntest du natürlich ohne Prozess sofort Priester werden. Siegbert schlug den Codex Iuris Canonici auf und begann zu blättern.

Was zum Teufel soll das? Zischte Bernhard. Warum soll eine Frau sterben, nur damit einer Priester werden kann? Ich glaube sogar, dann wollte ich es nicht mehr. Braucht es solche

Opfer? *Ich* bin doch das Opfer. Da stehe ich und bin bereit - ist doch wahr!

Siegbert gab ihm recht. Er sei als Jurist viel zu sehr auf Möglichkeiten fixiert, die das Gesetz böte. Eine Art Berufskrankheit.

Anyway, brachte sich Fredi ein, was macht denn eine Ehe überhaupt ungültig? Entweder sie ist geschlossen oder nicht – man war vor aller Leute Augen in der Kirche und hat geheiratet. Oder?

Es gebe viele Gründe, erklärte der Kirchenrechtler. Zwang etwa oder Unzurechnungsfähigkeit, Unreife, Eheunfähigkeit, Täuschung, Scheinehen oder manchmal auch Formfehler des Priesters bei der Eheschließung - auch indem sie nie miteinander geschlafen hätten. Erst dann gelte nämlich die Ehe als vollzogen.

Fredi murrte: Die Kirche hat schon das Sagen, bis in die Schlafzimmern hinein. Oder?

Siegbert verzog keine Miene. Er sei Jurist und müsse juristisch denken. Es sei tatsächlich so: Eine Ehe, bei der es nie einen Beischlaf gegeben hätte, sei ungültig, gelte als nie vollzogen. Nur, das müsste man vor Gericht beweisen. Und das sei schwierig, vor allem hier in Rom, wo sie fast fanatisch darauf bedacht seien, das Eheband zu verteidigen.

Außerdem musst du die Erlaubnis bekommen, die dritte Instanz in Rom anrufen zu dürfen - nach so langer Zeit.

Und wer erteilt die? Wieder diese Behörde, die schon meine Dispens abgelehnt hat und bei der dann der große Unbekannte auftritt?

Siegbert wusste wohl, was Bernhard damit meinte, fuhr aber fort: Nein die erteilt der Präfekt der Apostolischen Signatur. An den müsstest Du gelangen und ihn darum bitten.

*

6. Januar, Sonntag

Heute, reisten wir früh am Morgen mit dem Zug aus der Stadt hinaus. Es war das Fest Dreikönig – Epiphanie. Der Abtprimas hatte Frater Bernhard geraten wegzufahren, um ein wenig auf andere Gedanken zu kommen, denn just heute weihte Bischof Ambros Bernhards Konprofessen in Rheinau zu Diakonen und da holte ihn die Niedergeschlagenheit wieder ein. Wir beabsichtigten, irgendwo die Sonntagsmesse zu besuchen. Ich willigte ein, obwohl ich eigentlich lieber wieder mal einen Sonntag ohne Messe genossen hätte. Das sagte ich Bernhard allerdings nicht. Bei der Kirche der Schwestern der Visitation an der südlichen Bannmeile der Stadt stiegen wir aus und betraten das Gotteshaus, ein Gebäude in der Größe einer Stadtpfarrkirche. Die Ausstattung langweilig, viele Bilder, die an Großmutter Schlafzimmer erinnerten. Vorne eine Fahne mit dem lilientragenden heiligen Aloisius. Ein Altar mit hohem Aufbau gegen die Stirnwand und mit etlichen Altarstufen. Im Chor ein gepolsterter Betschemel, prunkvoll, offenbar nicht üblicherweise hierher gehörend. Links an der Chorwand ein Podest mit drei Stufen, darauf ein Thron mit einem Wappen darüber, auch der schien nicht immer dort zu stehen. Dutzende Kerzen brannten im Chorraum und in der Kirche.

Die beiden Kirchgänger setzen sich hinten. Vorne schienen die Plätze reserviert. Dann trippelten aus einer Seitentüre Nonnen, in Zweierkolonne, mit hellblauen Chormänteln über dem Habit, die Hände unter dem Skapulier, die einen mit weißer, die

andern mit schwarzer Haube und sie setzten sich in die hinteren der reservierten Plätze.

Da ist ein Pontifikalamt angesagt, flüsterte Bernhard.

Die Glocken läuteten. Man hörte weniger den Klang aus Bronze, vielmehr das Ächzen des Glockenstuhls im Turm über dem Kirchendach. Die Orgel brauste, die Flügel des Hauptportals schwingen auf und sie zogen ein, die Akteure und Gehilfen der bevorstehenden heiligen Handlung. Zuerst zwei erwachsene Ministranten mit schwarzen Talaren und weißen Chorröcken, in der Hand das Schiffchen und das Weihrauchfass tragend. Es dampfte und verbreitete parfümierten Rosenduft. Dann ein hohes, goldenes Kreuz, getragen von einem weiteren erwachsenen Ministranten. Es gab da überhaupt nur erwachsene Ministranten und weit und breit keine weiblichen. Sie trugen Kerzen mit mächtigen Leuchtern auf den Armen. Eine stattliche Anzahl Priester oder angehende Geistliche in schwarzen Soutanen mit Chorröcken darüber, einige mit blauen Bändern, daran ein Kreuz. Hinter ihnen andere, die über den Chorhemden blaue Mozzetten trugen - Überwürfe über den Schultern, die wie eine Glocke Achseln, Brust und Rücken bedeckte und bis zu den Ellbogen reichten. Auch die Blaubedeckten trugen Kreuze an blauen Bändern und alle, ob mit oder ohne Mozzetta, hatten diese katholischen Hüte auf dem Kopf, wie sie Fredi aus dem Film von Don Camillo kannte.

Man nenne sie Birett und die seien eigentlich schon seit Jahrzehnten nicht mehr in mode – ausgenommen bei Kardinälen, denen der Papst das leuchtend rote Ding bei der Erhebung in die Amtswürde jeweils feierlich auf den Kopf setze, flüsterte Bernhard. All diese Geistlichen besetzten die Plätze im Schiff vor den Schwestern – Ladys last – wir befanden uns ja in einer katholischen Kirche. Es folgten Diakone in Brokatgewändern,

sogenannten Dalmatiken. Eigentlich sei nur derjenige Diakon, der eine Querstola trüge und das rote Buch stemmte, sagte Bernhard. Der andere sei Subdiakon - Unterdiakon - und auch das gäbe es seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil nicht mehr und schon gar nicht mehr diese stolenartigen Bänder, die beide am linken Arm trügen und die man ‚Manipel‘ genannt hätte. Das sei überflüssig geworden - ursprünglich ein Schweißtuch, als man noch keine Taschentücher kannte - ja und wer wolle sich schon mit einem Goldbrokat die Nase putzen.

Dann kam der absolute Höhepunkt des Zuges: Ein Kardinal, nicht etwa so, wie Fredi das aus der Ministrantenzeit her von den Bischöfen bei Firmungen kannte, mit Mitra und Stab, sondern in spektakulärer Purpurpracht, buchstäblich von Kopf bis Fuß. Der Mann strahlte vor Lust über seine Würde und segnete fleißig die armen Sünder links und rechts. Vor ihm einer ohne Talar, mit schwarzer Kniehose, weißen Kniestrümpfen und Frackjacke. Wohl der persönliche Lakai des Kardinals, denn er trug den Galero, den breitrandigen, roten Kardinalshut mit roten Quasten ehrfurchtsvoll vor sich her. Auf dem Haupt trug der Kardinal ein Birett über einem kleinen Käppchen, dem Pileolus - alles in Purpur und über die umfangreiche Soutane - der Mann hatte vermutlich einen guten Winter gehabt - spannte sich ein Chorhemd mit Spitzen, die direkt aus Sankt Gallen hätten sein können. Das Glanzstück aber war eine Mozzetta aus schneeweißem Hermelin und darunter, und vor allem dahinter, das Pompöseste, was Fredi an einem Geistlichen je gesehen: eine gut zehn Meter lange Capa Magna, eine purpurne Kardinalsschleppe, nicht etwa in bescheidenem Seidenstoff oder gar in Baumwolle, sondern in schillerndem Moiré. Neben ihm schritt einer in violetter Soutane und einem Chorhemd und ein ebensolcher trug die Schleppe hinterher, konnte die volle Län-

ge nicht hochhalten, der Kardinal schleppte sie wie einen Staublappen über den Fußboden hinter sich her. Der Kirchenfürst - und als so einen sah er sich offensichtlich - trug außerdem elfenbeinfarbene, mit Wappen bestickte Pantoffeln, ein von Edelsteinen emsig funkelndes Brustkreuz und einen ebenso glitzernden Fingerring an der rechten Hand. Die Finger nicht verschränkt, wie es gewöhnlich, sterbliche Pfarrer zu tun pflegten, sondern gefaltet, wie der Engel Gabriel auf den Verkündigungsgemälden der Renaissance. Ganz am Schluss des Zuges schritten vier weitere Männer mit einfacheren gelben Chormänteln und jeder von ihnen trug etwas in der Hand: der eine den prunkvollen Bischofsstab, der andere eine goldbestickte Mitra, einer ein in rotes Leder gebundenes Buch mit Goldschnitt, der vierte eine Kerze in einem silbernen Handleuchter - alles aus Ehrfurcht nur mit einem weißen Lappen berührend. Vorne angekommen - nach der Kniebeuge aller - wirft sich der Kardinal auf den gepolsterten Betschemel und verharrt in Stille, während all die andern auf dem flachen Boden knien. Über ihnen singt ein vierstimmiger Chor mit Orgel und Orchesterbegleitung. Dann erhebt sich der Würdenträger. Alle machen Kniebeugen und die Prozession führt zum Thron an der linken Seitenwand. Jetzt wird umgekleidet.

Bernhard ist völlig entsetzt: Wir sind in eine tridentinische Pontifikalmesse hineingeraten. Komm, wir gehen.

Fredi sagt, das mache ihn neugierig, es gehe ihm mehr um das Schauspiel. Er habe so was noch nie gesehen, wenigstens nicht in der Kirche. Du weißt, ich habe eure Shows auch gemocht und Ozzy Osbourne kam auch mal mit so einer Schleppe auf die Bühne. Oder?

Ja siehst du, da liegt der Unterschied. Wir machten eine Show zur Unterhaltung. Das da ist kein Rockkonzert, das ist ein Gottesdienst.

Viel Wirbel um den Kardinal herum. Alle knien nicht nur immer, wenn sie ihm etwas reichen. Sie beugen auch ihre Knie vor ihm, wenn sie zu ihm herankommen und küssen seinen Fingerring. Man reicht ihm das Schultertuch, dann die Albe, Zingulum, dann das Brustkreuz. Die Stola gekreuzt. Die Ministranten warten in Einerkolonne, jeder darf ihm eines der Kleidungsstücke hinhalten, das dann allerdings der Mann in Violett an ihn weitergibt. Wo gab's das schon? Ach ja das, *Lever du roi* beim Sonnenkönig und seiner morgendlichen Ankleidezeremonie. Wie groß musste sich doch seinerzeit einer vorgekommen sein, wenn er das Privileg hatte, dem König die linke Socke hinzuhalten. Nur das da ist hier und heute. Es wird nicht weniger gekniebeugt und ringgeküsst als damals.

Dann legen sie ihm zwei Dalmatiken aus dünnerem Stoff übereinander. Unten die Ärmel zuknöpfen, Messgewand überlegen, Handschuhe anziehen, der Kardinal bohrt mit einem Finger im Ohr.

Stab und Mitra braucht er immer nur, um vom Thron zu den Stufen des Altars zu schreiten – und das geschieht öfters. Alle machen ständig Kniebeugen, wenn sie die Altarseite wechseln und irgendeiner ist immer in Bewegung.

Auch Fredi und Bernhard knien, wie alle andern, denn sie wollten um Himmels willen nicht negativ auffallen. Was genau da vorne geschieht, können sie vom Schiff aus nicht sehen. Sie bewundern nur die prächtigen Brokatstickereien auf der Rückseite der Messgewänder, eines neben dem andern, wie eine Mauer.

Jetzt kommt Bewegung in die Sache. Alle stehen auf, der Kardinal steigt die Stufen hoch. Gedränge auf dem kleinen Platz über den obersten Altarstufen, der Kardinal, zwei Leviten, der Archepriester und auch der Zeremoniar drückt sich in die Gruppe hinein. Auf der untersten Stufe stehen Ministranten. Eine solche Menge Leute auf so kleinem Haufen und so viel Gold. Es wird Weihrauch eingelegt. Der Hohepriester taucht den Altar in Rauch und Dampf – Kniebeuge - dann das Kreuz beräuchern – Kniebeuge - dann zur rechten Seite des Altars – Kniebeuge - zur linken Seite – Kniebeuge - zurück zur Mitte - Kniebeuge. In Prozession wieder zum Thron.

Sehen können Fredi und Bernhard noch immer nichts. Zu viele Akteure stehen zwischen ihnen und dem Kardinal. Erst beim Evangelium wird das Schauspiel übersichtlicher. Der Diakon holt den Segen beim Kardinal, Kniebeuge, Ringküssen. Prozession mit dem Evangeliar, mit Ministranten und Kerzen. Der Zeremoniar fuchtelt herum, zupft an den Ärmeln, weil sie nicht recht wissen, was sie tun sollen. Beim Evangelium steht der Kardinal, hält eine Kerze. Der Diakon singt es lateinisch. Dann trägt er das Buch zurück zum Kardinal, der es küsst. Dabei kniet der Diakon nieder und küsst den Ring. Was haben wohl diese Seidenhandschuhe mittlerweile nicht schon alles erdulden müssen? Küsse, Ohrenputzen. Anyway, wozu gibt's denn Weihwasser?

So ging das weiter. Über zwei Stunden lang. Dann wieder raus aus den Messgewändern und hinein in die Hermelinmозzetta und mit dem Galeroträger vor und der Capa Magna hinter sich, hinaus aus der Kirche. Orgelgebrause, Glockengeläute.

Wie benommen fragten sie auf dem Platz jemanden, welcher Kardinal das wohl gewesen sei.

Kennen Sie ihn nicht? Das ist Bertino Kardinal Alonso, der Präfekt der Apostolischen Signatur.

Trotz Zweifel, ob so ein konservativer Kardinal Bernhard die Erlaubnis für eine Wiedereröffnung seines Verfahrens geben würde, machten sie sich in seine Nähe. Als der Kardinal schweizerdeutsch reden hörte, sprach er sie direkt an. Als Schweizer, der in Winterthur aufgewachsen war und später in Rom Karriere gemacht hatte, spürte er heimatliche Gefühle.

Diese Gelegenheit packte Fredi unverfroren und zur Verblüffung von Bernhard. Er zeigte dem Kardinal seinen internationalen Presseausweis und log ihm vor, hier in Rom einen Bericht für eine Berliner Zeitung zu schreiben, und da würde er gerne auch ein Interview mit ihm machen. Fredi hatte den Mann richtig eingeschätzt. Er war eitel und äußerst pressegeil. Er bat ihn, am Montag in der Signatur anzurufen.

*

Fredi machte an diesem Sonntag eine ganze Reihe Telefonate. Unter anderem zu einem Arbeitskollegen in Berlin, der dem Kardinal am Montagmorgen einen offiziellen Fax der Redaktion zustellen sollte, dann mit Siegbert Pfeiffer, der ihm eine Liste von Fragen bereit machen sollte, die er dem Mann der kirchlichen Gerichte stellen konnte. Bernhard, der inzwischen die Situation und auch die Gelegenheit erfasst hatte, stellte ihm seine Nikon Spiegelreflexkamera zur Verfügung. Das eigentliche Ziel aber war, Kardinal Alonso am Schluss des Interviews zu bitten Bernhard, die so wichtige Erlaubnis zu geben. Es geht nichts über Beziehungen, sagte Fredi. Und das Interview kam zustande.

7. Januar, Montag

Ich war sichtlich überrascht, wie schnell man mich bediente, als ich am Montagmorgen den Palazzo Cancellario betrat, den Sitz der Apostolischen Signatur, in dem der Kardinal residierte. Das monumentale Renaissancegebäude, mit dem geräumigen Innenhof und den über mehrere Stockwerke geschichteten Säulenhallen, zeigte die Macht und Würde seines Präfekten. Nach dem, was ich gestern gesehen, konnte mich nichts mehr erschüttern.

Der Kardinal war fast pünktlich. In dieser Beziehung schien er Schweizer geblieben zu sein. Er sei, so erzählte er, in Winterthur geboren und aufgewachsen. Seine Eltern Spanier, sein Vater, wie man damals sagte, Fremdarbeiter, der sich und seine Familie als Schweizerbürger eingekauft habe. Der Kardinal hatte also als Kind die Schweizer Schulen besucht und dabei auch alles, was Buben in und um die Eulachstadt so trieben, miterlebt. Selbstverständlich kannte er auch das nahe Zürich und so plauderten sie zunächst über den heutigen Stand der beiden Städte im Speziellen und die Schweiz im Allgemeinen. Er war gut gelaunt, die Ausgangslage für Fredi hervorragend. Die ersten, einfacheren Fragen beantwortete der Kardinal direkt und verständlich. Sie kamen zu heikleren Themen:

Recht und auch Kirchenrecht ist eine klare Sache, definiert in sauberen Paragrafen, in Ihrem Fall durch den Codex Iuris Canonici, das Gesetz der katholischen Kirche. Wie weit lassen sich denn Gesetz und Moral in einen Blick binden?

Der Kardinal kritisierte eine wachsende Diskrepanz zwischen Recht und - wie er sagte - in sich schlechte Handlungen, wie Abtreibung, künstliche Befruchtung zu Forschungszwe-

cken und Euthanasie, die immer häufiger gesetzlich anerkannt würden. Gleiches gelte für die Anerkennung homosexueller Partnerschaften und das Zugeständnis der Religionsfreiheit. Diese gesellschaftliche Tendenz habe das kirchliche Leben infiziert und zu einer Vernachlässigung des Kirchenrechts geführt. Dessen Kenntnis und Achtung seien jedoch Voraussetzung für eine glaubwürdige Neuevangelisierung.

Fredi beobachtete ständig, ob der Kardinal bei den Fragen in seiner guten Stimmung bliebe. Auf keinen Fall wollte er durch eine Verärgerung den eigentlich beabsichtigten Ausgang des Besuches gefährden. Vorsichtig schnitt er dieses Thema an:

Das Pontifikalamt, das Sie gefeiert haben: Ich habe zum ersten Mal so etwas erlebt.

Und? Hat es Ihnen gefallen?

Ich bin zu jung, um mich an Messen in diesem Stil zu erinnern. Es war für mich - obwohl ja eigentlich alt - vollkommen neu, deshalb auch ungewohnt - aber ja, ergreifend. Diese Andacht aller Beteiligten, diese Ehrfurcht und schlichte Demut. Es hat mich berührt.

Allerdings hätte er noch eine Frage, redete Fredi zielgerichtet weiter. Er sei in einer Pfarrei in Zürich Ministrant gewesen und da hätte es auch Mädchen gegeben und Frauen, die Texte vorgelesen hätten. Und bei der Kommunion hätte man den Leuten die Hostie in die Hand gelegt. Das sei gestern nicht so gewesen.

Messdienerinnen und Lektorinnen könnten in der außerordentlichen Form der Messe nicht zugelassen werden, erklärte der Kardinal. Auch seien die Laiendienste des Lektors oder des außerordentlichen Spenders der heiligen Kommunion in dieser Form des römischen Ritus nicht einzuführen. Wo dies doch geschehe, liege ein empfindlicher liturgischer Missbrauch vor.

Die Handkommunion sei mit den Rubriken der alten Form nicht vereinbar und daher ausgeschlossen. Ein Katholik, der in einer Messe in der außerordentlichen Form des römischen Ritus zu erkennen gebe, die Handkommunion praktizieren zu wollen, könne nicht zur Kommunion zugelassen werden.

Sie sprechen jetzt von einer, wie Sie sagen, ‚außerordentlichen‘ Form der Messe. Was ist damit denn genau gemeint?

Diese besondere Form oder eben die Form der Messe - wie sie das Konzil von Trient, das 1563 zu Ende gegangen sei, festgelegt hätte - dürfte selbstverständlich dann weiterhin gefeiert werden, wenn es sich um eine Messe in einer Ordensgemeinschaft handle, wenn alle Anwesenden damit einverstanden seien, der Ortsbischof das erlaube, sagte Alonso ungerührt. Das sei gestern der Fall gewesen.

Ich plädiere aber an den Papst, diese außerordentliche Form wieder allgemein einzuführen.

Dann gibt es zwei Formen der Messe? Oder?

Der Kardinal spielte mit seinem Brustkreuz, machte eine Kunstpause und fuhr dann weiter: Das Zweite Vatikanum hat die Liturgie zwar neugestaltet, ist dabei aber zu radikal gewesen. Die Reform ist nicht nur über das hinausgegangen, was die Konzilsväter vorgegeben hatten, sondern auch nicht mehr vollständig mit diesen Bestimmungen zu vereinbaren. Man kann nicht einfach mit der lebendigen Wirklichkeit des Gottesdienstes - so wie Gott uns aufgetragen hat ihn zu verehren - gewaltsam herumhantieren und dabei in Kauf nehmen, das Glaubensleben der Menschen in Mitleidenschaft zu ziehen. Der Verlust der Kirchensprache Latein war bei Weitem nicht der größte Verlust durch die Reform.

Fredi sah ihn interessiert an, nickte und notierte eifrig, denn er durfte auf keinen Fall zeigen, dass er nur ‚Bahnhof‘ verstand.

Sicher kommt den Laien die Hauptaufgabe zu in allen Bereichen des öffentlichen Lebens, vor allem im Zeugnisgeben für das Evangelium, fuhr Alonso fort, es brauche aber eine fruchtbringende, geistliche Wechselwirkung zwischen Priestern, Bischöfen und Laien.

Es ist der Klerus, der die geistliche Grundlage legen und immer wieder erneuern muss. Es geht um die geistliche Führerschaft, das ist der Punkt.

‚Klerus‘ war das Stichwort. Fredi sah seine Chance, erläuterte dem Mächtigen kurz die Situation von Frater Bernhard, dem zurückgesetzten Benediktiner von Kloster Rheinau, das der Kardinal als Winterthurer gut kannte. Natürlich sagte er nicht, der studiere derzeit in Rom.

Der Kardinal überlegte einen Moment. Dann sagte er mit einem Lächeln im Gesicht: Ich würde das bewilligen. Frater Bernhard soll ein Gesuch direkt an mich stellen mit der entsprechenden Begründung. Dieses Gesuch muss er von seinem Abt bestätigen lassen.

Der Kardinal in guter Laune, wahrscheinlich auch, weil er wieder einmal schweizerdeutsch sprechen konnte, begleitete Fredi persönlich hinaus und sie verabschiedeten sich auf der Säulengalerie – wo ihn der Journalist noch von allen Seiten fotografieren durfte. Konnte er dem Mann wirklich trauen? Irgendetwas in ihm meldete Zweifel an. Über dem Bürostuhl des Kardinals hatte Fredi doch ein X und ein R mit einer Krone darüber entdeckt. Nicht mit Tusche und Goldfarbe gezeichnet, sondern prunkvoll geschnitzt und blattvergoldet.

8. Januar, Dienstag

Rückflug nach Zürich. Während des Fluges beschloss ich, nicht nur ein Buch über Bernhard zu schreiben – das schien mir mehr und mehr doch etwas zu dürftig - sondern über die Macht der Kirche. Ich hatte ihren Prunk gesehen und die Macht ihrer Kaderleute gespürt. Allerdings wollte ich nicht gleich oben anfangen. Dazu fehlte mir der Einblick und außerdem war darüber nun schon genug geschrieben worden im Laufe der Zeit – nein mich reizte es, in die Machtmechanismen der kleinen Zellen in der Kirche zu blicken, etwa in den Mikrokosmos eines Klosters. Dafür müsste ich weiterhin im Kloster bleiben und mich noch intensiver in die Klostergemeinschaft einschleusen, um verdeckt zu recherchieren. Als Novize hätte ich leichtes Spiel und keine Verpflichtung, wenn ich eines Tages einfach wieder gehen wollte. Allerdings hätte das Leben in Rheinau Konsequenzen. Ich müsste um halb sechs am Morgen zur Vigil antraben, wie die andern. Das wäre vermutlich durchzustehen, aber ich müsste in den Fraterstock wechseln, mich der Benediktusregel unterwerfen, dem Novizenmeister gehorchen, würde scharf beobachtet und kontrolliert. Und nicht zuletzt gäbe es noch ein Problem: Sabine. Ich brauchte sie. Es tat mir gut, neben dieser Männergesellschaft im Kloster zu einem weiblichen Wesen gehen zu können, und außerdem bedurfte ich einer regelmäßigen Dosis Sex. Es tat gut, wenn wir uns in die Arme nahmen, es tat gut, wenn wir uns küssten und es tat gut, wenn wir uns liebten. Das müsste ich kürzen - trotzdem nicht vollends darauf verzichten. Anyway. Es gab Wege und Möglichkeiten - vor allem nachts - von der Insel wegzukommen, um sie zu

treffen - jetzt eben heimlich, weniger häufig. Wäre das fair? Wäre das wahrhaftig? Ich wäre ja nicht wirklich Mönch. Es wäre nur Spiel. Spiel auf Zeit. Aber das dürfte nicht entdeckt werden. Ich müsste so tun, als wollte ich Mönch werden. Noviziat ginge doch, da kann man jederzeit wieder gehen.

Dritter Aufzug

2. Februar, Samstag

In der Benediktinerabtei Rheinau war man erfreut, und weil ich mich schon seit Herbst positiv im Kloster gezeigt hatte, erließ mir das Concilium des Abtes die übliche Kandidatur und ich durfte – wie es auch Studenten der Stiftsschule konnten - sofort das Noviziat beginnen. Der Abt sah vor, mich nach dem Noviziat Theologie studieren zu lassen. Ich sagte natürlich nicht, ich würde dann bereits wieder in Berlin sein. Die Einkleidung fand genau ein Jahr vor der einfachen Profess statt. Das Kirchenrecht schenkte keinen einzigen Tag. Ich bekam die Kutte und das Skapulier und sah jetzt aus wie alle andern Mönche. Der Abt drückte mir das Stundenbuch in die Hand, was aber nichts änderte, da wir das Stundengebet ohnehin gemeinsam im Chor verrichteten. Anyway, beten gehörte jetzt zu meinem Job. Allerdings tauchten leise Skrupel auf. Zwar konnte ich es moralisch noch als verdeckte Recherche bezeichnen, aber dennoch war es ein Tanz auf dem Glatteis. Käme irgendetwas über meine tatsächlichen Absichten aus, könnte das zumindest kirchenrechtlich als Betrug oder Täuschung bezeichnet werden. Bestraft werden könnte ich allerdings nur innerkirchlich und das brächte mir - als Nichtkleriker - allenfalls die Exkommunikation. Nur, das ließe mich dann zwar kalt. Aber ich hätte in kirchlichen Kreisen nie mehr etwas verloren. Und ob mein Buch dann noch würde, wie ich mir das vorstellte? Ich musste mich so verhalten, als nähme ich alles ganz ernst. Ich musste die Rolle des Novizen richtig spielen. Ich musste daran glau-

ben. Wie ein professioneller Schauspieler - ganz hineingegeben in meine Rolle.

Fredis Arbeit als Novize an den Nachmittagen war jetzt im Archiv. Man hätte als Blinder ins Archiv hineingehen können, man hätte sofort gewusst, wo man war. Der Raum verriet sich: Er roch. Er roch nach Papier, nach altem, muffigen Papier roch er und nach schwefligen Säuren, er roch nach Kalziumkarbonat, er roch nach Gras, er roch nach Holz, er roch nach Karton, nach Staub, nach Kalk und Kreide, Blei auch und Leder - altes Leder und Leim. Er roch nach Schimmelpilz und Moder, Tinte und Druckerschwärze und er roch nach einem Hauch Vanille. Das Aedificium, dachte Fredi, obwohl es im Roman von Umberto Eco eher um die Bibliothek gegangen war, als um das Archiv des Klosters. Aber je länger, je mehr, hatte er nach diesen wenigen Monaten das starke Gefühl, auch da würden sich Geheimnisse verbergen und man hätte lieber, sie würden vergessen. Auf dem Schreibtisch von Pater Jakob stapelten sich die Akten. Offen, quer liegend, aber auch mit Bändern und Stoffstreifen zu Bündeln geschnürt. Dasselbe dann auch auf allen Fenstersimsen und nicht ein einziger Stuhl hätte das anbieten können, zu dem er eigentlich bestimmt war. Selbst am Boden stapelten sich Bücher und weitere Aktenpakete. Von Tausenden Fotos überquellende Schuhschachteln auf einem Büchergestell. Hinter Glas kunstvolle Stiche als Thesenblätter. Von den Wänden her starrten Archivare und Äbte aus vergilbten Schwarz-Weiß-Fotos, manche auch in Sepia. Der Archivar, Pater Jakob, zwar nach außen ein lustiger Mensch, der ständig Kalauer erfand, wie etwa: ‚Und wenn wir mit den Ohren lauschen‘, dann hören wir das Waldesrauschen – oder ‚Frauen sind wie Federvieh, sie gackern viel und schweigen nie‘ – aber

er war in Tat und Wahrheit voller Minderwertigkeitskomplexe, war einerseits ein Chaot und andererseits peinlich darauf bedacht, den Novizen nicht allein in die Zellen mit den Archivkästen zu lassen.

Am Morgen bekam Fredi Novizenunterricht von Pater Magnus. Er nahm das cool, fühle sich in seiner Schauspielerrolle wohl. Aber das hatte seinen Preis: Als Novize musste er zu hundert Prozent am Klostersgeschehen teilnehmen. Mit dem Ausschlafen war für ein ganzes Jahr lang definitiv Schluss. Besuche bei Sabine - wenn auch nur gelegentlich - waren jetzt äußerst schwierig, denn alle Mönche beobachteten Novizen stets mit den Augen von Mäusebussarden. Allerdings kannte er keine Hemmungen, denn im Grunde genommen könnte beim Fremdgehen nicht viel passieren - im Gegensatz zur Vortäuschung des Noviziats. Sie würden ihn einfach davonjagen. Es gelang ihm, am Abend meditierend durch den Klostergarten zu wallen, hinter der Spitzkirche zu verschwinden und das Ruderboot zu besteigen, mit dem Sabine ihn erwartete. Die Kutte zog er dort aus und steckte sie in einen Rucksack, den sie mitbrachte. Meistens fuhren sie dann nach Marthalen zu Sabine, wo sie miteinander ein Schäferstündchen hielten oder direkt nach Winterthur ins Kino, anschließend essen. Sie brachte ihn immer in der Nacht zurück, wo er die Kutte wieder anzog und, weil jetzt keine Lampen brannten - die Brücke problemlos überqueren konnte. Dann glitt er lautlos durch die Gänge in seine Zelle, als wäre nichts gewesen. Er war ja kein Mönch. Oder doch? Wie alle andern im Kloster hatte er Dienst in der Klosterfeuerwehr zu leisten. Er fasste Uniform und Ausrüstung.

*

8. März, Sonntag

Das Kloster genoss die Unterstützung eines Gönnervereins. Die ‚Intimi der Benediktinerabtei Rheinau‘ brachten Geld - viel Geld sogar - für Bedürfnisse des Klosters zusammen. Amadeus Gyger, Präsident dieses Vereins, war sichtbar zu spät gekommen, als sie die Schönheit verteilt hatten. Sein Kopf hatte die perfekte Form eines Ostereis mit Spitz nach unten. Sein Schädel, fast haarlos. Die enge Brille, über schmaler Nase und spitzem Mund, unterstützte diesen Eindruck mit allen Kräften. Dazu steckte das Ei auf einem unüblich langen Hals, was Gyger zwar größer machte, aber nicht unbedingt würdevoller. Noch übler sah der Mann aus, wenn er lachte und das tat er andauernd. Dann sank für mich Gygers IQ jeweils um mehr als die Hälfte. Vermutlich hatte ihm gerade dieser Eierkopf geholfen so hoch die Karriereleiter hinaufzuklettern. Denn wenn er auch mit Sicherheit damals mehr Haare auf dem Kopf hatte, so mochte er als Junge ein geeignetes Objekt für Karikaturen in Schulheften und für Spott auf dem Pausenplatz gewesen sein. So dürfte er sich eines Tages aufgerafft, die Brust herausgestellt, den Eierkopf in die Höhe geworfen und gesagt haben: Denen will ich's zeigen. Er wollte eigentlich Priester werden, sah sich schon als späteren Bischof einer bedeutenden Diözese, schaffte aber das Gymnasium nicht und wurde Zeitungsmann. Zunächst Volontär einer Lokalzeitung, arbeitete sich mit scharfer Feder und spitzen Ellbogen nach oben und stand zuletzt einer regionalen Tageszeitung als Chefredaktor vor. Das genügte ihm nicht. Er wollte mehr, befasste sich mit dem Verlagswesen, gab einige kleinere Blätter selber heraus und landete schließlich im Ringier-Imperium. Er verfasste hauptsächlich Berichte über die Wirtschaft, reifte an Erfahrung und wag-

te sich an Politik. Als Ringier den ‚Blick‘ herausbrachte, spielte Gyger nicht mehr mit. Boulevardjournalismus war nicht sein Ding und auch wenn er nicht direkt beim Blick mitwirken sollte, so schien ihm das Blatt zu seicht – ja, und vor allem zu sündig. So machte er sich selbstständig, wollte nicht zusehen, wie die Welt ins Gottlose abdriftete. Er engagierte sich im kirchlichen Bereich, masste sich Theologie und Philosophie an, die er nie an einer Universität studiert hatte und rutschte so mehr und mehr in den frommen, in den esoterischen und in den mystischen Bereich ab. Klar, Seher brauchten keine Theologie. Denen gab die Gottesmutter oder die heilige Bernadette ein, was sie schreiben sollten.

Gyger gründete den Verlag Christi Königstum und der sollte inzwischen schon über tausend Bücher auf den Markt geworfen haben, die meisten aus seiner Feder. Er gab die Zeitschriften Banner Christi und Gottesfurcht heraus. Neben diesem Verlag besaß er noch eine Zeitung, die er nicht selber redigierte, nicht religiös, dafür auf Wirtschaft und mehr und mehr auch auf Politik ausgerichtet. Vor allem der PR-Bereich, über Firmen und Handwerker, brachte ihm über Inserate bares Geld. Amadeus Gyger saß nicht nur in etlichen Verwaltungsräten, besaß größere Anteile von größeren Firmen, war führend in wichtigen Vereinen, in einer christlichen Partei, sondern war, wie gesagt, Präsident der Intimi der Benediktinerabtei Rheinau und darauf war er nicht nur besonders stolz, es verging kein Festtag im Kloster, wo er nicht als Gast auftauchte und beim Essen direkt neben dem Abt sitzen durfte - sofern nicht ein Prälat im Rang eines Abtes oder Bischofs oder gar eines Kardinals den Platz einnahm. Nicht zuletzt besaß Amadeus Gyger eine Villa in der Nähe von Andelfingen, ganz alleinstehend, auf drei Seiten von

Wald umgeben und zur Straße hin durch eine hohe Mauer von Blicken geschützt. Diese Villa war allerdings keine eigentliche Villa, sondern ein ehemaliges Kloster. Die Anbeterinnen des Blutes Christi hatten sich hier behinderten Kindern angenommen, vor Jahren aber mangels Nachwuchs das Kloster aufgegeben und sich in ihr Mutterhaus zurückgezogen. Das Klösterchen - im 19. Jahrhundert entstanden, schlicht und ärmlich wie diese Schwestern selber - hatte alles, was zu einem solchen Haus gehörte: eine Bibliothek, einen Speisesaal samt Küche und eine Kapelle, fast schon eine kleine Kirche. Sie wuchs westlich aus dem Hauptgebäude heraus und berührte beinahe den Wald, der hier das Anwesen begrenzte. Um die Rolle zu durchschauen, die diese Organisation im Kloster Rheinau spielte, schmeichelte sich Fredi bei Amadeus Gyger ein, sobald er Gelegenheit dazu sah. Vor allem Pater Engelhard sollte sich dabei behilflich zeigen, denn er war mit Gyger bestens bekannt.

*

20. März, Mittwoch

Zugegeben, ich hatte mich heimlich vom Kloster ‚abgemeldet‘ und war mit Sabine durch Zürich spaziert. Aber es hatte sich gelohnt, denn ich traf unverhofft auf Austin Moore, einer der beiden Gitarristen von Black Spider und - wie William Leones gesagt hatte - der eigentliche Gegenspieler von Steven Stiller. Ich packte diese Gelegenheit, lud ihn zu einem Drink ein. Ich sei ein ganz großer Fan der Band gewesen - vor allem von ihm, Austin Moore. In Wirklichkeit interessierten mich zwei Dinge:

Das Verhältnis von Austin zu Steven und weshalb die Band zugrunde gegangen war.

Austin setzte sich auf einen Barhocker, schwang elegant seine immer noch langen Haare zur Seite: Es war eine Hassliebe. Wir konnten uns manchmal nicht ausstehen - ja das stimmt - aber wir respektierten uns bedingungslos. Jeder wusste, ohne den andern ginge es nicht. Ich sah ihn immer wie durch eine Glaswand. Er war mir nie wirklich nahe. Und das obwohl wir eine Zeit lang auch im Brötchenberuf zusammenarbeiteten, in einem Betrieb in Dübendorf, er als mein Chef. Allabendlich fuhren wir gemeinsam in seinem Auto nach Wiesendangen zu den Proben. Das zu akzeptieren, war kein Problem. Es ging ums Geldverdienen und bei den Fahrten entwickelten wir gute Ideen. Anders, wenn wir am Abend übten oder Konzerte gaben und er seine Autorität durchsetze. Schließlich verstand ich auch etwas von Rockmusik. Eines Tages - als wir uns wieder ein paar Vorwürfe an den Kopf geschmissen hatten - übergab er mir ganz unerwartet die musikalische Leitung der Band. Ich packte das mit beiden Händen. Später erkannte ich allerdings, Steven hatte ein Stück von sich abgegeben - nicht von seiner Macht, sondern von seinem eigenen Fleisch und Blut.

Interviews hat er weiterhin gegeben, sagte Fredi, habe immer nur ihn im Radio gehört. Oder?

Ja, die gab Steven. Die hat ihm nie einer streitig gemacht. Das konnte er. Er konnte formulieren. Er konnte schlagartig reagieren und er war ein begeisternder Erzähler. Damals kamen die Lokalradios auf und DRS hatte den dritten Sender eingerichtet. Radio 24 war der Kultsender bei den Jungen schlechthin. Bei dem hatten wir schon Interviews in Zürich gegeben - auf Band mitgeschnitten und von einem Kurier nach Italien

gebracht. Auf dem Pizzo Groppera strahlte eine haushohe Großantenne die Sendung in die Schweiz, denn Radio 24 galt hierzulande noch als Piratensender. Auf der über einen Monat dauernden Tour in England gab Steven laufend Interviews für Schweizer Radios. Das eine Mal auf der Landstraße von einer der typischen, roten Telefonzellen aus, immer mit einem Gehilfen, der ihm laufend - bei der antiken Einrichtung dieser Oldtimer - die Penny einwerfen musste, damit die Verbindung nicht unterbrach. Andere gab er, noch tropfend vor Schweiß, aus den Büros der Veranstalter und manche auch relaxed aus den Hotels. Besonders ein Interview ist mir in Erinnerung geblieben, irgendwo im Süden von England, genau weiss ich's nicht mehr. Wir hatten einen Day off und uns am Abend ziemlich gestritten.

Worüber?

Auch das weiss ich nicht mehr. Ich weiss nur noch, im TV lief Das Boot, original in deutscher Sprache mit englischen Untertiteln – für uns funny. Steven war aufgestanden, um im Nebenraum ein telefonisches Interview direkt in die Sendung ‚Rock Special‘ von DRS 3 zu geben. Wir konnten selbstverständlich keine Schweizer Sender empfangen, aber ich hatte vorgesorgt. Als er zurückkam, ging ich meinerseits hinüber, telefonierte mit meiner Mutter, die das Interview auf Kassette aufgenommen hatte und es mir abspielte. Ich war verblüfft. Kein Ton von einer Verstimmung in der Band. Er schwärmte von den Konzerten. Da waren wir tatsächlich immer nur die *eine* Band, da gab es keine Querelen, da spielten wir quasi unisono. Fragte der Moderator, ob es auch mal Streit gäbe in der Band, sagte er, er müsste doch lügen, würde er behaupten, auf den stundenlangen, Hunderte von Kilometern weiten Fahrten im vollgepressten Bandbus, käme nie einer mit dem Ellbogen

des andern in Berührung. Als ich in den TV-Raum zurückkam, musste ich ihn loben, ob ich wollte oder nicht. Keiner von uns hätte in dieser Missstimmung das Interview so gegeben, wie er.

Dann lachte Austin laut. Ängstlicher reagierten allerdings an diesem Abend unsere Freundinnen in der Schweiz. Der Moderator hatte eine halbe Stunde zuvor gesagt, er erwarte ein Telefon der Black Spider, falls diese nicht gerade mit ihren Groupies unterwegs seien.

Ich habe von Hardy Seiler erfahren, jeder hätte versucht, eine eigene Karriere aufzubauen. Das sei der Anfang vom Ende gewesen. Oder?

Wenn der das sagt. Warum hat er uns nicht durch den ganz großen Durchbruch katapultiert? Klar, ein Stück weit mag er recht haben. Wir waren jung. Da hat jeder die Fühler ausgestreckt und abgecheckt, ob er außerhalb der Band eine Chance hätte. Verständlich.

Der ganz große Durchbruch hat sich auch nicht eingestellt, als ihr das Management gewechselt habt? Oder?

Wir sind an einen Betrüger geraten. Einen Hochstapler, mit goldenen Armbändern und einer goldenen Kette um den Hals, der uns im Hilton in Basel zum Frühstück erwartete und dann in der Tiefgarage noch Unterlagen aus dem Kofferraum holte, damit wir seinen Mercedes sehen konnten. Zur Plattenrelease kam er nur noch mit einem kleinen Fiat. Und als wir ihn in Frankfurt besuchten - Steven und ich - fanden wir sein Büro in einer Absteige - seine Einladung reichte gerade noch zu einer Pizza um die Ecke. Nein, davon will ich nicht reden. Wir standen da, mit der vierten LP und nichts mehr lief. Dann schlug uns Steven vor, einmal länger zu pausieren. Er selber gönnte sich erstmals nach Jahren Ferien - flog zur Insel hinüber, um nochmals den Grove des Monsters of Rock Festival einzuzie-

hen. Der Grove blieb aus. Dafür besuchte er in London das Musical Starlight Express, kam vollgesaugt von Andrew Lloyd Webers Musik zurück, spielte in seinem Studio Crossover ein, eine Kreuzung zwischen Rock und Klassik. Wir beschlossen schließlich, uns zu trennen, ohne die Band aufzulösen, damit wir jederzeit wieder anfangen könnten.

Angenommen, ihr hättet den weltweiten Durchbruch geschafft, nicht nur den in Europa. Hättet ihr euch dann Steven Stillers entledigt?

Austin schwieg einen Moment, zögerte die Antwort hinaus, indem er einen Schluck Gin nahm: Das wäre so gelaufen.

Warum? War doch der Motor der Band. Du sagtest eben, ihr hättet einer den andern gebraucht. Oder?

Dann eben nicht mehr. Er wäre dann nicht mehr wichtig gewesen. Er wäre für die Band überflüssig geworden.

*

Bernhard steht auf und streckt die Beine. Sein Kopf ist wirr, von dem, was er gelesen hat. Er geht zu einem Wandschrank und holt eine Flasche und ein Gläschen. Eine alte Dame schenkt auserlesenen Mönchen - zu denen er offensichtlich auch gehört - an Weihnachten regelmäßig einen Aversa. Den genehmigt er sich jetzt und schüttelt den Kopf. Eigentlich recht exakt, wie Fredi das gesehen und berichtet hat. Aber das mit den Besuchen bei meinen Bandkollegen finde ich ziemlich dicke Post. Klar, darum hat er heute Morgen auch diese Andeutungen gemacht. Jetzt ist mir alles klar. Und was Austin ihm erzählt hat, stimmt sogar - nur, es ist eben nicht alles:

Den größten Fehler habe ich tatsächlich damit begangen, ihm die musikalische Führung zu übergeben. Die Fans hatten

klare Vorstellungen von uns. Plötzlich waren wir nicht mehr die knallharte Band im schwarzen Leder. Der eine trug eine weiße Jacke, ganz einfach, weil Eddi van Halen auch eine weiße Jacke trug und er sich als den zweiten Eddi van Halen sah. Der andere trug schwarz-weiß geringelte Kniesocken, wie bei Urgroßmutter's Badeanzug um 1900, absolut zum Schreien. Das Image verwässerte sich und genau das war bis dahin unsere Stärke gewesen. Dann begann Austin mit schrägen Akkorden, verminderte, solche mit Sexten und Septimen und Nonen. Alles gut und recht. Mir gefiel das eigentlich, ich war immer auch klassischer Musiker. Aber für die einen war das entweder zu hoch oder langweilig. William musste - damit der Narziss diese Akkorde durchziehen konnte - mit dem Bass minutenlang auf demselben Ton spielen. Das hätte letztendlich nicht zur Katastrophe geführt. Wohl aber anderes ruinöses Gehabe von diesem Gitarrero. Unsere vierte Platte war fällig. Wir hatten eine Anzahl recht guter Songs. Statt sie wieder mit dem bewährten Produzenten durchzuziehen, wollten die Herren jetzt selber entscheiden. Wir würden keinen Produzenten brauchen. Austin könne das auch. Klar, man war ja jetzt ein Star. Eines Nachmittags musste ich nach Zürich fahren, um mit Hardy die Songs zu besprechen. Die ganze Band kam vorher zu mir und wir hörten das Tape im Studio an. Dann fuhr ich los in der Annahme, sie wollten in dieser Zeit etwas kreieren. Als ich bei Hardy ankam, sagte er, ich bräuchte die Kasette gar nicht auspacken. Die Band hätte soeben angerufen und gesagt, sie stünden nicht hinter dem, was ich mitbringe. Das war der erste Streich. Dann stand ein Termin mit Austin an, um die Running-Order festzulegen. Wir trafen uns in einem Gartenrestaurant in Zürich. Ein schöner Sommerabend, wollte hinterher ins Volkshaus, wo Uriah Heep spielten und die Musiker nach dem Kon-

zert besuchen. Als ich Austin meinen Vorschlag zeigte, meinte er dreist, meine Songs kämen nicht auf die Platte.

Das bestimmst nicht du, sagte ich.

Das bestimme ich auch nicht, gab er unberührt zur Antwort. Das haben ich *und* die Band beschlossen.

Das war eine Faust in mein Gesicht. Ich verzichtete auf das Uriah Heep Konzert, spazierte an den See hinunter, getroffen, verraten. Ich meine, für mich gab es nur Black Spider. Ich bin am Morgen für Black Spider aufgestanden und am Abend für Black Spider ins Bett gegangen. Black Spider war mein Leben. Fast fünfzehn Jahre, mein ganzes Einkommen in die Band gesteckt, das Haus allen zur Verfügung gestellt, samt passenden Hausschlüsseln. Hat mich noch von allem am wenigsten belastet, aber ich verzichtete auf Ferien, lebte auf dem Minimum, während sie nach Griechenland und nach weiss ich wo reisten und teure Videogeräte anschafften. Alle Telefonate gingen auf meine Rechnung, genau wie der Strom und die meisten Getränke, die sie bei mir gesoffen hatten.

An diesem Abend am Zürichsee beschloss ich, das zu ändern: Steven, sagte ich mir, ab jetzt machst du für die Band nur noch das, was aus der Kasse bezahlt werden kann. Und so stoppte ich meine Credits. Das begann mit den unzähligen Telefonaten und Autofahrten. Ich organisierte zwar das Hotel für Austin und mich während der Aufnahmen. Ich vermied jeden Streit, ließ ihn gewähren. Wir hatten vordergründig ein gutes Verhältnis - fast zu gut, um wahr zu sein. Wir teilten aus Kostengründen ein Hotelzimmer, gingen zusammen essen. Als ich an der Reihe war, spielte ich in zwei Tagen alle meine Keyboards ein und er kritisierte nichts daran. Er saß am Mischpult, machte die Aufnahmen - was für Keys nicht viel Können verlangte, da man diese direkt ins Mischpult einspeisen konnte.

Auch als der Typ von der Plattenfirma wünschte, meine beiden Songs kämen doch drauf - einer sogar als Opener auf der zweiten Seite - widersetzte sich Austin nicht, spielte aber kein Solo ein, ließ auch mich als Keyboarder keines machen, womit der Song ein Torso blieb. Und als wir dann eine Woche später mit dem Endmix begannen - genauer gesagt, er schon damit begonnen hatte, als ich kam - waren alle meine Keyboards weit in den Hintergrund gemischt. Und die Drums, hervorragend von Toby eingespielt, hatte er allesamt durch einen Drumcomputer ersetzt, den er lediglich durch Tobys Drumspur triggern ließ - bloß, weil im Studio so ein brandneues Spielzeug stand und er das geil fand.

Das Album war fertig, die teuerste Tonproduktion und die teuerste Produktion eines Covers unserer Band. Die Presse stieg groß ein, wir belegten durch meine Bemühungen die Titelseiten von namhaften Musikmagazinen. Ich gab Interviews, ich bereiste alle Radiostudios in der Schweiz - wieder auf meine Kosten. Weil sich die Band während der Studioaufnahmen auch von Hardy Seiler getrennt hatte - ein Drecksjob, den natürlich ich ausführen musste - brachten wir keine Promotions-tournee zusammen. Das Album war da, die Presse hupte und wir spielten keine Konzerte. Und weil ich sonst nichts unternahm, was mich privat Geld gekostet hätte, ging der Ofen sehr schnell aus.

Frater Bernhard geht hinunter. Es ist Zeit für die Vesper. Einerseits hat er sich wieder etwas beruhigt wegen des Streites von heute Morgen. Andererseits muss er den Kopf leeren und auf andere Gedanken kommen. Allerdings, ganz gelingt ihm das nicht. Immer wieder ist er zwischen den Psalmversen bei seiner Klosterstory, die Fredi niedergeschrieben und von der er keine

Ahnung gehabt hat. Und so nimmt sie ihn wieder in ihren Bann, sobald er ins Zimmer zurückgekehrt ist.

*

23. Juni, Sonntag

Kardinal Alonso lehnte - trotz Versprechen - die Erlaubnis zum Weiterführen in Bernhards Ehesache ab, mit einem Schreiben in lateinischer Sprache, nicht an ihn adressiert, sondern an den Abt des Klosters Rheinau. Seine Konfratres hingegen trafen in Rheinau ein, zogen sich fünf Tage zurück, um Exerzitien zu halten - wie vor großen Ereignissen im Ordens- und Priesterleben üblich. Frater Gerold, der in Rom an der Gregoriana Dogmatik studierte und Frater Josef, der seine Studien nur dürftig abgeschlossen hatte. Aber er hatte Bernhard eines vor: Er war nicht verheiratet. Bischof Ambros weihte die beiden Diakone am Fest von Peter und Paul im Kloster zu Priestern. Frater Gerold - jetzt Pater Gerold - reiste nach der Primiz und den Festlichkeiten in seiner Heimatpfarrei wieder nach Rom, um weiter zu studieren. Pater Josef stand gerade da, als ein wichtiger Posten frei wurde. Der Abt hatte den langjährigen Cellerar, Pater Walter, von einem Tag auf den andern abgesetzt. Der Neupriester bekam seinen Posten, obwohl er von der Materie nichts verstand. Der alte Pater hingegen ging in sein Zimmer hinauf und weinte bitter. Obwohl Bernhard seine Examina in Rom bereits mit Bestnoten abgelegt hatte, bemühte er sich um eine Predigt in Sant' Anselmo, um nicht an der Priesterweihe in Rheinau teilnehmen zu müssen. Anschließend reiste er direkt in die zweiwöchigen Ferien zu seiner Schwester nach Winterthur. So umging er die beiden Primizen.

8. Juli, Montag

Bernhard hatte - mit Poststempel von Andelfingen und dem Datum, an dem die beiden andern ihre Priesterweihe empfangen - einen anonymen Brief erhalten, mit Schreibmaschine adressiert, leeres Blatt, Adresse: Bruder Bernhard Altmann, Benediktinerkloster 8462 Rheinau. Das ‚Bruder‘ nicht zu übersehen. Der Brief enthielt dreißig silbrig glänzende Einfrankenstücke. Ein weiterer Hinweis auf den unbekanntem Schweizer im Vatikan? Immerhin gab es in Andelfingen den frommen Verlag Christi Königtum, der dem Präsidenten der Intimi der Benediktinerabtei Rheinau gehörte. Frater Bernhard wäre nicht der frühere Steven Stiller, hätte er die dreißig Franken wie Judas als Blutgeld in den Tempel geworfen. Er ging damit aus, genehmigte sich ein Bier, eine Pizza, einen Tomatensalat mit Zwiebeln und zum Schluss einen Café Crème. Als wir an einem Abend zusammensaßen, mutmaßten wir, ob die dreißig Silberlinge eventuell von Gyger oder aus seinem Umfeld kämen, und ob nicht da der große Unbekannte aus dem Vatikan zu suchen sei. Dabei erzählte Bernhard eine Geschichte, die Jahrzehnte zurückläge, hätte sie ihn nicht hier im Kloster wieder eingeholt:

Als ich damals das Theologiestudium abgebrochen hatte und nach Wiesendangen zurückgekehrt war, spielte ich Orgel in Santa Katharina in Winterthur. Mein Lohn für jeden Orgeldienst: zwanzig Franken. Ich fand das angemessen und bedankte mich beim Kassier der Kirchgemeinde, einem gewissen Kerner - als ich ihn einmal am Telefon hatte. Er sagte, das hätte ich auch verdient. Dann spielte ich zwei Jahre, zog einen Ju-

gendchor auf, um meine Tradition mit den Jazzmessen fortzusetzen. Wir formierten eine Rockband dazu. Trat dieser Jugendchor mit der Band in einer Messe auf, war die Kirche randvoll - im Gegensatz zu Messen mit dem Kirchenchor, obwohl dieser meiner Meinung nach seine Sache gut machte. Und? Wer leitete den Kirchenchor? Was meinst du?

Kerner? Oder?

Richtig. Unser Erfolg ärgerte ihn und er fing an, gegen meinen Chor und gegen mein Orgelspiel zu stänkern und Mobbing zu machen. Ein Wort, das wir damals allerdings noch nicht kannten. Es gelang ihm auch, den Pfarrer von Santa Katharina von meinem ‚blasphemischen‘ Orgelspiel zu überzeugen. Der verbot mir, Hits aus den Charts in meine Improvisationen einzubauen. Er behauptete, jedes Lied sei für einen bestimmten Anlass geschrieben und dürfe nicht ausgetauscht werden. Mein Argument, Oh du Fröhliche sei einmal ein Schifferlied gewesen, ignorierte er. Dafür führte er Mein Hut der hat drei Ecken ins Feld, das nun einfach nicht in einen Gottesdienst passe. Der Depp! Nie im Leben hätte ich Mein Hut der hat drei Ecken gespielt. Ich spielte Let it be von den Beatles oder O happy Day und hauptsächlich Negrospirituals. Als ich einmal auf einer Abrechnung unten hinschrieb, ob es nicht möglich sei, etwas mehr als zwanzig Franken zu bekommen, da ich auch noch den Chor leite, schrieb Kerner auf den Abschnitt des Einzahlungsscheins: für diese miese Musik, die ich mache, genüge das.

Ich war damals impulsiv und so sagte ich ihm - und dem Pfarrer gerade auch - sie müssten diese miese Musik nicht länger anhören und kündigte den Organistenjob. In Wiesendangen bauten sie gerade eine katholische Kirche. So fragte ich als Erstes den dortigen Pfarrer, der sich über einen Organisten aus dem eigenen Dorf freute. Er sagte, er müsste aber zuerst den

Kirchenrat fragen. Nach zwei Wochen kam der Bescheid, es sei nicht erwünscht.

Ich klopfte ans Pfarrhaus von Andelfingen. Es war gerade Ostersonntag. Das weiss ich noch, weil der Pfarrer, beinahe in Ekstase, von einem himmlischen Ostergeschenk sprach, das ihm da an die Haustüre geschickt worden sei - denn eben werde die Organistin, die auch den Chor leite, in ein Kloster im Bündnerland eintreten und der Posten sollte wiederbesetzt werden. Die angehende Nonne war gerade bei ihm und ich spielte auf der Orgel. Die Begeisterung kannte keine Grenze. Erstens gefiel ihnen mein Orgelspiel. Dass Gott direkt am Ostersonntag für einen Nachfolger sorgen würde, grenzte zudem ans Numinose. Wenige Tage später hatte der Pfarrer den Kirchenvorstand in corpore eingeladen und ich orgelte. Man zeigte sich überzeugt, besprach mein Honorar. Es folgte das große Stillschweigen - drei Wochen lang. Dann kam die Absage, sie hätten sich für jemanden anderen entschieden. Sauer war ich, nahm's hin und suchte weiter. Langsam bekam ich den Koller.

Aber dann, in Basadingen bei Diessenhofen, schon recht weit von zu Hause, löste ich erneut Freude in einem Pfarrhaus aus. Ich nahm das bereits gelassener. Der Pfarrer, ein Holländer der Hunde züchtete, war gerade beim Gärtnern im Pfarrgarten und sagte, bei ihnen spiele ein über 90 Jahre alter Lehrer, den sie Sonntag für Sonntag die Treppe hinauf schleppten und der sehnlichst auf jemanden warte, der ihn ablöse. Ich blieb dort Organist, bis ich ins Kloster ging - auch in der Zeit als Steven Stiller, wenn wir nicht gerade auf Tournee weilten. Anfangs spotteten die Kirchgänger über mein Rockmusikeroutfit, das ich konsequent durchzog. In Bayern oder in Österreich würden sie es noch verstehen, wenn einer mit Lederhosen daherkäme, sagten sie zueinander. Aber, als wir bekannt und in allen Medi-

en waren, prahlten sie mit ihrem berühmten Organisten und an Weihnachten kamen all die Jungen auf die Empore und umringten beim Postludium meinen Spieltisch, schwärmten, ich hätte einen drauf und sie hätten gerade die neuste LP von Black Spider gekauft.

Mit Kerner kam ich nur noch einmal in Kontakt. Wir gaben ein Konzert in einem Saal neben Santa Katharina, das wir damals noch selber veranstalteten. Mit dem Wirt hatten wir einen Betrag für die Miete vereinbart. Der Saal gehörte der Kirchgemeinde. Das erfuhren wir erst, als uns diese eine doppelt so hohe Rechnung schickte. Ich rief die Kirchenverwaltung an und beschwerte mich, wobei der Mann auf der anderen Seite der Leitung lakonisch meinte, was der Wirt mit uns vereinbart hätte, ginge ihn nichts an.

Der kam mir gerade recht. Außerdem war ich stutzig geworden: Sind Sie nicht dieser Kerner, mit dem ich vor Jahren schon Ärger hatte?

Ja und sie sind der Altmann, der wilde Rocker, von dem man so viel Übles hört, rief er zornig in die Muschel. Ich weiss nicht mehr, wer von beiden den Hörer zuerst auf die Gabel knallte. Überwiesen hatte ich nur den mit dem Wirt vereinbarten Betrag. Von Kerner hörte ich nichts mehr - viele Jahre lang.

Als wir Black Spider auflösten, hatte ich mehr Zeit und beschloss mich um zusätzlichen Orgeldienste zu bewerben. Ich zog einen Kreis von zehn Kilometern um Wiesendangen herum und schickte an alle katholischen Pfarreien innerhalb dieses Zirkels einen Brief – Santa Katharina natürlich ausgenommen - und bot Aushilfsorgeldienste an. Aushilfsorganisten waren damals rar. Ich bekam entweder gar keine Antwort oder man teilte mir mit, ich sei nicht von Nöten. Von den vielen Stadtpfarreien in Winterthur antwortete keine einzige. Erst als ich über

diesen Kreis hinausging und dort nochmals einzelne Pfarreien anscrieb, meldete sich der Pfarrer von Eschenz - übrigens Pater Notker von Rheinau, den ich noch nicht kannte. Er wäre froh, wenn ich einmal im Monat für den freien Sonntag der Organistin käme und an hohen Festen deren Chor begleitete. Soweit so gut. Ich tat das regelmäßig. Basadingen und Eschenz waren zeitlich und kilometermäßig zueinander passend. Zu Eschenz gehört auch die kleine Barockkirche in Klingenzell, wo viele Brautpaare ihren Treueeid schworen und so konnte es an einem Samstagnachmittag für Pater Notker und mich für zwei, drei Hochzeiten hintereinander reichen. Dazwischen tranken wir im Restaurant nebenan einen Kaffee oder ein Bierchen. Wir verstanden uns gut. Als Benediktiner war er mir ohnehin sympathisch und später meine erste Kontaktperson für den Klostereintritt.

Da fragte er mich einmal ganz unerwartet, was ich eigentlich für ein Problem mit Kerner hätte. Ich war überrascht und sagte, das sei schon bald zwanzig Jahre her. Aber Nein, antwortete Notker, der rufe ihn in letzter Zeit immer wieder an und behauptete, ich könne nicht Orgel spielen, sei unfähig Lieder zu begleiten. Ich erzählte ihm die Sache von damals in Santa Katharina und wunderte mich, weil da im Hintergrund noch keine Ruhe eingekehrt war.

Dann tafelte ich einmal beim Pfarrer in Basadingen und der fragte mich dasselbe, erzählte mir die gleiche Geschichte mit den Telefonaten. Mir ging ein Licht auf. Von Anfang an hatte Kerner seinen Einfluss geltend gemacht. Basadingen und später Eschenz waren ihm durch die Latten gegangen. Hätte er davon gewusst, bevor ich dort das Gegenteil beweisen konnte, hätte er auch da die Hand dazwischen gehalten.

Aber damit ist die Geschichte nicht etwa zu Ende. Ich studierte längst in Einsiedeln Theologie und spielte dort auch die Orgel. Einen der jährlichen Theologenausflüge gaben sie mir zum Organisieren. Ich führte alle ins Museum zu Allerheiligen in Schaffhausen und dann ins Restaurant Kreuz in Paradies, das direkt am Rhein lag, wo wir unter alten Kastanien zu Mittag essen wollten. Zuvor sangen wir das berühmte, mehrstimmige Einsiedler Salve Regina in der ehemaligen Klosterkirche, die auch zum Sprengel des Pfarrers von Basadingen gehörte. Beim Hinausgehen flüsterte mir dieser zu, Kerner sei auch da. Wie er davon Wind bekommen hatte, kann ich bis heute nicht erklären. Kerner setzte sich dann zu meiner weiteren Verwunderung ins Gartenrestaurant – allerdings etwas abseits von uns. Ich kannte ihn nur vom Telefon, wusste nicht, wie er aussah. Der Pfarrer fragte mich beim Dessert, ob er eine Versöhnung vermitteln solle. Ich bat darum. Er ging zum Tisch von Kerner, kam sofort zurück mit der Meldung, Kerner sei nicht bereit dazu. Der Mann hat mich also 25 Jahre lang gemobbt und verhindert, dass ich irgendwo in seinem Umkreis Orgel spielen konnte. Und er hat mich, als ich schon Jahre im Kloster war, noch immer gehasst und war mir in Paradies trotzdem nachgelaufen. Mit Bestimmtheit wusste der nicht mal mehr, warum er das tat. Glaubst du noch immer, der unbekannte Schweizer im Vatikan könnte nicht aus unserer Gegend stammen?

*

15. Juli, Montag

Um an Bernhards Personalakten heranzukommen, arrangierte ich für die Nacht eine Aktion. Ich ließ den PC abstürzen und machte Pater Jakob vor, ich wolle den Rechner wieder auf

Trab bringen. Der erlaubte mir länger im Archiv zu bleiben. Später brachte ich ihm den Schlüssel, hatte aber die Türe offengelassen. Um zehn Uhr erwartete ich Bernhard und der betrat pünktlich den dunklen Arbeitsraum. Obwohl durch die Supraporte vom Gang her schwaches Licht einfiel, war alles schwarz, wie unsere Kutten. Er stieß an einen mannshohen Garderobenständer, an dem eine Pelerine wie ein Gespenst hing. Herrlich wie er zusammenzuckte. Ich konnte mich fast nicht halten vor Lachen. Allmählich gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit. Es drang auch etwas Licht von den Fenstern her: Restlicht von der Beleuchtung des Klosters. Um elf Uhr sollte es abgestellt werden, aber bis dahin müsste der Vollmond aufgegangen sein. Die Nacht war klar. Darum hatten wir auch diesen Zeitpunkt gewählt.

Wie will der da was finden? fragte Frater Bernhard und wies auf das Chaos im Archiv.

Hat alles im Kopf. Sein Katalog ist sein Kopf. Oder?

Und wenn er stirbt oder sein Kopf auf sonst eine Art seinen Dienst verweigert - wie das bei einigen alten Mönchen gerade passiert, die langsam senil werden?

Darum erfassen wir alles mit dem Computer. Ist doch meine Aufgabe als Novize hier drin. Oder?

Bist du sicher? Plötzlich kommt er doch, um etwas zu holen oder rauszusuchen?

Der? Der ist froh, wenn er das nicht muss. Fürchtet sich nachts allein in solchen Räumen. Könnte ja der Geist eines Vorgängers keine Ruhe finden, weil er ein Geheimnis mit sich herumschleppt. Der Novize gestikuliert mit gespreizten Fingern vor Bernhards Augen. Lach nicht, aber es wird erzählt, er habe einmal in der Nacht als Gast im Kloster Marienberg, im

Gang vor seinem Zimmer, das Gemälde eines Abtes gesehen und geglaubt, der winke ihm zu. Da sei er in Panik geraten, habe laut um Hilfe geschrien.

Ja, diese Geschichte kennt jeder im Kloster. Aber Jakob wird böse, wenn man davon spricht.

Die Schuhe ließen sie beim Kleiderständer. Sie schlichen bis zum Raum E, den Fredi am Nachmittag auf dem Computer lokalisiert hatte. Wenn sie etwas finden sollten, dann am ehesten da.

Es waren schmale Zellen, gerade so breit, wie die zu ihnen gehörenden Fensternischen. Die Querdurchgänge hatten keine Türen. Obwohl schmucklose Räume, hatten sie ausgeprägte Gewölbe. Das hatte man seinerzeit als Feuerschutz so gebaut. Dokumente in aufgestapelten Holzkästen bargen schon genügend Gefahr in sich. Dutzende, vielleicht einen Meter breite Archivladen mit vorne aufklappbaren Türen, damit man die Dokumente gleich an Ort und Stelle hinlegen und ausbreiten konnte. Sie waren lose aufeinandergestapelt, damit man sie - würde es brennen - sofort aus den Fenstern werfen könnte. Das war die Sicherheit von damals. In ein paar Jahren würde hier drin nur noch Museum sein.

Es sei geplant, einen Güterschutzraum, einen massiven Bunker zu bauen, erklärte der Novize. Dann käme das ganze Archivgut dorthin und zuvor werde es ausgelagert, ins Staatsarchiv gebracht. Und bevor es zurückkäme, werde es von Fachleuten erst mal richtig behandelt, erfasst, fotografiert, digitalisiert und so weiter.

Das sei ihm bekannt, sagte der Frater, aber sie hätten über einen Kredit im Kapitel noch nicht abgestimmt.

So oder so sei es höchste Zeit, Bernhards Akten zu suchen, denn wenn sie im Staatsarchiv seien, kämen sie nicht mehr dran. Oder?

Pater Jakob wusste einfach im Kopf, wo alles zu finden war. Sie mussten es jetzt suchen. Fredi drehte den Lichtschalter in dieser Zelle und genau in diesem Moment hörten sie Schritte.

Shit, wer kommt?

Sicher Jakob.

Der sicher nicht. Aber einer, der auf die Toilette geht. Oder? Ja, das scheint so. Er geht vorbei.

Sie verharrten still. Nach kurzer Zeit hörten sie den Spülkasten an der Stirnwand des Arbeitsraumes und dann wieder die schlurfenden Schritte zurück. Erleichtert zogen sie vorsichtig die quietschenden Laden heraus - Fredi auf der einen und Bernhard auf der anderen Seite. Sie wühlten in den Aktenbündeln. Im ersten Kasten lag nur verstaubtes Zeug. In einer Lade ältere Professbücher. Sie waren auf der richtigen Spur.

Fredi meinte, er hätte die Akten schon mal selber geortet, aber das könnte er nicht. Pater Jakob würde diesen Bereich des Archivs hüten, wie eine Glucke ihre Eier. Er dürfe nie ohne seine Zustimmung nach hinten gehen und dann auch nur, um etwas zu holen, das er bereits rausgesucht und in der Mitte abgelegt hätte.

Du bist für ihn zu gefährlich.

Du machst Witze. Oder? Bin nur als Gehilfe an vier Nachmittagen hier.

Das schon, aber der hat ganz einfach Angst, du könntest ihm seinen Posten wegnehmen.

Fredi lachte in sich hinein. So etwas hatte er ja gar nicht im Sinn. Allerdings beabsichtige er schon noch, an ein paar Sachen in diesem Laden ranzukommen, bevor er goodbye sagen

würde. Andererseits war ihm das, was Bernhard gerade zu erklären versuchte, für seine Recherchen wichtig.

Sie haben also Angst. Oder?

Sie haben alle Angst um ihre Jobs. Vor allem die Alten. Während die draußen um ihre Posten zittern, weil sie davon leben müssen, zittern sie hier, weil sie nicht loslassen können. Gerade wenn du etwas kannst, bis du gefährlich.

Versteh‘ ich nicht, sagte Fredi. Dazu gebe es doch die Seniorität. Das habe Benedikt schon damals klar erkannt. Das Sorge für Gerechtigkeit. Bernhard solle sich mal vorstellen, alle kämen zum Mittagessen ins Refektorium, könnten auf ein Glockenzeichen hin an einem Buffet ihr Food abholen. Was wäre das für ein Gezänk und Gekeife und die Alten kämen zu kurz. Der Novize malte sich das bildlich aus. Er amüsierte sich am Gedanken, stellte sich vor allem diejenigen mit Stock oder Rollator vor.

Das stimmt schon, sagte Bernhard und fuhr unbeirrt fort: Du hast gut aufgepasst im Novizenunterricht. Ich meine auch nicht diese Form der Seniorität. Schau nur bei den Musikern im Kloster. Bei denen hast *du* nichts zu befürchten, wohl aber *ich* und ich kann dir darüber ein Lied singen. Jeder hat Angst. Pater Rudolf zum Beispiel, der große und jetzt langsam sinkende Star der Gregorianik, bekämpft mich, seit ich da bin. Erstens war er bis dahin der Einzige, der mit Tonbandgeräten umgehen konnte - oder meinte, damit umgehen zu können. Und plötzlich kommt einer, der eigentlich demütig zu ihm aufschauen sollte, der außerdem nichts als Ramba-Zamba-Musik gemacht hat und ausgerechnet der weiss mehr Bescheid, hat Studioerfahrung, weiss wie Platten produziert werden und hat zudem die Kontrolle über die ganzen Lautsprechanlagen im Haus bekommen

und das schon als Novize. Für etliche Stiftsherren eine Provokation.

Es schien so, als kämen sie der Sache näher, denn hier lagen Akten von solchen, die noch nicht lange tot waren.

Und seit ich gregorianischen Choral begleiten darf - ich betone, *darf*, denn hier im Kloster *darfst* du immer alles nur – also da kommt er jedes Mal nach dem Konventamt zu mir, holt seine Blätter ab, die er mir vorher hingelegt hat und sagt: Warum haben Sie das so hoch begleitet? Und jedes Mal sage ich ihm, ich hätte es genau in f oder e oder was es eben ist, gespielt so, wie er es mit rotem Filzstift hingeschrieben habe. Und dann sagt er: Ah ja, ist gut so - und geht. Glaubst du, das sei für ihn zu hoch gewesen?

Der will dich schikanieren. Oder?

Ja, aber mit voller Absicht. Wenn ich einen Fehler mache, einen einzigen falschen Ton, mal irgendwann dazwischen, so höre ich das noch nach Wochen. Glaubst du wirklich, der tue das nur wegen seines Gehörs, das er sowieso langsam verliert?

Mobbing würde ich sagen. Oder? Fredi zog eine weitere Lade heraus.

Nicht, um mich zu schädigen, er will ja ein frommer Mönch sein - um mich nicht nach oben kommen zu lassen. Er sollte ihm das als Novize nicht erzählen, entschuldigte sich Bernhard reuig.

Oh, er habe ein dickes Fell. Als Journalist müsste man das haben. Außerdem interessiere ihn alles – und keine Angst, er werde trotzdem nicht schon morgen früh das Kloster panikartig verlassen. Allerdings müsse er sagen: Drewermann habe doch recht mit seinem Psychogramm eines Klerikers.

Bernhard ging nicht auf diese Bemerkung von Fredi ein und fuhr fort, ja, sie hätten Angst um ihre Jobs und Jakob hätte

Angst um seinen Job als Stiftsarchivar und darum fürchtete er den Novizen, den Germanistiker und das, was er könne und wisse.

Am besten fährst du, wenn du den Naiven mimst, wenn du ständig Theater spielst und Kulissen schiebst.

Wem sagst du das? Ich hab' sie - deine Akten!

Fredi zog das Bündel heraus, legte es auf das Ablagebrett und begann die Schnüre zu lösen. Bernhard kam herüber und da: wieder Schritte, strammere diesmal.

Das tönte nicht nach Toilettengang, das tönt nach Securitas. Still.

Die Türklinke im Arbeitsraum vorne knackte. Aber es trat niemand ein. Dann ein Riegeln. Die flotten Schritte verhallten.

Der Typ hat uns eingesperrt.

Besser, als wenn er uns entdeckt hätte. Oder?

Sie hasteten mit flatternden Skapulieren zum Arbeitsraum zurück und drückten ganz sachte die Türklinke. Bernhard begann zu tanzen.

Nur nicht ausrasten. Fredi dämpfte seine Unruhe. Ich durchsuche mal alle Schubladen, ob ich einen Schlüssel finde und du gehst und kopierst deine Akten. Für etwas sind wir doch schließlich hier hereingekommen. Oder?

Wo kann ich kopieren?

Hier ist ein Kopierer. Ganz hinten ist auch einer. Aber da vorne können wir hören, wenn im Gang draußen jemand vorbeikommt und dann sofort stoppen. Oder?

Der Securitas kommt nicht vor zwei Stunden zurück, sagte Bernhard, das wisse er genau. Der müsste überall seine Marke anbringen. Bis er die Runde gemacht habe und drüben in den Stallungen und den Werkstätten fertig sei, vergehe Zeit. Au-

ßerdem esse er um Mitternacht etwas, das ihm im Küchenstübchen hingestellt werde.

Ob der überhaupt zurückkäme?

Nach den Stallungen gehe er nochmals zu den wichtigen Orten: Die Kirche, die Bibliothek, das Statthalteramt, die Sakristei und eben auch das Archiv, sagte Bernhard. Da er selber nachtaktive sei, habe er das alles längst mitbekommen.

Also fang an. Fredi übernahm wieder die Führung. Nein, mach hier vorne kein Licht – da oben, wegen der Supraporte – die Schalter des Kopierers wirst du ja wohl auch so finden. Oder?

Bernhard schaltete das Gerät an, ging in die Zelle E zurück und holte dort das Aktenbündel und begann Blatt um Blatt unter den Deckel zu legen, während Fredi mit der Schublade am Schreibtisch von Pater Jakob beginnend nach dem Schlüssel suchte.

Bernhard kopierte. Da bin ich gespannt, das sind gerade die Empfehlungen der Mitbrüder für mein Dispensgesuch, das sie nach Rom geschickt haben. Da Pater Urs: Ein guter Theologe aber ...

Mach weiter, lies das später.

Der Kopierer schnurrte. Fredi durchsuchte den Schrank, die Regale. Kein Schlüssel zu finden.

Bernhard stoppte schon wieder: Da sind die Zahlen des Kapitels bei der Abstimmung für die Zulassung zur Profess. Eins-zwei-drei ... dreißig. Dreißig Mitbrüder, die entweder gegen mich stimmten oder sich der Stimme enthielten.

Mach weiter mit dem Fotokopieren - Berni.

Du, das sind dreißig Prozent, das ist fast ein Drittel. Fast ein Drittel wollte mich gar nicht zur Profess zulassen. Ein Drittel

nicht dafür ... Seit ich selber kapitelberechtigt bin, habe ich nie ein so schlechtes Abstimmungsresultat erlebt.

Ich finde den Schlüssel nicht.

Und wenn wir warten, bis Jakob kommt, irgendetwas hinten im Archiv sichtbar machen, zum Beispiel das Licht anlassen und wenn er nach hinten geht, raushuschen, schlug Bernhard vor.

Und wenn er nicht nach hinten geht, dann sieht er uns. Oder? Außerdem kommt der nicht vor neun Uhr - wenn er überhaupt kommt. Du als Lehrer im Dorf könntest etwas vorgaukeln, aber ich muss um Halbsechs in der Vigil sein. Und bin ich nicht da und habe das Glück, dass mich Magnus nicht in der Zelle wecken kommt, dann kommt er mit Sicherheit bei den Laudes. Oder?

Fredi setzte sich auf Jakobs Stuhl und überlegte. Pass auf. Es ist zwar riskant, aber die einzige Möglichkeit: Wir machen dieses Spiel - aber nicht mit Jakob, sondern mit dem Securitas-Nachtwächter. Wir lassen das Licht hier brennen. Dann kann er es von außen sehen, wenn er vorbeigeht. Er denkt dann, er selber hätte es vergessen, als er abschloss. Vorher machen wir weiter hinten ebenfalls Licht. Wir stehen hinter der Türe hier und kaschieren uns mit der Pelerine am Garderobenständer - deinem Schreckgespenst - und dann nichts wie raus.

Und wenn das misslingt?

Dann hatten wir Pech. Das Leben ist ein Risiko, Berni! Oder?

Bernhard betrachtete den Haufen Kopien vor sich und stöhnte: Das alles haben sie nach Rom geschickt.

Seltsam, sagte Fredi. Weil du es einmal ernst gemeint und geheiratet hast, wird dein ganzer Kram nach Rom geschickt. Die sagen doch da unten, wenn ihn ein Drittel der Mitbrüder

als Mönch nicht wollte, warum sollen wir ihn als Priester zulassen?

Ja, und bei jedem andern, der zufällig ledig ist, fragt kein Mensch nach solchen Dingen. Hätte ich einfach mit einer zusammengelebt, hätte ich es als Sünder beichten können und alles wäre bestens.

Fredi schaute Bernhard lange an und gab keine Antwort. Er mochte ja recht haben. Aber das musste er ihm doch nicht bestätigen, oder? Nur das Schieben, Surren, Schleifen und Papierauswerfen des Gerätes war zu hören.

Schon weil er es gewagt habe, um eine Dispens zu ersuchen, sei er ein Gebrandmarkter, unterbrach Fredi die Stille doch wieder. Er könne jetzt dort unten kommen mit was er wolle, diese Papiere, die sie hier kopierten, seien auch dort archiviert – vielleicht sogar im Archiv der Inquisition. Die wüssten somit immer, ein Drittel der Mitbrüder hätte Bernhard nicht gewollt.

Sieh nur da, der Brief des Abtes an die Kongregation des geweihten Lebens. Fredi überflog das Blatt und las es vor: Religiös sei Frater Bernhard nicht konservativ, sei eher moderat aber auch nicht auffallend progressiv.

Für diese Traditionalisten bist du out, bevor du an ihre Türe klopfst. Oder?

Ist ja tröstlich. Schau mal da: Er ist fleißig, aber weil er nachts lange arbeitet, schläft er zu wenig und ist dann gegenüber den anderen Mitbrüdern oft gereizt. So was kann nicht zu einem positiven Urteil führen. Obwohl es stimmt. Das weiss ich auch. Vor allem am Morgen darf mich keiner reizen, sonst kann ich in die Luft gehen.

Dafür bist du in der Nacht so quicklebendig, dass du selbst in der Situation, in der wir jetzt sind, nicht schweigen kannst. Oder?

Fredi hielt Bernhard jetzt die Blätter hin, damit er sie schneller einlegen konnte und nicht immer unnötige Pausen machte. Dabei überflog er sie. Er wusste jetzt, wo sie lagen. Irgendwann würde er sie dann ausführlicher zum Lesen bekommen und in seinen Computer einscannen. So spielte Fredi den unbekümmerten, zufällig Mitwissenden. Außerdem hatte er vorhin etwas entdeckt, das ihn aktuell weit mehr interessierte. Aber auch er hatte Mühe mit dem Schweigen:

Da sind Antworten für die Nichtigkeit. Da, ein Schreiben von der Apostolischen Signatur, von Kardinal Alonso. Riesiges Siegel, typisch Kirchenfürst, passt zum Hermelin. Ja und alles in Latein.

Das kenne er, davon habe ihm der Abt eine Fotokopie gegeben. Der Kardinal schreibe nur, er lasse eine direkte Fortsetzung des Verfahrens nicht zu, man müsse wieder von vorne beginnen. Also ich schreibe ihm einen langen, freundlichen Brief mit bombastischer Anrede: ‚Seine Eminenz‘ und all dem Zeug - und bitte untertänigst um die Erlaubnis zur Fortsetzung des Verfahrens. Schreibe, warum mir das wichtig sei, warum ich Priester werden möchte und so die letzte Möglichkeit dazu sehe. Setze an den Schluss einen Gruß aus meiner Heimat, die auch seine sei, schreibe, wir beide seien in derselben Pfarrei Ministranten gewesen – er natürlich Jahrzehnte früher als ich ... und er antwortet nicht mir, sondern meinem Abt, als wäre er mein Vater und ich ein kleiner Junge - berichtet über meinen Fall, ohne mich sonst zu erwähnen. Dazu schreibt er den Brief in Latein, obwohl er in Winterthur zur Schule ging und bestens deutsch kann.

Wir haben deutsch gesprochen, als ich in Rom das fiktive Interview für die Zeitschrift in Berlin machte.

Das Interview war fiktiv? Du hast gar keinen Artikel geschrieben? Bernhard vergaß, ein neues Dokument einzulegen, und starrte Fredi an. Nur beleuchtet vom Licht des Kopierers, wirkte sein Gesicht wie das eines Gespenstes.

Aber Fredi ließ sich nicht beeindrucken: Das habe ich dir ja damals angedeutet. Glaubst du, ich wollte für den Quatsch, den der raus ließ, noch Propaganda machen? Oder? Ich habe das nur gemacht, um an ihn ranzukommen und zu erreichen, dass er dich bei der Rota zulässt. Er sagte, er würde das erlauben, du solltest ein Gesuch einreichen. Oder?

Das habe ich getan und dann hat er diesen Brief geschrieben. Vielleicht weil du gar keinen Artikel mit seinem Interview veröffentlicht hast.

Sie schwiegen und kopierten weiter. Blatt um Blatt, Botschaft um Botschaft, Urteil um Urteil schob das Gerät aus seinem Ausstoß, alles Beweise, wie wenig sie Bernhard im Kloster mochten.

Fredi war eingeschnappt: Jetzt soll ich schuld sein, habe dir die Chance überhaupt ermöglicht. Oder? Nein, nein wie sollte der das je erfahren.

Bernhard war in Lästerlaune. Der erste und einzige Kardinal in meinem Leben, dem ich einen Brief schreiben konnte und der serviert mich auf diese arrogante, feudale, verschissene Art ab! Wer ist der denn? Ein aufgeplusterter Kardinal, der gerade wieder mal das Rad schlägt mit seiner roten Zehn-Meter-Capa-Magna-Geldverschwendung, diesem tuntigen Prunkfummel, den Operettenprälaten sich umhängen lassen, um sich als Fürsten aufzuspielen und den stummen Lämmchen zu zeigen, wem hier die Schleppe nachgetragen gehört. Bernhard schrie das fast heraus, erschrak darüber, denn man hätte es draußen im Gang

hören können und er schämte sich sofort: Immer wenn er sich aufregte, schlugen Ausdrücke seiner Schüler bei ihm durch.

Der Abt habe recht, er könne aufbrausen, tadelte Fredi.

Die Kopien waren alle gemacht, das Aktenbündel in der Lade zurück, aber sie mussten hier drin verharren bis der Securitas kam. Warten und wachen und dann unausgeschlafen in die Vigil gehen und dort wieder gegen den Schlaf ankämpfen – zumindest der Novize.

Als sie die erlösenden, strammen Schritte hörten, stellten sie sich neben die Türe hinter den Kleiderständer, an dem der schwarze Mantel hing. Sie selber in ihren schwarzen Kutten, Kapuzen hochgezogen, unter dem Skapulier die Schuhe in der Hand und die Bündel kopierter Akten an die Brust drückend. Sie hielten den Atem an. Tatsächlich. Der Nachtwächter stoppte, steckte den Schlüssel ins Schloss und öffnete. Er drehte den Schalter. Licht aus, sah die Lampe weiter hinten, folgte ihr kopfschüttelnd - und sie waren draußen. Frater Bernhard floh in die Toilette gleich um die Ecke. Novize Fredi verdrückte sich in Richtung Empore, um durch die Kirche in den Fraterstock zu gelangen. Der Professe wählte den einmal wöchentlich erlaubten Ausschlafmorgen. Der Novize musste um 5 Uhr 30 zur Vigil antraben und mit dem Daumen ein Kreuz auf die Lippen zeichnend singen:

Herr öffne meine Lippen – damit mein Mund dein Lob verkünde.

*

Bernhard lächelt. Er erinnert sich, wie sie die Zeit totgeschlagen haben, während sie auf den Nachtwächter gewartet. Dabei haben sie geblödel, Pater Jakob nachgespielt, wie er - wäre er

doch noch aufgekreuzt - in ihnen Geister gesehen und dann um Hilfe gerufen hätte. Weil sie gerade beim Erzählen von Geistergeschichten waren und Bernhard schilderte, wie ein alter verstorbener Mönch, der keine Ruhe fände, sie hier an Stelle von Pater Jakob vorfände, zupfte ihn Fredi am Ärmel und flüsterte ebenso geheimnisvoll, er solle mal mitkommen. Er zog Bernhard in eine Ecke und forderte ihn auf, eine Eisentüre in der Wand zu öffnen. Er machte sie auf und entdeckte unten die beiden Schädel, die sie im Schein der Taschenlampe anglotzten. Die lagen einfach da im Schrank - makaber. Sie hoben beide heraus, jeder einen Schädel, an denen noch die Unterkiefer mit Draht angeheftet hingen. Sie spielten dann wie kleine Buben Kasperlitheater und neckten sich gegenseitig mit den klappernden Zähnen der Schädel. Sie lachten – gedämmt versteht sich. Als Fredi die Schädel wieder in den Schrank legen wollte, entdeckte er aufgeklebte Zettelchen und las. Dann hielt er Bernhard den einen Schädel hin:

Abt Gerold II. Zurlauben.

Er nahm den andern: Abt Theobald Werlin.

Wow, das waren die beiden bedeutendsten Barockkäbte unseres Klosters. Oder?

Ja tatsächlich - schau dir diese Knochen an - dahinter tickten die Gehirne, die unser großartiges Bauwerk ausgedacht haben, sagte Bernhard feierlich und vor Ehrfurcht fast tonlos und war sich jetzt nicht mehr sicher, ob das, was sie da veranstaltet hatten, nicht ein Frevel gewesen sein könnte.

*

16. Juli, Dienstag

Ausgeschlafen oder nicht. Mich drängte es am nächsten Tag so schnell wie möglich an meine Arbeit im Archiv. Ich musste noch eine geraume Zeit Geduld haben, bis Pater Jakob für sichere drei, vier Minuten das Archiv verließ. Ungefähr konnte ich den Zeitpunkt abschätzen, denn der Archivar funktionierte wie eine Uhr - ging immer fast zur gleichen Zeit auf die Toilette. Als es so weit war, schoss ich nach hinten in den Teil E und zielte die Lade an, die ich mir gestern gemerkt hatte. Ich hob die uralten Professbücher hoch und zog ein moderneres, gelbes Kuvert heraus. Ich blies den Staub herunter. Es reichte mir gerade zurück an meinen Arbeitsplatz, als Jakob den Spülknopf drückte. Die Neugierde hielt mich wach und als meine Arbeitszeit endete, schmuggelte ich den Briefumschlag in mein Zimmer. Solche Dinge zu schmuggeln war im Kloster leicht, sofern man die Benediktinerkutte trug und das taten wir ja eigentlich immer. Allein in den Kuttensäcken hatte je eine Flasche Wein bequem Platz. Ja, es hätten sogar deren zwei hineingepasst. Aber dann hätte das Glasklirren die Sache verraten. So einen Briefumschlag, auch groß und dick, ließ sich unter dem Skapulier leicht verstecken. Die Zeit bis zur Vesper war bei den Novizen für geistliche Lesung bestimmt. Jetzt aber wollte ich zwar lesen, aber die Lektüre wäre eher geistreich als geistlich.

Die Laschen des Kuverts waren lose eingesteckt, nicht zugeklebt. Fredi zog ein Bündel Papiere heraus. Aufgefallen war ihm das gestern Nacht, als er mit Bernhard die Personalakten gesucht hatte, denn seiner Meinung nach lag unter den längst vergessenen Professbücher etwas, das schon rein zeitlich, aber auch inhaltlich, effektiv nicht in diese Schublade gehörte. Er hatte nichts gesagt, wollte es für sich allein entdecken. Jetzt lag

es ausgebreitet auf seinem Schreibtisch. Es waren Akten zum Kauf der Liegenschaft in Andelfingen, die Gyger vor rund zwanzig Jahren von den Schwestern - den Anbeterinnen des Blutes Christi - übernommen hatte. Zuoberst lag die amtlich beglaubigte Kopie des Kaufvertrages, blau gebunden, mit einem weißen, gezackten Papiersiegel mit Prägung des Grundbuchamtes Andelfingen, unterlegt mit einem Stoffband, ebenfalls in Blau. Als Verkäuferinnen waren zwar die Schwestern aufgeführt, aber als offizielle Vertretung, mit Vollmacht der Provinzoberin, amtierte kein geringerer als Pater Engelhard Marty, damals Statthalter des Klosters Rheinau.

Fredi sortierte die Akten nach ihrem Inhalt. Die einen, Offerten von Firmen, hauptsächlich aus dem Baugewerbe, andere amtliche Einschätzungen der Liegenschaften, dritte Gutachten von Privatfirmen, wie etwa einem Architekturbüro. Dann lag da die eigentliche Vollmacht der Schwestern an Pater Engelhard und eine weitere Vollmacht, allerdings bereits aus den 60er Jahren. Fredi staunte - von einem römischen Bischof, namens Bertino Alonso, damals Sekretär der Kongregation des heiligen Offiziums. Hieß das nicht ursprünglich heilige Inquisition? Sie erlaubte Pater Engelhard Marty, alle Geschäfte in der Angelegenheit Kataster Nr. 409 in Greifensee zu tätigen. Da sie offensichtlich nicht zu den anderen Geschäften gehörte, legte sie Fredi einstweilen beiseite. Die anderen Dokumente sortierte er nach den Namen der Firmen und Amtsstellen und dort wiederum nach Datum. Und da kam die Überraschung: Immer zwei Offerten, auf identischem Briefpapier und mit gleichem Datum, enthielten dieselben Auflistungen - aber andere Preise. Dasselbe auch bei den Einschätzungen und den Gutachten. Jedes hatte einen Zwillingsstrich, nur mit andern Zahlen. Zunächst dachte Fredi, es könnte sich um eine andere Währung

handeln. Aber es ging immer um Schweizerfranken. Die Beträge wichen mächtig ab. Waren es verschiedene Vorschläge? Nein, dann bräuchten sie nicht genau gleich auszusehen. Und wenn es sich um Fälschungen handelte? Fredis Detektivinstinkt begann sich zu melden. Wozu allerdings? Um die Schwestern - die wohl von Beten etwas verstanden, aber vermutlich nicht viel von Liegenschaftsverkäufen - hinters Licht zu führen? Nur, wäre es so - welche wären dann die Echten und welche die Falschen?

Auffallend war die Offerte eines Architekturbüros aus Schaffhausen mit dem Namenszug in Goldprägung. Die gleiche Firma hatte da auch eine Einschätzung der Gebäude erstellt. Fredi untersuchte die Schriftzüge und siehe da, immer einer des jeweiligen Paares war geprägt, wie im Buchdruck üblich, die andere war glatt, wenn er mit der Hand darüberstrich. Fredi kratzte daran, es hielt fest. Mit der Lupe sah für ihn der Schriftzug aus, wie er das von vergoldeten Initialen aus Kodizes kannte, bei denen mittelalterliche Mönche ihr Kunsthandwerk angewendet hatten. Fredi erinnerte sich, Pater Jakob hätte einmal erzählt, sein Vorgänger, der verstorbene Bonifaz, hätte als einziger weit und breit diese Kunst des Vergoldens noch beherrscht. Er hätte dafür Eiklar und Goldfolien benötigt. Das sei eine ganz heikle Sache - aber er hätte das gekonnt. Er sei überhaupt in grafischen und besonders kalligrafischen Belangen ein Könner gewesen.

Wenn jetzt – angenommen – Bonifaz, der damals ja Archivar und bis zu seinem Tod ein Freund von Engelhard war, diese Papiere angefertigt hätte - dann müssten diejenigen mit der Prägung die Originale sein. Klar - erst jetzt dämmerte es Fredi. Darum sind sie auch im Archiv geblieben. Unter Dokumenten, die kaum jemals jemand gebraucht hatte. Bonifaz hat sie dort

versteckt, im Wissen, sie sind da am sichersten. Dann ist er plötzlich gestorben und niemand wusste, wo sie zu finden waren, ja sicher nicht mal, dass es sie gab - bis er, Fredi, letzte Nacht darauf gestoßen war. Er klopfte sich auf die Brust ob dieser Entdeckung. Und tatsächlich: Bei den Offerten war die jeweils günstigere das Original, bei den Einschätzungen und Gutachten das höhere.

Fredi spekulierte: Die beiden Gauner hatten doch für Gyger glatt die armen Schwestern über den Tisch gezogen, indem sie ihnen einerseits viel zu teure Offerten für Instandstellungen vorgelegt hatten - etwa für den Dachstock oder für die Erneuerung der Kanalisation - und dann viel zu tiefe Werteinschätzungen der Liegenschaft. Sie würden damals mit offenem Mund und verklärten Augen dem großen Statthalter des Klosters Rheinau geglaubt und Gyger schlussendlich alles für viel zu geringes Geld überlassen haben. Volltreffer! Der Novize war in Hochstimmung und ging hinunter zur Vesper. Er wusste jetzt wieder etwas, von dem keiner, der um ihn herum singenden Mönche, auch nur eine Ahnung hatte.

Am Abend schrieb Fredi alles auf und überlegte, was er mit diesem Wissen anfangen könnte. Für sein Buch würde es ja nur etwas taugen, wenn er noch mehr dahinterkäme, denn bisher hatte er zwar die Papiere, aber alles andere war seine eigene Theorie. Er könnte hingehen und die ganze Gesellschaft anzeigen. Allerdings war die Sache strafrechtlich längst verjährt. Außerdem würde ihm selber das alles gar nichts nützen. Nein, er wollte dieses Wissen auswerten, wollte es ebenso vergolden, wie Bonifaz den Schriftzug. Erpressung? Ob die darauf eingingen? Er war nur Novize, die anderen - vor allem Gyger - schienen ihm mächtig und mit allen Wassern gewaschen. Aber diese Papiere waren eine Währung, könnten als Eintrittskarte in den

illustren Kreis um Gyger hilfreich sein und genau dorthin wollte Fredi, denn dort würde er an Quellen gelangen, die mehr abgaben als Bernhards Problemchen. Außerdem hätte er dann wo möglich Protektion, sollte er mal einen Fehler machen, den Novizen normalerweise nicht machen dürfen. Er hätte außerdem ein Druckmittel, wenn es einmal darauf ankäme. Doch Erpressung? Nein ganz sicher nicht, nur ein Geschäft.

*

17. Juli, Mittwoch

Ich wollte nicht gleich die ganzen Karten setzen, sondern nur mal einen Test starten. So peilte ich als Ersten Engelhard an. Ich nahm das Dokument, das mir das unwichtigste von allen schien, die Vollmacht Alonsos und ging zu ihm.

Habe diesen Brief im Archiv gefunden. Glaube, der gehört Ihnen. Oder?

Engelhard nahm ihn zur Hand. Ach ja, da habe ich für den Kardinal etwas erledigen müssen. Ist auch schon Jahrzehnte her. Wo genau haben Sie ihn gefunden? Weiss Pater Jakob davon?

Nein, weiss er nicht. Gefunden habe ich ihn auf einem Fenstersims unter anderen Akten. Dachte, der sei versehentlich dahin geraten - bringe ihn jetzt zu Ihnen.

Nachdem Pater Engelhard das Dokument eine Zeit lang schweigend betrachtet hatte, schoss er plötzlich hoch und starrte Fredi an. Und Jakob weiss wirklich nichts?

Nein, oh Gott, hätte ich ihn fragen sollen ...

... Nein, nein, nein. Das ist gut so. Aber, gibt's da nicht noch andere Dokumente oder so? Der gute Bonifaz hat alle verwaltet

und seit er gestorben ist, weiss keiner mehr, wo sie sind. Wir haben sein ganzes Zimmer durchsucht und ehrlich gesagt, es wäre gut, wenn das auch keiner - außer mir natürlich - erfahren täte.

Ich schweige, das gehört sich für einen Archivar, genau wie für seinen Gehilfen. Oder? Und wenn Sie glauben, da sei noch mehr, könnte ich für Sie die Augen offenhalten. Ist schwierig, Jakob passt gut auf.

Engelhard wies Fredi einen Stuhl an. Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Sie schauen sich im Archiv gut um und wenn Sie etwas oder gar alles finden, dann bringen Sie es mir, ohne es jemandem zu sagen. Ich werde mit Amadeus Gyger sprechen, er hat großen Einfluss auf Ihren Novizenmeister. Es soll sich für Sie lohnen, wenn Sie helfen die Sachen zu finden.

Tun wir da nicht etwas Unehrbares? Lässt das die Regel Benedikts zu? Oder? Fredi war ein Meister im Heucheln.

Machen Sie sich jetzt mal keine Sorgen. Sie sehen ja, es sind Papiere, die *mir* gehören. Bonifaz hat sie nur verwaltet und konnte sie mir nicht mehr selber zurückbringen.

Fredi ging zufrieden in seine Zelle. Das funktionierte. Aber so billig würden die nicht an das Zeugs herankommen. Er beschloss, immer nur das eine oder andere Dokument oder vielleicht mal zwei zusammen zu ‚finden‘ und sie in Raten weiterzuleiten. Vor dem ahnungslosen Jakob brauchte er sich nicht zu schützen, nur vor Engelhard. Alle Mönche besaßen denselben Schlüssel für alle Zellen. Und so versteckte er das heiße Kuvert an einem Ort, wo es nie jemand fände. Und jedes Mal, wenn er wieder eines der Blätter abgeliefert hatte, schien ihm, als sei nicht nur Engelhard, sondern spätestens anderntags auch Pater Magnus mit ihm sehr zufrieden und sie lobten ihn als tüchtigen Novizen, der seine Sache gut mache und Willens sei, in allem

Gott zu suchen. Auch Gyger nahm ihn - als er einmal im Kloster beim schwarzen Kaffee war - zur Seite. Er habe gehört, welch guter Novize er sei und sollte er einmal Schwierigkeiten haben oder ein besonderes Privileg benötigen, dürfe er ohne Hemmungen zu ihm kommen. Übrigens, er sei als Journalistenkollege jederzeit herzlich zu einem Glas eingeladen, wenn er an seiner Villa vorbeikäme.

*

18. Dezember, Mittwoch

Spät in der Nacht brannte ein Schuppen des Klosters, drüben auf dem Festland, etwas abseits von den übrigen Gebäuden. Wir mussten mit der Feuerwehr ausrücken.

Die Notizen in Fredis Tagebuch sind spärlich. Kunststück, denkt Bernhard, während er das liest. Ich hätte an seiner Stelle auch nicht mehr geschrieben. Aber er selbst erinnert sich an diese Nacht, denn er ist als einer der Ersten da gewesen, ist ja noch auf gewesen und außerdem hatte er in Wiesendangen vor seiner Rockmusikzeit Feuerwehrdienste geleistet – hat also Erfahrung gehabt.

Ein alter Pater schlurfte den Klausurgang auf und ab und betete laut den Rosenkranz. Ich sagte ihm bei Vorbeihasten, das sei lobenswert, aber ein paar müssten jetzt auch noch den Brand löschen. Fredi fehlte. Das Feuer dröhnend, da waren vorher Maschinen gestanden und ein Schneepflug. Zwischen durch explodierten Öl- und Benzinfässer mit Wucht. Die Feuerwehr von Rheinau stieß dazu und stellte die motorisierten Leitern auf, um das Feuer auch von oben zu bekämpfen. Motorpumpen förderten Wasser aus dem Rhein. Ich stand ganz

vorne mit dem Strahlrohr, bis mich ein anderer ablöste. Ein Kranz von Eiszapfen säumte meinen Helm, meine Schutzkleidung erstarrte, sobald ich mich von der Hitze entfernte.

Da sah ich beide. Sabine hatte mit dem Auto nicht auf den Platz hinunterfahren dürfen. Das hatte sie auch aus anderem Grund vermieden. Fredi musste das Feuer schon von der Poststrasse aus gesehen haben und die Situation eingeschätzt, die Situation des Brandes, aber auch seine eigene. Er hatte nicht nur den Alarm verpasst, er hatte auch das Kloster unerlaubt verlassen. Zu seinem Glück waren alle Mitbrüder bei der Feuerwehr in angestrengtem Einsatz und so konnte er schnell hinten herum ins Feuerwehrdepot rennen. Die Türen weit offen, die Einsatzkleider an Haken aufgehängt. Er stülpte sie über, ergriff seinen Helm, eilte zum Brand. Sabine, naturbedingt neugierig, erschien fast gleichzeitig am Rande des Platzes.

Ah, auch schon da? rief ich dem Neuankömmling zu.

Habe den Alarm nicht gehört. Oder?

Du hast den Alarm verpasst? Bei diesem Lärm in den Klau-surgängen? Na ja, *sie* scheint ihn gehört zu haben. Ich machte eine Kopfbewegung hinüber zu Sabine und den sich ständig vermehrenden Gaffern. Fredi, stinksauer, packte schnell irgendetwas in die Hände und tat so, als sei er immer da gewesen. Ich habe nichts mehr zu Fredi gesagt und Fredi hat nichts mehr zu mir gesagt und wir haben drei Tage nichts mehr zueinander gesagt.

Aber über einen anderen Brand musste Fredi Eintragungen in sein Tagebuch machen:

*

20. Januar, Montag

Botschaft aus Berlin. Meine Wohnung war ausgebrannt. Das war aber noch nicht alles. Wie bei Hiob - bei dem jeweils ein Unglücksbote das Haus noch nicht verlassen hatte, als der nächste eintrat - überstürzten sich die Ereignisse. Da eine Dachwohnung, war darüber der ganze Dachstock niedergebrannt und auch die darunterliegenden Wohnungen hatten Schaden genommen. Die Mieter mussten vorübergehend auswärts wohnen. Ich hatte meine Bude in Berlin weder gekündigt, noch einen Untermieter angeworben, sondern mit einem Kollegen einen speziellen Deal vereinbart. Dieser sollte einfach den Mietzins und alle anfallenden Kosten, wie Gebühren und Versicherungen, direkt bezahlen, solange er dort wohnen würde. Für mich war das eine clevere Sache. So brauchte ich mich um gar nichts zu kümmern und wenn ich zurückkäme, könnte ich die Wohnung einfach wieder übernehmen. Nun war mein Kollege schon Ende Sommer ausgezogen, ohne sich zu melden, hatte die Mieten auch schon seit Monaten nicht bezahlt und was das Schlimmste war, auch nicht die Versicherungen für Mieter-Haftpflicht und Hausrat. Dann war er untergetaucht. Ich müsste sofort hinreisen und vor Ort alles regeln, was zu regeln und retten, was zu retten wäre. Ich sah es als sicheres Zeichen: Mein Experiment mit dem Klosterleben war jäh zu Ende. Die reale Welt hatte mich wieder eingeholt. Ja das war's dann wohl – Scheiße. Ein teurer Abstecher.

Fredi ging zu Pater Magnus. Freilich erwähnte er nicht, es wäre gar kein ernsthaftes Noviziat gewesen. Pater Magnus gab ihn nicht so schnell frei und begleitete den sichtlich frustrierten Novizen zum Abt hinauf und die beiden Oberen redeten lange auf ihn ein. Das Kloster würde ihm behilflich sein, er könne

mit dem Klosterauto nach Berlin fahren. Das Noviziat sei nicht unterbrochen, wenn Pater Magnus mitkäme. Sie könnten im Kloster bei den Dominikanern wohnen und von dort aus alles erledigen. Und dann, wenn er wieder klaren Kopf bekäme, stünde es ihm immer noch frei, das Kloster zu verlassen. Aber das Noviziat sollte er nicht leichtfertig gefährden, er müsste es sonst wiederholen.

Das sah Fredi ein - allerdings aus einer anderen Perspektive: Würde er sofort austreten, dann wäre er ganz auf sich selbst gestellt. So hätte er die Hilfe und die Protektion des Klosters – und das Klosterauto. Als sich der Novize mit seinem Novizenmeister am nächsten Morgen ins Auto setzte – sie wollten sich bei der achtstündigen Fahrt abwechseln - kam wie zufällig Amadeus Gyger auf sie zu und wünschte Fredi viel Mut und einen guten Ausgang und sagte, über finanzielle Engpässe solle er sich jetzt mal nicht gleich Sorgen machen. Sie seien auch noch da. Wichtig sei zunächst, Ordnung in die Sache zu bringen.

*

21. Januar, Dienstag

Der Brand hatte schlimmer gewütet, als ich befürchtet hatte. Kein einziges Möbelstück war mehr zu gebrauchen. Was ich noch an Kleidern, Geräten und Utensilien besaß, war alles verkohlt - unter anderem auch alle meine Papiere, Zeugnisse und Verträge und leider meine ganze Sammlung Langspielplatten. Anyway – Zeugnisse, Papiere der Behörden und auch Verträge ließen sich wieder rekonstruieren, weil ja immer auch ein Gegenstück bei jemandem zu finden war. Aber das Papier auf dem ich meinen Kuhhandel mit meinem Kollegen festgehalten

und auf dem beide unterschrieben hatten, war unersetzlich, denn der Kerl war untergetaucht und würde niemals zu diesem Vertrag stehen. Schlimm war auch: Weil er die Mieten nicht bezahlt hatte, war mir die Wohnung bereits gekündigt worden. Außerdem hatte sich herausgestellt: Ein Siebenschläfer hatte ein Kabel durchgebissen – das Tier war am Stromschlag verendet und konnte identifiziert werden. Da ich die Wohnung monatelang unbeaufsichtigt gelassen hatte, würde mir das als Verschuldung angelastet und ich müsste mit einem Strafverfahren wegen Fahrlässigkeit rechnen. Zudem hatte ich mich in Berlin gar nie abgemeldet und war jetzt doch schon mehr als ein Jahr in der Schweiz. Leicht überrechnet, stellte ich fest, mit diesem Brand hatte ich mein ganzes Vermögen verloren. Jetzt musste ich mein Experiment sofort abbrechen und wieder ins Erwerbsleben einsteigen.

Aber diverse Besuche bei ehemaligen Freunden und auf Redaktionen zeigten Fredi klar und deutlich, er wäre schon zu lange weg gewesen und würde nicht mehr ganz dazugehören. Er müsste neu anfangen. Dazu spürte er im Moment nicht mehr den Drang zurück in den hektischen Journalistenalltag. Zudem hatte er in diesem schnelllebigen Gewerbe viele Beziehungen von damals wieder verloren. Es gab nur eine Alternative: Im Kloster verdiente er zwar keinen Franken, brauchte aber auch keinen. Solange er dortbliebe, wäre er finanziell gesichert und könnte schauen, wie es weitergehen sollte. Er musste also das Spiel, das bisher niemand durchschaut hatte, ernsthaft weiterspielen. Er sagte nichts zu Magnus. Aber zwischen den beiden Männern gab es auf der stundenlangen Rückfahrt ein intensives Gespräch über das Kloster, über die Kirche und über die Möglichkeiten in beiden.

Er sei gerne Journalist gewesen und hätte eigentlich Schriftsteller werden wollen, sagte Fredi.

Das könne er auch im Kloster, meinte der Novizenmeister.

Seine Auszeit sei auch nicht freiwillig gewesen, gestand Fredi. Er hätte sich mit einigen Artikeln zu weit aus dem Fenster gelehnt. Der Verlag hätte Klagen am Hals und ihn darum ersucht, eine Zeit lang zu verschwinden, bis Gras darüber gewachsen wäre. Dann hätte ihm sein Arzt dringen geraten, sein Lebenstempo zu drosseln und einige Zeit auszusetzen. Das hätte er getan und sich dabei an die ruhigere Gangart im Kloster gewöhnt. Aber für das Kloster seien seine früheren Erfahrungen umsonst gewesen.

Sicher nicht, entgegnete Magnus. Im Gegenteil. Bei ihnen könne er schreiben, es gebe viele Möglichkeiten, auch als Schriftsteller. Da liege übrigens gerade ein Projekt beim Abt: ein Fotobuch über das Kloster. Dazu müsste ein beachtlicher Teil auch Text sein, über die Geschichte, über heutiges Klosterleben, über Spiritualität und so weiter. Der Benziger Verlag, der es herausgeben wolle, habe den Fotografen bereits bestimmt. Für den Textautor stehe noch alles offen. Der Abt habe Bernhard im Visier. Wenn Fredi wolle, mache er sich stark und Sorge dafür, dass er das Buch schreiben dürfe.

*

2. Februar, Sonntag

Ich werde im Kloster bleiben. Wenigstens vorläufig. Das gab mir schon allein die Vernunft ein. Zudem - ein Theologiestudium würde mir neue Türen öffnen – auch als Journalist. Außerdem fand ich Theologie spannend. Ich hatte inzwischen schon so viel erfahren und mich hineingelebt in die Materie, auch in

die Liturgie, in die Gesänge, ins Ordensleben. Warum sollte ich das nicht zu einem Schwerpunkt meiner journalistischen oder noch besser, schriftstellerischen Tätigkeiten machen? Immerhin: Den Auftrag für den Benziger-Bildband hatte ich vom Abt erhalten. Dafür verlor das Buch über Bernhard von Monat zu Monat an Reiz.

Hemmungen, die Profess abzulegen hatte Fredi nicht - trotz seiner Beziehungen zu Sabine. Er sah alles noch immer wie ein Experiment, das er täglich beenden könnte, wenn er oder das Kloster es nicht mehr wollte. Die einfache Profess, versprochen für drei Jahre, war ein im Gegensatz zur ewigen Profess, eher bescheidener Anlass. Die Gelübde legte er am Sonntagmorgen in den Laudes vor dem Thron des Abtes ab, der eine kurze Predigt hielt, die alle immer mit Aufmerksamkeit hörten, weil er darin Andeutungen auf den Namen zu machen pflegte. Nur der Abt und der Novize kannten den Namen schon und so war man immer gespannt. Da keiner im Kloster so hieß, wie er, durfte er seinen Namen Fridolin behalten und damit blieb ihm auch sein Rufname Fredi. Frater Fridolin - so hieß er fortan - besaß die Unverfrorenheit, seine ‚Cousine‘ Sabine zur Profess und zum anschließenden Frühstück im Gästespeisesaal einzuladen. Er hatte vorher mit Bernhard gewettet, ob sie käme und sie kam.

*

14. März, Samstag

Ganz unspektakulär kam ein Dokument aus dem Vatikan im Kloster an, mit dem vor allem Frater Bernhard nicht mehr gerechnet hatte. Die Einwilligung zum ständigen Diakonat. Der Abt hatte von sich aus ein Gesuch an die päpstliche Behörde

gestellt. Ein ständiger Diakon würde Diakon bleiben, mindestens vorläufig und - auch ein verheirateter Mann konnte ständiger Diakon werden, wenn seine Ehefrau einverstanden war und er eine gesunde Ehe vorweisen konnte. Eine geschiedene Ehe war keine gesunde Ehe. Hier hatte man in Rom offenbar ein Auge zugeedrückt, vielleicht, weil gewisse Leute nichts davon gewusst hatten – so sah es jedenfalls Bernhard - aber Hauptsache, es war bewilligt. So kam Frater Bernhard wenigstens zu einer Diakonenweihe, durfte predigen, taufen und Hochzeiten zusammengeben, segnen und gewisse Gegenstände weihen und vor allem in den Konventämtern den Priestern und Bischöfen assistieren. Im römischen Messbuch waren bestimmte Aufgaben ausdrücklich dem Diakon vorbehalten, sofern einer zugegen sei. Die Feier fand an einem Samstag statt. Die Liturgie gestaltete sich weihervoll, denn das Kloster hatte Erfahrung, war in der Lage schnell so etwas zu organisieren, im Zusammenspiel von Sologesang, Chorgesang, Orgelmusik, Ministrantenaufgebot und so weiter.

Aber das ist es dann auch schon gewesen, denkt Bernhard. Er hat seine Verwandten eingeladen, es hat ein einfaches Essen mit dem Bischof im Gästespeisesaal gegeben. Aber nicht wie bei Priesterweihen und Primizen üblich, mit zahlreichen Gästen, Konzerten und Andachtsbildchen. Darauf hat Bernhard verzichten müssen. Aber er hat wenigstens nicht umsonst Theologie studiert. Enttäuschung aber, als ihm der Abt eröffnete, er habe sich weiterhin ‚Frater‘ zu nennen. In vielen Klöstern sprachen sie Diakone mit ‚Pater‘ an. Als Frater war er jetzt eine Person in einer Grauzone, nicht Priester, nicht Bruder und natürlich auch nicht mehr einer der Junioren, die alle, sofern sie zum Priestertum bestimmt waren, Frater hießen.

An Ostern kann sich Bernhard noch sehr genau erinnern. Einer der höchsten Feiertage, mit einem Pontifikalamt. Er trug eine kostbare, brokatene Dalmatik. Als Diakon hatte er dem Abt den Kelch in die Hände zu reichen und bei der Doxologie des Hochgebetes in die Höhe zu halten - einen prachtvollen Kelch von Läublin aus dem späten 17. Jahrhundert, mit zehn Emailmedaillons über das Leben des heiligen Fintan. Wie er ihn so hochhielt, kam ihm unwillkürlich die Schlusszene aus dem Film ‚Indiana Jones und der letzte Kreuzzug‘ in den Sinn, wo Indiana in einer Katakombe für seinen sterbenden Vater den richtigen Kelch hatte wählen müssen, in dem Jesu Blut aufbewahrt worden war – den legendären Heiligen Gral also. Anders als der Nazischerge, der den kostbarsten genommen hatte und dabei zugrunde gegangen war, hatte Indiana Jones nach dem einfachsten, schlichtesten gegriffen und gesagt: Der Becher eines Zimmermanns. Er hatte gut gewählt, sein Leben behalten und seinen Vater retten können. Ein Hollywoodfilm. Aber Bernhard, in der Wirklichkeit des Klosters Rheinau, fragt sich noch jetzt, ob ein solcher Gedanke fromm oder profan sei. Er weiss es nicht, er weiss nur, er birgt eine Wahrheit in sich und er hat damals und inzwischen schon öfters einen sehr, sehr kostbaren Kelch in den Händen gehalten.

*

16. März, Montag

Ich studierte im Kloster Einsiedeln, wohnte von Montag bis Freitag auch dort. Die Abtei betrieb seit Jahrhunderten eine theologische Hochschule und die meisten Schweizer Benediktinerklöster, aber auch andere Orden und Bischöfe ließen ihre

Priesteramtskandidaten dort ausbilden. Vier Jahre müssten wir dort studieren und dann ein weiteres Jahr an einer Universität im Ausland.

Fredi lebte sich mit seiner Art, auf Menschen zuzugehen, schnell in diese Gemeinschaft ein und lernte das Kloster Einsiedeln kennen, das ihn schon bei seinem ersten Besuch, als er Steven Stiller gesucht, so begeistert hatte. Die wöchentliche Rückfahrt ins Mutterkloster gab ihm Gelegenheit, Sabine zu treffen, wenn er mit dem Zug nach Marthalen kam oder wenn er schon am Sonntag bereits vor der Vesper wegfuhr – weil er, wie er sagte, eine ‚Seminararbeit‘ vorbereiten musste.

Fredis Buch ‚Kloster Rheinau – Porträt einer Benediktinerabtei‘ war ein Erfolg. Er hatte es während seiner Studienzeit in Einsiedeln geschrieben und dort wertvolle Tipps und Unterstützung von Pater Bruno Greis erhalten, der vor Jahren für das dortige Kloster ein ähnliches Buch verfasst hatte. Der Fotograf hatte - nachdem er seine Bilder abgeliefert und sein Geld eingezogen hatte – nichts mehr von sich hören lassen. So konnte Fridolin Hoffmann als alleiniger Autor die Lobesfrüchte ernten. In einer Schaffhauser Buchhandlung waren 1500 Vorbestellungen eingegangen und Fredi durfte zusammen mit seinem Abt – der das Vorwort schrieb – einen ganzen Nachmittag lang Autogramme geben. Nach einer Pressekonferenz schalteten alle deutschsprachigen Zeitungen der Schweiz und ein großer Teil in Baden-Württemberg wohlwollende Rezensionen.

Auch in der Unbill mit Fredis Berliner Wohnung war Ruhe eingekehrt. Das Kloster hatte ihm alle Möglichkeiten gegeben, die Angelegenheit zu bereinigen. Gekostet hatte alles erheblich mehr, als Fredi besaß, aber es war immer irgendwie beglichen worden. Und auch Amadeus Gyger hatte Wort gehalten und

einen seiner Anwälte losgeschickt, der verhandelte und die drohenden Strafverfahren wegen Fahrlässigkeit abwenden konnte. Fredi hatte Gyger natürlich nach und nach über Pater Engelhard die belastenden Unterlagen des dubiosen Liegenschaftserwerbes zukommen lassen. Inzwischen war er - obwohl noch Frater mit einfacher Profess - bereits ein Mann im Kloster, der ein Gewicht hatte und auf den man hörte. In der Gesellschaft von Gyger - zu der auch Pater Magnus gehörte, der inzwischen zum Prior aufgestiegen war - hatte er seinen festen Platz und war in der Villa in Andelfingen ein gern gesehener Gast.

*

22. März, Mittwoch

Ich hatte in Einsiedeln das vierjährige Grundstudium der Theologie abgeschlossen und bereitete mein letztes Studienjahr an der Universität in Salzburg vor. Zunächst lag da aber ein Schlagbaum quer: die ewige Profess. Sie wäre schon vor einem Jahr angestanden, ich hatte sie nochmals ein Jahr hinauszögern können, das Kapitel darum gebeten. Mehr war nicht möglich. Jetzt hieß es: Profess ablegen – oder gehen! Ein Dilemma. Sollte ich, sollte ich nicht? Wie fing das überhaupt an? Mit der Absicht, möglichst viel über das Kloster und über das Schicksal von Bernhard zu erfahren und dann ein Buch zu schreiben. Dann der Verlust meines ganzen Vermögens durch den Brand in Berlin. Die Theologie war dazugekommen, eine Gelegenheit, die ich mit beiden Händen gepackt hatte. Jetzt hatte sie mich gepackt. So schwankte ich zwischen der festen Bindung an das Kloster und dem freien Leben als Journalist. Um das Studium abzuschließen und einen akademischen Grad zu erwerben,

müsste ich noch ein ganzes Jahr studieren. Die ewige Profess war unabwendbar. Der Abt hatte sie auf Anfang April festgesetzt, obwohl das Semester in Salzburg schon im März begann. Ich machte meine vorgeschriebenen, fünftägigen Exerzitien darum vor der Abreise in die Mozartstadt, würde dann zwei, drei Tage nach Hause kommen, um die Gelübde abzulegen. Ja, und Sabine? Die war mir jetzt im Weg.

Allerdings stellte Fredi sie nicht, wie die andern, vor die Haustüre - sie besaß ja auch eine eigene. Aber er schrieb ein paar Zeilen auf einen Zettel, steckte ihn in ein Kuvert, klebte eine Briefmarke drauf und teilt ihr seinen Entschluss mit. Dann reiste er ab. Er wohnte im Benediktinerkolleg, einem Studienhaus, in dem junge Mönche von deutschsprachigen Benediktinerklöstern lebten, aßen und beteten. Für die Vorlesungen besuchten sie die nahe Universität. Eines Tages hörte er, es sei eine Dame an der Pforte. Er befürchtete, es könnte Sabine sein. Es war Sabine. Sie war ihm nachgereist, hatte ein Hotelzimmer genommen, wollte ihn sehen, denn das Spärliche, das sie von ihm zu lesen und zu hören bekommen hätte, machte sie ratlos. Er spielte den Gutgelaunten, obwohl er eigentlich gehofft hatte, sie würde ihn einfach vergessen. Sie lud ihn zum Nachtessen ins Restaurant Eulenspiegel ein. Ein Lokal, das ihn in seiner ganzen Struktur mit den verschiedenen Etagen und Restaurants an Dürrenmatts Du Théâtre erinnerte, wo ein prominenter Schweizer Politiker einen ebenso prominenten Professor erschossen hatte, der gerade dabei war, ein Tournedos Rossini mit Rösti zu verspeisen. Fredi bestellte kein Tournedos Rossini, wollte auch niemanden erschießen, war sich aber im Klaren, er müsste wieder einmal rabiat Schluss machen mit einer Frau - immerhin die Freundin, die er am längsten ausgehalten hatte.

Allerdings hatte er nicht mit ihr zusammengelebt, sie nur immer dann getroffen, wenn ihm danach gewesen. Sabine versuchte ihn umzustimmen. Sie liebe ihn, wolle es nicht begreifen. Fredi ließ sich überreden, begleitete sie ins Hotel, wo sie trotz seiner Vorsätze wieder intim wurden. Aber bevor er tief in der Nacht das Hotel verließ, erkläre er ihr klipp und klar, sie dürften sich nie mehr treffen. Während sie sich aufs Bett warf und weinte, ging er mit entschlossenen Schritten durch die Passagen der Altstadt und durch den Friedhof von Sankt Peter, zurück ins Benediktinerkolleg.

Ruhe trat nicht ein. Fredi hielt das Schuldgefühl nicht aus. Nicht wegen Sabine. Aber er wusste, bei der ewigen Profess würde er eindeutig ja sagen. Das wollte er jetzt nicht mehr als Einschleicher tun, als einer der, nur so tat, als ob. Er wollte dahinterstehen. So pilgerte er nach Maria Plain, einem Wallfahrtsort in der Nähe von Salzburg, für dessen Gnadenbild Mozart einst seine Krönungsmesse geschrieben hatte. Hier fragte er nach einem Beichtvater und legte eine Generalbeichte ab, nachdem er seit der Schulzeit nie mehr einen Beichtstuhl betreten hatte. Das sollte sein Schlusstrich sein unter alles, was bisher sein Leben war, jetzt frei und bereit, ein Neues zu beginnen. Eines als Benediktinermönch. Sabine hatte er nie mehr gesehen.

*

Er hat sich das leicht gemacht, so, wie er sich immer alles leicht gemacht hat, seufzt Frater Bernhard. Er habe sie nie mehr gesehen, schreibt er in sein Tagebuch, dessen Einträge im Übrigen inzwischen ganz dünn geworden sind. Aber *ich* habe sie dafür gesehen. Als sie damals niedergeschlagen nach Mart-

halen zurückkam, suchte sie mich auf, um meinen Rat zu erfahren. Als Schulpsychologin war sie auch in der Oberstufe tätig und wir sahen uns in den Pausen öfter mal. Bis dahin war ich im Glauben, sie sei Fredis Cousine. Jetzt erfuhr ich die ganze Wahrheit. Ich versuchte, sie zu trösten. Ich sagte, ich könne Sie verstehen und liebe Worte zu ihr sagen, aber wenn das Fredis Entscheidung sei, wäre ich machtlos dagegen. Na ja, irgendwie habe ich Sabine auch beneidet, denn sie hat, im Gegensatz zu mir, Fredis Herz tatsächlich besessen.

*

29. Juni, Samstag und 30. Juni, Sonntag

Die Priesterweihe war feierlich, die Primiz ergreifend. Der Chor sang die Missa Pro Patria von Hilber mit Bläsern und Orgel. Um den Altar standen fünfzig Priester, die konzelebrierten. Beim Mittagessen ernannte mich der Abt zum Cellerar. Es schien nicht eine Notlösung zu sein wie damals bei Josef. Dieser hatte einen Nervenzusammenbruch erlitten, musste einige Zeit in die psychiatrische Klinik in Rheinau hinauf. Der Abt hatte tatsächlich ungeduldig auf meine Priesterweihe gewartet und mir die minimalste Zeit als Diakon verordnet. Vorausgegangen war ein Auswahlverfahren, bei dem der Abt eigentlich Bernhard vorschlagen wollte, wohl nicht zuletzt, weil er mit einer nicht näher definierten Recherche zufrieden war – was immer die gewesen sein mochte. Als der Abt seine Absicht Prior Magnus vorschlug, holte mich dieser zu sich und eröffnete mir, was der Abt erwäge. Er, der Prior und einige andere – darunter auch die Intimi der Benediktinerabtei Rheinau – seien aber der Meinung, ein leitender Posten wie der des Cellerars müsste von einem Pater besetzt sein, sie hätte lieber mich in

diesem Amt. Diese Chance ließ ich mir nicht entgehen. Ich sagte, ich hätte Erfahrung im Gastgewerbe. Ich hätte ja auch hier im Kloster – damals als Gast - in der Küche gute Dienste geleistet. Bernhard hingegen fehle nicht nur das Know-how für diesen Posten. Er sei auch äußerst schlecht in Teamarbeit. Das hätte ich, übereinstimmend, von dessen ehemaliger Band erfahren – die er überdies auch finanziell abgewirtschaftet hätte.

*

Bernhard wirft seinen Kugelschreiber quer durchs Zimmer. Dieser USB-Stick enthüllt jetzt das wahre Gesicht von Fredi, mault er laut. Lügt zu seinem Vorteil. Und während ich nicht Priester werden darf - obwohl ich für das Amt geistig und akademisch vollkommen vorbereitet wäre, obwohl ich alle verlangten Qualifikationen eingebracht habe - gelingt ihm alles, trotz seiner Weibergeschichten, mit einem Lächeln, mit seinem stets entwaffnenden, verdammten Lächeln. Er hat den Posten des Cellerars bekommen, den mir der Abt damals vor der Absage aus Rom versprochen hat und den er mir jetzt offenbar trotzdem hat geben wollen und ich erfahre das erst über diese Aufzeichnungen. Aber es hat ja wohl nicht sein müssen.

Ja, diese nicht näher definierte Recherche. Damals hat Bernhard tatsächlich Punkte beim alten Abt erworben. Er hat Bernhard eines Tages in die Abtei bestellt und ihm eröffnet, er habe eine delikate Aufgabe für ihn neben der Schule, von der er übrigens höre, er mache das gut (immerhin hat er einen anständigen Lohn nach Hause gebracht). Er sei früher Administrator gewesen und darum in Buchhaltung versiert und es gehe da um eine ganz spezielle Aufgabe.

Zuerst musste Bernhard ein Papier unterschreiben: Über das, was er im Auftrag des Abtes arbeite, müsse er absolute Schweigepflicht halten, und zwar strikt. Kein Mensch dürfe wissen, dass er da überhaupt für ihn an einer Sache arbeite und schon gar nicht, an welcher. Er könne die Zeit selbst einteilen, aber er könne nur dann arbeiten, wenn er - der Abt - da sei, denn er müsste das in einem Raum hinter seinem Büro in der Abtei tun. Er dürfe nichts mitbringen und nichts hinausnehmen und er sollte am besten auch nicht allzu viele Fragen stellen. Bernhard wunderte sich, weshalb er diese Geheimhaltungsklausel unterschreiben musste, denn eigentlich hätte der Abt einfach im Gehorsam Stillschweigen verlangen können. Aber offensichtlich ging es da um mehr. Bernhard unterschrieb und der Abt zeigte ihm den Arbeitsraum. Da lag alles bereit, was er brauchte: Laptop, Rechenmaschine und eine ganze Reihe von Ordnern und Büchern. Es waren Kassenbücher, Bankauszüge und Postcheckbelege - zurück bis in die Fünfzigerjahre.

Bernhard musste alle Ausgaben von Spendengeldern durchsehen, diese auflisten und zu Statistiken zusammenfassen. Keine schwierige Arbeit für ihn, aber eine enorme Fleißarbeit. Bernhard beschloss, es einfach zu machen, ohne zu hinterfragen – einfach, wenn er da war und sonst außerhalb der Abtei alles sofort zu vergessen. So war er ständig ein, zwei Stunden an dieser Aufgabe. Andererseits ließ ihm der Abt mit seiner Schularbeit viel Freiheit. Bernhard checkte die Belege und erstellte Listen ab 1950. Bis Mitte der Sechziger schaute das sauber und unverdächtig aus, aber dann stellten sich regelmäßig Überweisungen an ein Hilfswerk für arme Familien mit Kindern ein, die von den üblichen Strömen abgezweigt und an eine Bank in Greifensee überwiesen wurden. Immer häufiger floss für bestimmte Zwecke gespendetes Geld auch an dieses Hilfs-

werk. Bernhard ließ sich trotz Vorsatz von seiner Neugierde treiben und suchte im Internet nach diesem Hilfswerk. Aber er fand nichts. Einzig in Rom gab es so etwas Ähnliches und der Mäzen dieser Institution hieß Bertino Alonso. Aber warum ging das Geld nicht nach Rom, sondern nach Greifensee – und warum hörte der Zustrom ganz plötzlich in den Achtzigerjahren auf? Genau damals, als Pater Engelhard als Statthalter abgesetzt wurde? Bernhard, zum Schweigen verpflichtet, hat beschlossen, einfach alles zu vergessen. Er hat dem Abt die Statistiken übergeben, dafür Lob bekommen und das ist es dann gewesen.

Vierter Aufzug

Nun also war Fredi schon einige Jahre Cellerar und Küchenmeister. Viel Neues hatte er nicht mehr in sein Tagebuch geschrieben. Er war anfangs im Cellerariat auf ein Chaos und auf Geldvergeudung gestoßen. Das Zimmer des Cellerars im Gästetrakt drüben hatte sein Vorgänger mit den teuersten Vorhängen ausstaffieren lassen, hatte vornehme Möbel angeschafft. Zudem hatte er sich von einer Firma in London jede Woche den neusten Tee zuschicken lassen und eines Tages war gar die Rechnung für einen Maßanzug ins Haus geflattert, den der Mönch bei einem renommierten Schneider hatte anfertigen lassen. Neben dem Amt als Küchenmeister und Gästepater hatte Fredi als ehemaliger Journalist auch die Redaktion der Klosterzeitschrift übernommen. Als Cellerar war er Offiziale und damit höhergestellt als Bernhard. Aber es vollzog sich noch ein anderer Wandel. Er sah sich nicht mehr in der Lage, mitzuhelfen, Bernhards Fall zu lösen. Er müsse neutral sein. Heimliche Besuche, wie der im Archiv, gab es so oder so schon lange nicht mehr und Bernhard erfuhr nichts mehr über Fredis Privatleben. Dafür hatte dieser ein Auto und Geld in der Tasche, konnte überall hinfahren, machte zu allem, was das Kloster anging, einen guten Eindruck, entfernte sich aber stetig von Bernhard und dieser wusste nicht, ob es bei Fredi wirklich Glaube und Echtheit waren, denn er sah nicht mehr in seinen Freund hinein – wenigstens nicht in den nächsten paar Jahren – und das wäre so geblieben, hätte sich nicht durch Zufall heute Morgen ein Fenster geöffnet – durch diesen USB-Stick.

Beim Kopieren der Daten von Fredis Computer waren nicht nur die Aufzeichnungen über Bernhard auf den Stick geraten,

sondern auch alle anderen tagebuchartigen Berichte über Vorkommnisse des Klosters, über die Organisation Gygers und nicht zuletzt die ganze Enthüllung von Fredis Liebesbeziehung mit Sabine, von der Bernhard allerdings von ihr selber schon einiges erfahren hatte. Immer und immer wieder stöpselte er nun den Stick ein und für ihn tat sich ein weiter Kreis von Geheimnissen auf, die er geahnt, sich teilweise auch zusammenspekuliert, aber auch nicht gewusst hatte. Er hatte keine Ahnung gehabt, wie weit Fredi ihn und seinen Charakter beobachtet und beschrieben hatte. Er wusste nicht, dass er ehemalige Kollegen aus der Rockband besucht und über ihn befragt hatte, wie viel Wissen er über das Scheitern der Band und damit über sein Scheitern gesammelt hatte. Und alles, was er ihm aus seinem Leben in Freundschaft unter vier Augen anvertraut hatte, stand hier schriftlich festgehalten, mit der vollen Absicht, daraus Kapital zu schlagen. Wenn ihm das geglückt wäre? Was wäre passiert, wenn er das einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht hätte? In einem Bestsellerroman womöglich und die ganze Welt hätte in ihn hineingesehen? Nicht auszudenken.

Der Eintrag ‚Noviziat geht noch, da kann man jederzeit wieder gehen‘, brachte es auf den Punkt: Er hatte diese Täuschung riskiert, nur, um über ihn - Bernhard - ein Buch zu schreiben. Wie viel Power brauchte eine solche Frechheit? Zum Glück hatte er begonnen, selber eine Karriere zu starten, selber ein Star zu werden. So war Steven Stiller für ihn als Star nicht mehr nötig. Allerdings erstrebte er in einem anderen Genre, ein Star zu werden. Genau in dem Genre, das Bernhard ihm nie zugetraut hätte: in einer Klosterkarriere. Eine Karriere in der weltumspannenden und mächtigen katholischen Kirche. Fredi hatte sich ein Netz von Beziehungen aufgebaut und dabei auch einen Ausflug notiert, zusammen mit Gyger und seiner

Frau, zu Kardinal Alonso, der gerade in der Schweiz weilte. Gygers Frau war die Schwester von Kardinal Alonso. Der besaß ein ehemaliges Bootshaus direkt am Greifensee, das er außen und innen im Laufe der Jahre kostspielig renoviert hatte. Bei einem noblen Nachtessen erinnerte sich der Kardinal an das Interview in Rom, ohne zu fragen, ob er es jemals publiziert hätte. Er freute sich, weil der damalige Journalist ins Kloster gegangen und Priester geworden war und gratulierte ihm zu seiner Ernennung zum Cellerar. Er war überzeugt, er würde es in der Kirche zu etwas bringen und sicherte ihm jede Protektion zu, die er dazu bräuchte. Es schien Fredi, als sei das Gyger nur recht und billig, ja, als hätte er das Treffen geradezu in dieser Absicht arrangiert.

Für Bernhard war die Sache klar: Die nach Greifensee abgezweigten Spenden waren in die Liegenschaft von Alonso geflossen. Um den Greifensee gibt es eigentlich gar keine Liegenschaften, außer ein paar Bootshäuser mit uralten Rechten. Aber ein mächtiger Kardinal kann seine Beziehungen und Geld spielen lassen, dann klappt alles. Mit dieser Erkenntnis ging er zum Abt hinauf, der ihn allerdings schroff – oder was es eher erschrocken - darauf hinwies, er hätte sich doch zu absoluter Geheimhaltung verpflichtet.

Je weiter Bernhard in Fredis Aufzeichnungen vordrang, je mehr sah er, wie er langsam aus dessen Leben verschwand. Mehr und mehr schrieb Fredi nur noch von sich und von seinen Abenteuern, zunächst mit Sabine, dann ohne sie, wie er sie losward, so wie er schon immer die Frauen losgeworden war, ob in Zürich, in Frankfurt oder in Berlin. Er prahlte von seinem Heroismus, sein Leben zu wandeln, schrieb von seiner Generalbeichte in der Nähe von Salzburg, schrieb von seinem Wan-

del im Kloster und von seinem festen Willen, hier seinen Platz zu suchen und zu erkämpfen.

Bernhard hielt beim Lesen inne: Dazu hatte er nicht nur Sabine geopfert, sondern auch mich - ohne die leistete Ahnung, wie sehr ich ihn geliebt hatte. Liebe halt, die ich ihm nie gestand, noch sichtbar zeigte. Liebe, die nur durch die Vorstellungskraft hineinkam, hinein in mein Herz und in meine Begierde. Die schon, weil ich Mönch war, gar nie sein durfte. Liebe, die mich auch jetzt daran hinderte, ihn zu verraten und zu hassen.

An seiner Primiz hatte Bernhard noch die Predigt gehalten und sich dabei den Platz als Ehrengast beim anschließenden Festessen im Gästespeisesaal gesichert. Aber schon zu dieser Zeit hatte Fredi in seinen Aufzeichnungen Bernhard immer weniger erwähnt und schließlich dessen Name überhaupt nicht mehr in seinen Computer eingetippt.

Etwas von dem Bernhard bisher keine Ahnung hatte, war die Sache mit der Christkönigsgarde, die sich als Intimi der Benediktinerabtei Rheinau tarnte. Er sah darin klar eine innerkirchliche Sekte, eine Geheimsekte. Es war mit höchster Sicherheit diese Gesellschaft, die sich gegen seine Dispens in Rom starkgemacht hatte. So viel vermochte er zwischen den Zeilen zu lesen: Als Geschiedener und als Rockmusiker war er für sie als Priester undenkbar. Fredi hatte das also gewusst und nichts gesagt. Zwar hatte man immer gemunkelt, Pater Engelhard und auch der verstorbene Bonifaz seien in irgend so einem Klub drin. Bernhard hatte Fredi dazu verholten, hinter die Abkürzung XR zu kommen, aber nie erfahren, weshalb ihn das interessiert hatte. Über die beiden von ihm entdeckten Bücher hatte er nie etwas gesagt.

Fredi war also ein Günstling der Intimi der Benediktinerabtei Rheinau, die mit dieser Sekte so eng verbunden. Allerdings gewann Bernhard jetzt größere Kenntnis, erfuhr, wo sich die Mitglieder jeweils trafen – die Mitglieder des äußeren Kreises wenigstens, zu denen Fredi gehörte.

Mich hat nie jemand zu diesen Versammlungen eingeladen. Mir soll's recht sein. Vermutlich wussten die von meiner liberalen, absolut nicht fundamentalistischen Einstellung. Aber Fredi, der moderne Mann, der als Journalist gekommen war, sich eingeschleimt hatte, enttäuscht mich. Traditionalisten passen so gar nicht zu ihm. Oder vielleicht doch? Wenn es um Karriere geht, ist jedes Mittel recht. Er hat schon mir so viel vorgespielt. Warum soll er vor vollem Haus nicht auch Theater spielen. Theater spielen, in einem hochkarätigen Schauspielhaus, wo alle ständig Kulissen schieben.

*

Im Gegensatz zu Fredi ging es Bernhard weniger gut. Nie in einer klösterlichen Arbeitsgruppe oder einem Rat - weder gewählt, noch berufen, noch von Amtes wegen. Die Pforte holte ihn nie, wenn jemand ein seelsorgerliches Gespräch verlangte. Der Studienpräfekt der theologischen Fakultät Sant' Anselmo wollte Bernhard nicht zum Diplom zulassen, weil das, wie er sagte, nur für Priesteramtskandidaten gelte. Da allerdings hatte sich der Abt von Rheinau stark gemacht: Frater Bernhard sei für sie immer noch Kandidat für das Priesteramt.

Ohne seine Arbeit als Religionslehrer - zu dem ihn das Kloster nach seinem Diplomabschluss an die Oberstufe in Marthalen schickte - wäre er wohl eines Tages ausgetreten. Er hatte sich einverstanden erklärt, konfessionsübergreifenden

Unterricht zu geben und Ethik einzubauen. So unterrichtete er alle Klassen und galt im Lehrerkollegium als Fachlehrer. Eigeninitiative entwickelte er mit den Abschlussklassen die sonst, so als Fünfzehn- Sechzehn- Siebzehnjährige, eher gähnten, wenn es um Religion ging. Sie baten ihn, ein eigenes Programm zu machen. Nach acht Schuljahren seien sie mit religiösem Standard gesättigt. Bernhard machte Vorschläge für Projekte: Ein Musical, ein Theaterstück eine Fotostory oder einen sozialen Einsatz in einem Altersheim, einem Spital – sie wollten Filme drehen.

Das versuchte er, ihnen auszureden, erzählte, wie er früher in Wiesendangen Super8-Spielfilme gedreht und obwohl nur halbstündige, das ganze Jahr daran gearbeitet habe. Film sei zu aufwendig. Sie wollten die alten Filme sehen. Er zeigte sie ihnen. Dann zogen sie ihm die Haut ab:

Das wollen wir und nichts Anderes. Das ist mega cool.

Bernhard ließ sich überreden, mietete eine anständige Videokamera, Fernsehgeräte, ein Schnittpult, holte Halogenleuchten vom Bau. Zunächst drehte er mit jeder Klasse einen eigenen, viertelstündigen Spielfilm zu einem gemeinsamen Thema, ließ die Schüler Drehbücher entwickeln, die er redigierte, bis sie zusammenpassten. Schließlich klammerte er alle Filme in eine Rahmenhandlung ein, bei der er selbst mitspielte. Am Ende des Schuljahres - was jeweils gleichzeitig Abschied von der Schulzeit bedeutete - feierten sie Premiere in der Aula der Schule und Bernhard schenkte allen, die mitgemacht hatten, eine VHS-Kassette. Als er die Bühne betrat, um ein paar Worte zu sagen, jubelten sie und klatschten, wie in den guten alten Black Spider Zeiten. Die ersten Filme kamen noch recht dilettantisch daher. Schüler, die sich am Kragen packten und dabei lachten etwa oder Schlägereien, die zum Gaudi mutierten. Die Ernst-

haftigkeit aber stieg und eines Tages war es sogar möglich, eine Beerdigung zu drehen, bei der alle ergriffen und glaubwürdig spielten. Die Filme machten das Vorhaben von Jahr zu Jahr populärer. So dehnte er nach vier Filmen die Projekte klassenübergreifend aus mit einer einzigen abendfüllenden Geschichte. Er ließ die Schüler entscheiden, ob sie eine große oder eine kleine Rolle spielen wollten oder nur als Statisten agieren mochten. Die mit den großen Rollen mussten zu einem Casting antraben und Bernhard führte ernsthafte Einzelgespräche über Disziplin, Durchhaltewillen und die Konsequenz, ein ganzes Jahr am Projekt zu bleiben. Es waren durchaus nicht immer die Jugendlichen, die sonst in der Schule brillierten.

Einmal sagte ein Lehrerkollege: Du hast die Gabe, immer genau diese nach vorne zu holen, die nie eine Chance hatten.

Von Jahr zu Jahr stieg die Qualität von seinen Filmen, auch die der Schüler, denn Bernhard gewann an Erfahrung im Führen der jungen Schauspieler. Längst brauchte er einen großen Saal für die Premieren, denn immer mehr Leute aus der Region wollten auch dabei sein. Inzwischen durfte er in einem Raum der Stiftsschule des Klosters ein eigenes Studio einrichten, mit seinem Equipment aus der Black Spider Zeit. Längst schnitt er digital mit Computer und Software, drehte mit einer digitalen Kamera, besaß echte Filmleuchten, Schienen, einen Filmkran und eine Steadycam, die er per Ebay aus der halben Welt zusammenkaufte und den Schülern und Schülerinnen schenkte er den Film auf DVD. Kassetten waren inzwischen aus der Mode gekommen. Selbst das Kloster gab ihm einen Auftrag. Er sollte ein neues Tonbild schaffen, das nicht nur über das Kloster und das Leben darin berichtete, sondern auch einen spirituellen Touch hätte. Hier konnte ihm niemand den Auftrag streitig ma-

chen, denn keiner hatte die Geräte und das Wissen, um eine solche Produktion zu bewältigen.

*

Anders bei Aufgaben, die andere auch tun konnten – Orgelspielen etwa. Der Neujahrmorgen hatte es auch in einem Kloster in sich. Bernhard und einige Mitbrüder hatten bei einem Gläschen Wein gefeiert und vor Mitternacht mochten sie nicht aufhören, sie wollten auf das neue Klosterjahr anstoßen. Die Vigil, wie üblich um halb sechs, Bernhard an der Reihe, das Chorgebet zu begleiten. Zu kurzer Schlaf und die gut gemeinte Idee, einen halben Ton nach unten zu transponieren, damit es die Sänger leichter hätten, ließen ihn ein paar Fehler machen. Pater Engelhard, der zweite, beschwerte sich umgehend beim ersten Stiftsorganisten. Dieser hielt Bernhard die Spielfehler vor und verlangte, er müsse ihm in Zukunft jedes Mal vorher vorspielen, wenn er dran sei. Andernfalls sei auf das Choralbegleiten zu verzichten. Diese Zeit hatte Bernhard neben der Schule und seinen Filmen nicht mehr. Er fand das außerdem eine Demütigung, der er auf seine Art begegnen wollte: Er hörte auf, Orgel zu spielen - beschloss, sich von der Kirchenmusik zu verabschieden. Seit er sechzehn war, hatte er stets irgendwo Orgel gespielt. Jetzt - am schönsten aller Orte - stoppten sie ihn. Später, in einer schwachen Stunde, gestand ihm der Stiftsorganist, er hätte keine Wahl gehabt, weil nicht nur Engelhard, sondern alle andern Organisten, auch der Chormagister, Pater Rudolf, geschlossen gegen ihn protestiert hätten. Weshalb? Pater Rudolf hätte es ganz unmissverständlich gesagt, ein Frater auf dem Orgelbock sei unangebracht. Sie hätten alle auch warten müssen, bis sie Pater gewesen seien. Allerdings gab es

da zwei Orgeldienste, bei denen es den Organisten ganz recht war, wenn Bernhard spielte: Die Komplet und die Pfarreigottesdienste, denn diese passten nicht in jedes Organisten Zeitplan. Bernhard beschloss zwar, diese Dienste zu besorgen, aber er würde nicht mehr an den Instrumenten üben und keine Interpretationen mehr spielen, sondern nur noch improvisieren. Das sei alles, was er anbieten könne und sonst nichts. Das spärliche Angebot nahm man an. Aber gerade dadurch entwickelte sich Bernhard zum großen Improvisator des Klosters – eine Kunst, die kaum mehr einer beherrschte.

*

Bernhard musste nach der Absage von Kardinal Alonso wieder von vorne anfangen und ein neues Gesuch ans Ehegericht stellen und dazu einen neuen Casus finden - einen neuen Grund für die Ungültigkeit der Ehe. Seine Frau hatte damals auf ‚Unreife der Ehefrau‘ plädiert. Das war ein Stück weit brauchbar, denn sie war wirklich gerade mal achtzehn gewesen, als sie mit ihm an den Traualtar geschritten war. Die erste Instanz, im Bistum Basel, hatte das auch als echtes Ehehindernis gesehen und hätte die Ehe annulliert, hätte die zweite Instanz in Fribourg nicht dagegen votiert. Aber inzwischen war sie eine reife Frau und konnte damit nicht mehr kommen. Jetzt musste er – Bernhard - Farbe bekennen und bei sich einen Grund finden. Er rang und setzte: ‚Eheunfähigkeit des Ehemannes‘. Bis er so weit war dies zu schreiben, hatte er eine lange und wehtuende Veränderung durchzustehen. Wie sah das nun wirklich aus mit seiner eigenen Sexualität? Verdammt noch mal, immer geht es um Sexualität. Fredi hatte doch recht damals, als er sagte: Die Kirche schaue hinein bis in die Schlafzimmer. Aber Sexualität war

hier das Einzige, das tauglich angeführt werden konnte und so reflektierte Bernhard sein Sexualleben.

Er setzte sich an den Computer und schrieb alles auf, was er in dieser Sache wusste, bis zurück in seine Kindheit: Den Begriff ‚Sexualität‘ kannten sie als Kinder nicht. Das Wort ‚Sex‘ hörten sie nie, wohl aber die Zahl Sechs - dieses 6. Gebot, das alles unter Sünde stellte, was mit dem Geschlechtlichen zu tun hatte – egal, ob durch körperliche Berührung, durch Worte, Zoten oder Witze. Ja, schon allein durch die bloße Fantasie ihrer Gedanken. Das allgegenwärtige Wort hieß ‚Unkeuschheit‘. Sexualität war nur unkeusch, war nur Sünde, war nur etwas Schlimmes. Er hatte nie den Mut, Witze oder anzügliche Worte öffentlich auszusprechen, denn er fürchtete, seine Ehre zu verlieren, wenn so etwas seine Eltern, seine Religionslehrer, der Pfarrer, der Vikar erführen. Wegen so etwas Niedrigem gerügt zu werden, wäre die größte Schmach gewesen, die ihm hätte passieren können. Und die Gedanken? Wie hieß es im Beichtspiegel beim 6. Gebot? In Gedanken und Handlungen? Handlungen durfte es schon gar nicht geben, sie wären schwere Sünde gewesen. Die Gedanken waren nur lässliche Sünden, aber auch diese musste er beichten und nicht selten wollte der Beichtvater alles ganz genau wissen.

Schlimmer empfand er es, als er in die Geschlechtsreife kam, als er plötzlich entdeckte, wie wohl es tat und wie schön es war, wenn man sich selber streichelte. Und eines Tages kam etwas heraus, begleitet von einem unbeschreiblich wohltuenden Gefühl. Damit war die Türe zur Hölle geöffnet. Er beneidete die reformierten Schulgefährten - die mussten das nicht beichten. Warum nur war er katholisch - und alles schwere Sünde? Besonders problematisch wurde es, als er ins Internat

kam und ihnen ganz klar bewusst gemacht wurde, man dürfe niemals im Stande einer schweren Sünde sterben.

Und weil alle in seiner Abteilung Priester werden wollten, gehörte es zum guten Ton der Elite, einen eigenen Beichtvater zu haben - nicht den Kapuziner, der ins Haus kam, um Beichte zu hören. Der war gut genug für das Proletariat. Nein, einen der geistlichen Professoren im Kollegium. Und so konnten sie beichten, wann immer sie wollten. Oder, wenn es wieder passiert war - wenn sie doch vorkamen, die unkeuschen Handlungen, einsam und heimlich in der Nacht unter der Bettdecke, nach erfolglosen Kämpfen den Widerstand gegen die Sünde aufgebend. Dann hatte man am andern Tag sofort gebeichtet, denn, wäre man etwa unter ein Auto gekommen und gestorben, wäre man in alle Ewigkeit in den schlimmsten Höllenqualen geblieben, gleichgestellt mit all den Verbrechern und Tyrannen, die Tausende und Millionen von Menschen grausam getötet hatten. Selbstverständlich durfte man in diesem Zustand der schweren Sünde nicht die Kommunion empfangen. Und da es jeden Tag am morgen früh eine Messe gab, kam dieses Dilemma auch bereits am nächsten Morgen. Man konnte immer sehen, wer nicht zur Kommunion ging. Der lief dann spätestens in der großen Pause zu seinem Beichtvater, der ihm versicherte, wie schwer diese Sache wieder gewesen und wie gut es sei, jetzt sofort gebeichtet zu haben. Aber die andern hatten bei der Messe auch gesehen, wer nicht kommunizierte und da jeder irgendwann in die gleiche Lage geriet, wusste auch jeder, warum er fernblieb.

War schon das Alleinmachen eine schwere Sünde, so konnte es gar nicht schlimm genug sein, wenn man es mit andern tat. Das blieb deshalb fast ausschließlich der Fantasie vorbehalten und da spielte es für ihn gar keine Rolle, ob es ein Mädchen

oder einer der Schulkameraden war, den er in seinen Träumen erlebte. Er hatte nicht die geringste Ahnung von Homosexualität. Von Schwulen hatte man zwar auf dem Schulplatz gemunkelt, aber da hatte er sich irgendwelche schmutzigen, anzüglichen Männer vorgestellt, Lüstlinge, die sich weibisch benahmen. Die Bilder, die er sich selber schaffte, waren für ihn einfach normal und er glaubte, alle Jungs täten und empfänden das so. Gefragt hatte er nie jemanden. Er wollte sich doch nicht bloßstellen. Er hatte nie einen intimen Freund, mit dem er mal hätte glücklich sein können. Sie hatten höchstens Verbotenes gemacht, heimlich und kurz, mit Schuldgefühlen hinterher und Angst vor Schimpf und Schande oder gar Strafen. Und dann hatten sie sofort gebeichtet. Erst allmählich stellte er fest: In seiner Fantasie gab es immer nur Jungs. Er hielt sich keinesfalls für abartig, vielleicht bestenfalls für ein wenig bisexuell, wirklich nur ein bisschen. Und das - so dachte er - würde dann von alleine verschwinden, wenn er ein Mädchen kennen und auch lieben könnte.

Es war ein gewaltiges Hochzeitsfest. Als er seine Frau seinerzeit kennengelernt hatte, war sie gerade vom Wald gekommen und hatte Holz geschlagen. Das kurze Beil steckte im Gürtel ihrer Jeans. Sie sah damals recht bubenhaft aus. Sie gefiel ihm und sie verliebten sich. Jetzt war er sich sicher, er sei in Sachen Liebe auf der richtigen Bahn. Als sie draußen vor der Hochzeitskirche standen und die Gratulationen entgegennahmen, sah er in einiger Entfernung einen Burschen, der sich bückte und etwas zusammensuchte - in engen Bluejeans, einer braunen Lederjacke und braunen, halbhohen Lederstiefeln, wie es eben Mode war. Wahrscheinlich hatte er dort Feuersteine gefunden, diese harten Bonbons mit den Zweizeilern auf der Hülle, die ihre Hochzeitsgesellschaft großzügig auswarf. Der

frisch Vermählte spürte einen Druck in der Leiste. War dieses Gefühl nicht weg? War das nicht etwas, das er jetzt nie mehr haben wollte? Ja, hatte er soeben in dieser Kirche drin vor all diesen Leuten das Richtige getan, indem er das Jawort gab? Er riss seinen Blick von dem Körper los, aber er hatte im innersten etwas gespürt, das eben doch nicht zu verdrängen war. Er liebte seine Frau abgöttisch. Sie verbrachten glückliche Jahre, in denen sie fast alles gemeinsam anpackten und vieles auf die Beine stellten. Aber dieses Gefühl, dieser Blick nach dem Verbotenen, hatte ihn nie verlassen. Die Ehe hatte ihn nicht geheilt. Seine Frau war zu kurz gekommen. Im Bett hatten sie zwar gespielt, aber in Tat und Wahrheit machte er es nicht mit *ihr*, sondern mit *ihm*. Er sah in ihr immer den großen Jungen. Er hatte es sich nicht selber ausgesucht. Er war so geboren und es gab kein Entkommen. Färbe deine blonden Haare schwarz – und sie werden wieder blond nachwachsen.

Er fürchtete sich geradezu panisch davor, es könnte ihn jemand als schwul bezeichnen. Immer klarer sah er seine Lebenslüge. Davon dürfte nie jemand erfahren. Erst jetzt, wo er wegen seiner Ehesache mit den Offizialaten stritt und in den Akten kramte, kam es ihm Schritt um Schritt zum Bewusstsein. Das also schien der wirkliche Grund des Scheiterns ihrer Ehe zu sein. Er liebte seine Frau, aber liebte er sie als Frau? Sie war ihm ein guter Kumpel, mit dem man Hühner und Pferde stehlen konnte, aber sie war für ihn keine Ehefrau. Klar hatte sie ihm einen ausgespannt und der Kerl hätte ihm noch heute nicht in freier Wildbahn begegnen dürfen. Aber, dass es so weit kam, obwohl sie sich so gut verstanden, das konnte nur an ihm selber gelegen haben. In dieser Hinsicht war sie nie auf ihre Rechnung gekommen und er hatte sich herumgedrückt, wo immer er

konnte, hatte sich einfach in die Arbeit gestürzt, in Haus und Garten oder in die Musik, nur um nach ihr ins Bett zu kommen.

Es war ein schwerer und schmerzlicher Prozess, der ihn zu einem ersten inneren Coming-out führte. Ein paar Bücher halfen zunächst. Und die erste Person, der es Bernhard sagte, war die Madonna in der Klosterkirche. Das war eine große Befreiung. Aber auch Wehmut und bittere Erkenntnis: Ich bin eigentlich mein ganzes Leben lang um meine Sexualität betrogen worden, weil ich sie so, wie sie bei mir nun mal ist, nie erleben, nie ausleben konnte. Ich kann mir eingestehen, ich sei schwul, aber ich darf nie mit einem anderen Mann in Berührung kommen. Ich bin ein sexueller Krüppel.

*

Der Abt musste mit 75 zurücktreten, so verlangte es das kanonische Recht. Die Klostersgemeinschaft wählte einen neuen Abt: Pater Magnus. Dieser hatte sich schon vorher stark in Szene gesetzt und war von außerhalb des Klosters profiliert worden. Nahm einer die Wahl an, fielen alle Offizialämter und er konnte - ohne jemanden absetzen zu müssen - neue Leute bestimmen. So ernannte er Pater Fridolin zum Prior des Klosters Rheinau. Jetzt war Fredi der zweite Mann im Haus, der Feldweibel der Kompanie. Bernhard, als Nichtpriester, hatte keine Chance auf irgendeinen Posten – auch nicht auf den eben frei gewordenen des Cellerariats. Fredi zog wieder in die Klausur und besetzte das Priorat. Außerdem arbeitete er an seiner Doktorarbeit in Theologie. Der alte Abt hatte vor seinem Rücktritt verschiedene Zimmer renovieren lassen und alle mit Nasszellen ausgerüstet, auch eine für sich, wo er hoffte, den Lebensabend zu genießen. Abt Magnus schickte ihn fort, als Spi-

ritual in ein Nonnenkloster in der Nähe von Ramsen. Ohne aufzubegehren, reiste der alte Herr, der über dreißig Jahre dem Kloster vorgestanden hatte, ins Exil, wo er oft Heimweh hatte, bis zu seinem Tod ausharrte und spirituelle Bücher schrieb. Anders verabschiedete sich der alte Pater Statthalter, den Abt Magnus abgesetzt und zum Telefondienst verdonnert hatte. Er blieb korrekt, aber wortkarg, traute keinem und starb einfach in kurzer Zeit so, wie eine Blume verwelkt, die kein Wasser mehr bekommt.

Fredi und Bernhard lebten sich jetzt schon allein durch ihre unterschiedlichen Machtverhältnisse auseinander – die Wunde aus ihrem Streit, damals im Cellerariat, war nicht verheilt. Bernhard musste jetzt oft die Erlaubnis bei Fredi holen und je sicherer sich dieser fühlte, umso eher verweigerte er sie oder verbot ihm Dinge, die er bisher tun durfte. Als Rockstar im Kloster sahen Medienschaffende nach wie vor in seinem Leben ein Abenteuer. Das schraubte sein früherer Fan und ehemalige Journalist jetzt so weit zurück, wie nur möglich. Er hatte die Macht. Er hielt Bernhard in Schranken, wohl wissend, er wäre von diesem erpressbar. Ahnend aber auch, dieser täte das nie. Nun, Bernhard nahm sich eine andere Freiheit heraus und schlüpfte durch die Luken der Klostermauern. Von seinem Studio oder direkt von der Schule aus – wo er schon längst in zivilen Kleidern unterrichtete - fuhr er ab und zu nach Schaffhausen, nach Winterthur oder Zürich, besuchte dort ein Kino, ging in eine Männersauna oder irgendwo essen. Er sagte sich: Lieber gehe ich nach Zürich ins Kino, als in Rheinau oben in die Psychiatrie - wo tatsächlich immer auch Mönche zeitweise oder für immer eingeliefert wurden. Er finanzierte seine Ausflüge über Spesen, die er von seinem Lohn abziehen konnte, bevor er den Rest ans Kloster überwies.

*

Einmal brauchten sie im Kloster trotzdem Bernhards Hilfe. Brauchten sie, weil es kein anderer hätte machen können und weil es außerhalb des Klosters niemand wissen sollte. Fredi kam zu ihm ins Studio - was er jetzt sage, sei topsecret - und erzählte, seit einiger Zeit würde im Klosterladen fast jede Nacht gestohlen. Gestohlen aber nicht eingebrochen. Entwendet werde zwar nicht viel, aber regelmäßig. Meistens eine oder zwei Flaschen Wein, manchmal auch Schokolade. Der Klosterladen pries eine eigens produzierte Klosterschokolade an, die zum Wein passte. Der Dieb müsse sich ziemlich sicher sein, lasse manchmal sogar die angebrochene Tafel dort liegen, wo er sie geöffnet habe. Ob er eine Videofalle einrichten könnte. Keine Türe, kein Fenster sei mit Gewalt geöffnet worden. Also könne es sich nur um jemanden mit einem Schlüssel handeln. Wie viele wären das. Ob er eine Liste habe. Nein. Man habe im Laufe der Zeit so vielen Mitbrüdern und Angestellten einen Schlüssel gegeben, mit dem sie in die Verkaufsräume und das Lager kämen. Man müsste das einmal ändern.

Bernhard installierte, den Weinflaschen gegenüber, eine Minikamera, die mit Infrarot auch nachts funktionierte. Am Morgen würden die Verkäuferinnen den Diebstahl dann feststellen, Bernhard benachrichtigen und er müsste nur das Tape durchsehen, bis der Dieb darauf erschiene. Seine Geräte - zum Teil noch von Black Spider - waren sperrig und er hatte Mühe, sie zu tarnen. Es gab da jede Menge Kabel. Auch solche für den Strom der Geräte. Während er das alles installierte, betreten nicht nur Käufer von Devotionalien oder Postkarten den Laden, sondern auch Mitbrüder. Außerdem besuchte am

Nachmittag eine der Verkäuferinnen Pater Statthalter, der zu einer Untersuchung im Spital lag. Dabei erzählte sie ihm alles und er hörte aufmerksam zu.

Als Bernhard das erfuhr, tadelte er die Dame. Keiner dürfe das wissen und keiner heiße: *keiner*. Auch der Statthalter hätte einen Schlüssel, auch er würde Wein und Schokolade mögen, auch er sei verdächtig.

Am nächsten Morgen fehlte nichts und am übernächsten auch nicht. Wenn Bernhard das Tape im Schnelldurchgang an-guckte, war niemand zu sehen. Auch in den weiteren Nächten stahl niemand Wein und auch nicht Schokolade. Und es stahl überhaupt nie mehr jemand Wein und Schokolade. Das war schon ein Erfolg und er heiligte den Zweck. Jetzt wusste jeder: Hier sind Videofallen. Bernhard hätte lieber gehabt, man hätte einen am Kragen nehmen können - in flagranti beim Diebstahl erwischt und gefilmt und dann einer Strafe zugeführt. Das war der Instinkt von Jägern und Kriminaldetektiven. Fredi hingegen war zufrieden und betrachtete die Sache als gelungen. Er erlaubte Bernhard, noch eine bessere Kamera mit wirksamerer Tarnung zu beschaffen. Diese steckte in einem Buch und konnte das Bild durch ein Loch im Buchrücken aufzeichnen. Batterien ersetzten den Kabelsalat und ein Bewegungsmelder die Zeituhr. Er hatte sie auf dem Internet entdeckt und das Geschäft dazu, das sie anbot und Fredi gab ihm das Klosterauto, um nach Zürich zu fahren und sie zu posten. Dieses ‚Buch‘ stellte er dann in den Laden zwischen andere Bücher und nahm seine Installation wieder weg. Der Dieb kam nie mehr.

*

Die Suchmaschine Google mauserte sich mehr und mehr zu einem nützlichen Werkzeug im Internet. So, wie es Bernhard damals möglich war, auf Fredis Computer seinen eigenen Namen zu finden, so entdeckte Google für ihn jetzt weltweit alle Texte im Internet, die seinen Namen enthielten. So stieß er in einem Forum auf folgenden Eintrag:

Wenn ein gewisser Benediktinerdiakon mit Namen Bernhard Altmann aus Rheinau öffentlich in SRF in Zivil erscheine und auf die Frage, wo sein Gewand sei, antworte, das sei mehr eine Verkleidung, was er da im Kloster Rheinau trage, dann zeige es, dass auch die Benediktiner langsam der allgemeinen Geistliche-müssen-Zivil-tragen-Kultur folgten, wenn auch die meisten Benediktiner heute noch stets im Ornat anzutreffen seien. Einer mit dem Namen Bravemind fügte an, Frater Bernhard Altmann OSB halte er in dieser Hinsicht nicht für repräsentativ - weder für das Kloster Rheinau, noch für den Orden des Heiligen Benedikt.

Bernhard gab diesem Bravemind durchaus recht. Er war als Mönch nicht repräsentativ. Aber genau deshalb hatten ihn die Fernsehleute in die Sendungen geholt. Hingegen wunderte ihn das Pseudonym ‚Bravemind‘, das er als Ableitung von Braveheart, dem Film mit Mel Gibson deutete. Dazu hatte der Forumsteilnehmer als Signet die Fahne von Schottland gewählt, die als Gif-Datei sogar flatterte. Kein Zweifel, mit der Fahne und dem Pseudonym hatte der sich schon ziemlich verraten. Einige weitere Angaben bestätigten die Gewissheit: Der ehemalige Pater Josef, ein leidenschaftlicher Schottlandfan, der im Studium geprahlt hatte, er lerne am Vorabend der Prüfung alles auswendig, sage es dann auf und vergesse es wieder - der damals in Salzburg war, zur gleichen Zeit wie er in Rom, statt zu studieren nur herumreiste, dann an seiner Stelle Cellerar ge-

worden und kläglich versagt hatte und der darauf das Kloster von einem Tag auf den andern verlassen, sich bei Roman Polanski als Butler beworben hatte, wo er nach kurzer Zeit wieder gefeuert worden war.

Der Vorwurf, er hätte den Benediktinerhabit als Verkleidung bezeichnet, ließ Bernhard allerdings nicht gelten. Sein Besuch in der Sendung von Kurt Aeschbacher war unter dem Titel: ‚Vom Rockmusiker zum Mönch‘ gelaufen. Genau da hatte er Zweifel gehabt, ob es sinnvoll sei, in Kutte zu erscheinen, um allen zu zeigen: Seht her, ich bin nicht mehr ein wilder Rockstar in Leder, sondern ein frommer Mönch in Kutte. *Das* hätte er als Theater und Verkleidung angesehen, zumal er in Marthalen in zivil Schule gab. So hatte er es auch gesagt, als ihn Aeschbacher danach gefragt hatte.

Der nächste Vorwurf allerdings tönte dissonanter: ‚Dieser Bernhard Altmann getraut sich was! – im katholischen Katechismus unter dem Titel: Keuschheit und Homosexualität, und zwar unter dem 6. Gebot!!!! Solche Beispiele würden die ganze Problemlage überdeutlich machen. Dass ein Diakon der katholischen Kirche den Umstand der Relativierung der Ehe beklatsche und in einer wesentlichen Sittenfrage gegen die Lehre der Kirche und *Nota bene* die Position der Bischöfe auftrete, hielt der Schreiber für schwerwiegend. Haben wir also in unserer Kirche ein ernst zu nehmendes Führungsproblem oder nicht? Wen wundert’s dann noch, dass sich etliche Gläubige direkt an Rom wenden, weil ihnen diese Zustände zum Ärgernis geworden sind?

Bernhard musste sich zuerst vergewissern, um was es hier genau ging. Er klickte den Link unter dem Artikel und stieß auf einen Leserbrief, den er in den Schaffhauser Nachrichten zur Volksabstimmung über die Registrierung der gleichgeschlecht-

lichen Partnerschaft unter dem Titel: ‚Das Recht zum Glückseligsein‘ geschrieben hatte. Damals war der Abt auch nicht begeistert gewesen und hatte mit ihm ein Gespräch geführt, wobei Bernhard betont hatte, er hätte mit dem Recht eines freien Schweizer Stimmbürgers geschrieben und nicht als Mönch. Der Abt hatte das dann gelten lassen.

Die Welt ging nicht unter wegen dieser Vorwürfe, selbst wenn sie im Internet nicht zu löschen waren. Aber er war jetzt einmal auf dieser Webseite und stellte fest: Nicht nur er, der kleine Frater Bernhard von Rheinau, sondern auch Persönlichkeiten der Weltkirche wurden von den Autoren dieser Webseite angegriffen. Da stand etwa ein Artikel über Hans Küng, einen Schweizer Theologen, der in Tübingen doziert hatte und als Kirchenkritiker immer wieder für Diskussionsstoff sorgte: ‚Wird der Häretiker Küng zum Selbstmordattentäter?‘ Den 85-jährigen Modernistentheologen beschäftigte der eigene Tod. Im Interview mit dem Schweizer Fernsehen habe sich Hans Küng dafür geschämt, der katholischen Kirche anzugehören. Der aus der Schweiz stammende Schuhverkäufersohn sei als vorgeblich katholischer Theologe, wegen fortgeführter Verbreitung von Irrlehren, 1980 endlich von Papst Johannes Paul II., dessen Heiligsprechung die Kirche entgegen schreite, mit dem Entzug der Lehrerlaubnis belegt worden. In einem Gespräch mit einem Schweizer Sender hätte sich Küng von so einer Aktion, die ihn in die Nähe von Ketzern stellte, völlig überrascht gezeigt. Küng gelte als Sprachrohr der Modernisten die eine Verprotestantisierung der Kirche anstrebten. Zugleich zeige sich am Beispiel seiner Person auch, wie weit sich die universitäre katholische Theologie vom Katholizismus und der katholischen Kirche entfernt habe. Küng würde von der Linken zum Contrapart zu Kardinal Ratzinger hochstilisiert. Küng, dem früh und ohne

Habilitation an der bekannt linken Universität in Tübingen eine Professur für Fundamentaltheologie übertragen worden sei, hätte bereits nach 1960 seine Forderung der Abschaffung des Zölibats, der als ‚Ökumene‘ bezeichneten Zerstörung katholischer Lehrinhalte, der Kindstötung im Mutterleib und der Frauenordination, sowie des Laienkelchs vertreten. Forderungen, welche die Neoprotestanten seitdem gebetsmühlenartig repetierten. Überraschenderweise sei Küng nicht zu den Protestanten des glühenden Antisemiten Luther gewechselt, die all seine Forderungen bereits seit Langem erfüllt hätten. Nach eigenen Aussagen leide Küng an Parkinson, könne kaum mehr schreiben und infolge einer Augenschädigung auch kaum mehr lesen. Sein nun vorgestellter Band seiner Memoiren sei somit auch der Letzte. Er werde sich aus der Öffentlichkeit zurückziehen.

Offenbar im Glauben, weil sich der alte Mann nicht mehr wehren könnte, dürfte er noch einen Gang zulegen mit seiner Hassrede, schrieb der anonyme Artikelschreiber: Vielleicht wird er sogar zum Hauptdarsteller eines Selbstabtreibungs-Camps eines US-inspirierten Fernsehsenders – mit Liveübertragung natürlich. Auch seinen Verscharrungsort hat Küng bereits ausgesucht. Früher einmal hatte die Kirche die Leichen der Selbstmörder und Vertreter der ehrlosen Berufe, wie etwa der Henker, nicht ohne Grund nur außerhalb des Kirchenfriedhofes vergraben. *(Dieser und die folgenden Artikel sind tatsächlich und wortwörtlich auf einer Webseite erschienen, deren Name nicht genannt werden soll, um nicht für sie noch Propaganda zu machen.)*

Bernhard hielt wie benommen inne. Hans Küng war ein Kritiker der Kirche, das stimmte, aber immer sachlich und, er war bei der Kirche geblieben. Außerdem hatte er großartige theologische Werke geschrieben. Eine solche Kritik verdiente er

nicht. Und der Hinweis auf den Verscharrungsort entbehrte den minimalsten Anstand. Von Menschlichkeit gar nicht zu reden.

Aber nicht nur den Theologen Küng griff die Webseite an. Sie machte auch vor Bischöfen und Kardinälen nicht halt: ‚Kardinal Lehmann der Schutzbengel der Homos?‘ So, der nächste Titel. ‚Der Ex-Vorsitzende der antideutschen Bischofskonferenz‘ hätte irrtümlicherweise Folgendes festgestellt: Niemand wisse genau, warum es Homosexualität gebe. Deshalb müsse man mit der Beurteilung zurückhaltend sein. Diese falsche Behauptung eines Nachfolgers der Apostel steht naturgemäß im Gegensatz zur Heiligen Schrift. Herr Kardinal Karl Lehmann, bitte weigern Sie sich als Nachfolger der Apostel nicht, Gott anzuerkennen! Einer Ihrer Vorgänger, der heilige Apostel Paulus sagt nämlich: Sie vertauschten die Wahrheit Gottes mit der Lüge. Darum lieferte Gott sie entehrenden Leidenschaften aus. Eine diesbezügliche Frage an Kardinal Karl Lehmann lautet: Wer ist denn der Vater der Lüge? Antwort: Es ist Satan. Ihr habt den Teufel zum Vater und Ihr wollt das tun, wonach es Euren Vater verlangt, heißt es unter anderem über diejenigen, die die Wahrheit Gottes mit der Lüge vertauschen. Das bedeutet aber nicht, dass man sich der Liebe zur Wahrheit verschließen sollte, Herr Kardinal, denn in der Heiligen Schrift heißt es: Es haben sich einige Leute eingeschlichen, die schon seit Langem für das Gericht vorgemerkt sind: Gottlose Menschen, die die Gnade unseres Gottes dazu missbrauchen, ein zügelloses Leben zu führen, und die Jesus Christus unseren einzigen Herrscher und Herrn verleugnen. Homosexualität, Sünden wider die Natur, ist demgemäß ein Beweis für die Existenz Satans und ein Beweis dafür, dass Jesus Christus verleugnet wird. Solange es das Phänomen der Homosexualität gibt, so lange können wir

des Teufels sicher sein. Insofern sollte man als Nachfolger der Apostel die Mitmenschen nicht dazu ermutigen, die Lüge mit der Wahrheit Gottes zu vertauschen. Homosexualität kann es nur in der Lüge geben. Nur in der Vereinigung der Geschlechter vollzieht sich Sexualität. Alles andere dient der Ehre Satans. Das sollte ein Apostelnachfolger einmal bedenken.

Über einen Hirtenbrief von Kardinal Lehmann hatte Bernhard im Studium in Einsiedeln eine Seminararbeit geschrieben. Er hielt ihn bis heute für einen der besten lebenden Kirchenmänner im deutschsprachigen Raum.

Dann kam der Nachfolger von Kardinal Lehmann, Erzbischof Zollitsch an die Reihe: Er spiele ein falsches Spiel, weil er den Frauendiakonats vorgeschlagen hätte. Die Abberufung des greisen Erzbischofs sei dringend nötig. Das sei eine kirchenrechtswidrige Idee. Zugleich wolle er die arbeitsrechtlichen Bestimmungen ändern, damit auch Schwule und Lesben als Mitarbeiter eingestellt werden könnten – quasi als *Contradictio* zum Katholizismus, als abschreckende Beispiele, wie es nicht sein solle.

Auch Kardinal Schönborn von Wien wurde als Schwulonenkel bezeichnet, dem offenbar die Homo-Lobby neuartiges Wissen über die Natürlichkeit des Homo-Analverkehrs beigebracht hätte. Nur so sei der Umschwung Schönborns in Richtung Homos zu erklären. Aus den Missbrauchsfällen, die auch in der katholischen Kirche zumeist sexuelle Übergriffe von älteren Homos auf Knaben seien, habe Schönborn offenbar nichts gelernt.

Und dann stieß Bernhard auf einen Beitrag, der ihm die Tränen in die Augen trieb: Es ging um einen beliebten Komiker aus Deutschland, den er zwar nicht gekannt hatte, der ein-

mal den Mut gehabt hatte sich öffentlich zu outen und der soeben gestorben war.

„Jetzt brennt er in der ewigen Homo-Hölle!“ - Das widernatürliche und entartete Homo-Treiben ist für die menschliche Natur mörderisch. Diese Binsenwahrheit hat sich wieder einmal bestätigt. Dirk Bach (51) war ein deutscher Komiker. Im Oktober starb er in einem Hotelappartement in Berlin an der Homo-Unzucht! Bach war ein homosexueller Sittenverderber. Es ist davon auszugehen, dass seine Unzucht ihn so früh ins Grab brachte. Homo-Perverse haben im Vergleich zur sexuell gesunden Bevölkerung eine um zwanzig Jahre geringere Lebenserwartung. Bach setzte sich – statt für deren Heilung – für die ungerechte Privilegierung gesellschaftschädlicher Homo-Gestörter ein. Er war Mitglied des antikirchlichen Hasservereins: des Lesben- und Schwulenverbands von Deutschland.

Bernhard blieb lange am Computer sitzen. Das ist die Frucht der Anonymität des Internets, überlegte er. Warum nur können diese Leute nicht gefasst und eingesperrt werden? Was sind das für Menschen die unter dem Deckmantel der Frömmigkeit so menschenverachtende Botschaften in die Welt hinausposaunen – und gleichzeitig als Retter der katholischen Kirche auftreten? Im 21. Jahrhundert wohlverstanden. Bernhard suchte nach einem Impressum und fand keines. Im Lexikon Wikipedia las er dann: Die Betreiber der Webseite seien nicht öffentlich bekannt. Sie bezeichneten sich selbst als Initiative einer internationalen privaten Gruppe von Katholiken in Europa und Übersee, die hauptberuflich im kirchlichen Dienst tätig seien. Die Webseite akzeptiere ohne Namen eingereichte Informationen und betrachte es als Ehrensache, die strikte Anonymität seiner Informanten zu wahren. So zeterten und hetzen sie auf dieser

obskuren Webseite gegen Muslime, Schwule ‚Protestunten‘ und alles, was in Kirchenkreisen auch nur ansatzweise fortschrittlich erscheine, schrieb Wikipedia.

*

Zwischen Bernhard und Engelhard bauten sich Spannungen auf, bis es nur noch die Berührung brauchte, um den Lichtbogen springen zu lassen. Der Vespertrunk, eine Einrichtung, die es ein, zweimal pro Woche im Kloster gab und wo vor der Vesper alle im Refektorium zusammensitzen konnten – Silentium und Seniorität aufgehoben – um zu plaudern, zu diskutieren und zu debattieren. Es gab dabei sogar Bier – allerdings meistens zu warm – außerdem ein paar Häppchen oder Würste zum Kaltessen. An so einem Vespertrunk ergab es sich, dass Bernhard neben Engelhard zu sitzen kam und er ergriff die Gelegenheit, dem Rockmusikhasser Nummer Eins im Kloster einmal auf den Zahn zu fühlen. Der USB-Stick hatte ja bereits verschiedenes verraten.

Engelhard zögerte eine Weile, ehe er umständlich nach Worten suchend erklärte, in der heutigen Kirche werde Satan nur noch als Symbol des Bösen verstanden oder werde gar geleugnet. Dafür breite sich draußen das Interesse an der Dämonenwelt aus. Es gebe nachweislich Rockmusiker, die ihren mit Satan geschlossenen Bund zugeben würden. Solche Satanistenpriester seien ein offenes Geheimnis. Diese verderbliche Musik sei der Rahmen zur Verbreitung des satanischen Geistes. Rockkonzerte seien Massenweihungsrituale.

Einweihungsrituale in was? Sie haben eine blühende Fantasie, Pater Engelhard.

Der Pater hörte gar nicht zu. Diese Anlässe seien gezielte Umschlagplätze zum Drogenkonsum, der die Enthemmung fördere und zur Veränderung des Bewusstseins führe. Die Verherrlichung der Drogen in Songtexten seien Mittel zur Verführung der Jugend. Frater Bernhard nahm einen Cervelat und ein Stück Brot, zog der Wurst die Haut ab und biss hinein.

Drogen gab es zu allen Zeiten, nicht erst seit der Rockmusik, sagte er mit vollem Mund.

Engelhard schwenke zur nächsten These: Und was da auf den Bühnen steht - umgedrehte Kreuze und Pentagramme. Noch schlimmer auf den Plattenhüllen und in den Videos, mit grauenhaften Gestalten, die ganze Welt verdreht. Wenn das nicht schwarze Messen sind?

Sie verwechseln Wirkung mit Ursache. Weil Leute wie Sie - aber vor allem auch gewisse Sekten (Bernhard betonte das Wort ‚Sekten‘ ganz bewusst) - so ein Theater machen, projizieren sie explizit die Inspiration für solche Riten. Und weil diese schockieren, macht es Spaß, sie anzuwenden. Hier sind Kulissen, Rituale, Symbole, Verkleidungen, Inszenierungen, die gar nicht neu sind - die ihnen die Religionen direkt in die Fantasie hinein geliefert haben. Selbst das Tragen von Mönchskutten, mitsamt der aufgezogenen Kapuze, halte ich für ein harmloses, vielleicht skurriles Spiel, das aber seine Wirkung - die Provokation von Außenstehenden nicht verfehlt - wie Sie mir jetzt selber beweisen.

Engelhard gab keine Ruhe: Es gebe Rockmusikgruppen, die nicht nur durch ihr Aussehen und ihre Aktionen auf der Bühne dem Zuhörer das Satanische vermitteln, sondern besonders in ihren Texten.

Was er denn meine zu Texten wie: Highway to Hell. Leichtes Leben, freie Liebe und eine Dauerkarte für eine Fahrt ohne

Wiederkehr - es gibt nichts, was ich lieber täte, als nach unten zur Party zu gehen, wo, auch meine Freunde sind. Ich bin auf dem Weg zur Hölle, auf dem direkten Weg zur Hölle!

Frater Bernhard seufzte. Wie oft hatte er das schon erklären müssen? Das ist kein Satanismus, kein Verlangen nach der ewigen Verdammnis, so wie Sie das sehen. Das heißt, auf ein einfaches Deutsch übersetzt nichts mehr als: Wir wollen Party machen, wir wollen die Sau rauslassen und das wird höllisch und toll.

Aber Engelhard ließ sich nicht überzeugen. Kürzlich habe er im Internet den Obersatanisten Osbourne in einer Mönchskutte, flankiert von mumienhaften Mädchen dargestellt gesehen. Auf einem Altar Leichenteile. Symbole für satanistische Rituale.

Bernhard sprang vom Stuhl auf und beugte sich, auf die Lehne gestützt, über den Tisch: Also hallo. Sind denn Reliquien keine Leichenteile? Und was Ozzy Osbourne angeht – ich bewundere übrigens Ihre Kenntnis der Rockszene - den habe ich vor der Bühne erlebt und hinter der Bühne getroffen. Das ist ganz einfach ein Spinner, aber ein lieber Spinner, dem man nicht böse sein darf. Es gibt tatsächlich eine Szene, zu denen diese Gruppen gehören. Sie nennt sich Black Metal. Das alles ist nichts anderes als eine, sagen wir mal, pubertäre oder nachpubertäre Spielart.

Das sei kein Spiel, das sei bitterer Ernst, fuhr Engelhard fort: Heute würde ein Großteil der Kinder und Jugendlichen zu Selbstverwirklichung und zum Lustprinzip erzogen und dadurch seien sie empfänglich für offene und versteckte Verführungskünste. Dabei komme der Rockmusik eine große Bedeutung zu.

Die Jugend geht heute auch in der Musik andere Wege, als Ihr damals und außerdem sind die Jungen inzwischen mitsamt

der Rockmusik und ihren Stars älter geworden und stehen immer noch drauf.

Engelhard schüttelte den Kopf und wippte mit dem Zeigefinger: Nicht alle haben diese Entwicklung mitgemacht. Schauen Sie nur mal unseren Prior Fridolin an. Der war als Junge eifriger Ministrant und Jungwächter und als ihn eines Tages Schulkollegen an diese Kesseltreiber-Veranstaltungen mitnehmen wollten – das Wort Konzerte wäre eine Beleidigung der Musik – hatte er sich gleich von Anfang an geweigert und war nie hingegangen.

Ach so? Haben Sie das auch im Internet gelesen?

Das hat er mir selber gesagt. Wie sie sehen, gibt es doch noch aufrechte Leute, die nie diesem verderblichen Lockruf nachgeeilt sind.

Wenn er das so sähe, müsste es ja so sein, schloss Bernhard den Disput mit dem Alten und ging hinaus.

Seither schnitt ihn Engelhard, sah geradeaus, wenn er an ihm vorüberging und Bernhard reizte ihn, indem er in seiner unmittelbaren Gegenwart zu andern sagte, der da rede nicht mit ihm.

*

Der Showdown aber kam bei einem Abendessen, als Bernhard Tischdiener war. Er sammelte wie gewohnt die schmutzigen Teller. Engelhard hatte seinen Suppenteller nicht benützt und wollte ihn bis morgen stehen lassen, legte dazu die Plastiktasche mit den Servietten und das Särglein darauf. Da die Tischordnung streng die Seniorität einhielt, aber aufrücken ließ, wenn Mitbrüdern sich abgemeldet hatten, saßen nicht alle bei jedem Essen am selben Platz. Diesen Teller bekäme dann

ein anderer. So fand es Bernhard eine Zumutung für den Nächsten, der hier essen müsste, wenn nicht gebrauchtes Geschirr über Nacht stehen bliebe, noch dazu mit aufgelegten Serviettentaschen - manchmal mit Soße, manchmal mit Fettresten verschmutzt. Und weil er diese Sitte mit seiner Vorstellung von Hygiene nicht in Einklang brachte, billigte er sie nicht und lud stets alle nicht gebrauchten Teller auf den Stapel schmutzigen Geschirrs, führte sie hinaus in die Küche, damit sie durch die Abwaschstraße liefen. Aber es gab im Kloster alte Bräuche und das Stehenlassen der Suppenteller mitsamt den Serviettentaschen war so einer. Zumindest für Engelhard, der in Bernhards Tun einen Bruch mit der Tradition sah.

Der Teller bleibt hier, sagte Engelhard.

Der Teller geht hinaus, sagte Bernhard.

Der Teller bleibt hier, sagte Engelhard.

Der Teller geht hinaus, sagte Bernhard.

Die dann folgenden Sätze waren alle kürzer und das letzte Wort setzte Bernhard. Was es genau war, wusste keiner mehr, aber es könnte ein Begriff aus der Anatomie gewesen sein. Engelhard, längst aufgestanden, beugte sich über den Tisch zu Bernhard hin, schlug ihn ins Gesicht.

Gemäß Matthäus Kapitel 5 Vers 39 hätte Bernhard nun die andere Backe hinhalten sollen, entschied sich aber für Levitikus Kapitel 24 Vers 20: In Sekundenschnelle fing der Alte eine noch saftigere Ohrfeige und seine Brille flog in die Fensternische dahinter.

Nach dem Essen tobte der Abt:

Abt Magnus: Das ist skandalös, das geht einfach nicht!

Frater Bernhard: Mich schlägt keiner!!

Abt Magnus: Das ist skandalös, das geht einfach nicht!!!

Frater Bernhard: Mich schlägt keiner!!!!

Am Abend mussten sich Pater Engelhard und Frater Bernhard im Kapitelchen öffentlich entschuldigen. Beim Eintreten in den Kapitelsaal stieß Pater Notker Bernhard verschmitzt lachend mit dem Ellbogen in die Seite und flüsterte, er müsse ihm gratulieren, der Kerl hätte das jetzt wirklich einmal verdient.

Ja, und dafür muss ich mich jetzt vor allen erklären, sagte Bernhard.

Engelhard stand auf und entschuldigte sich beim Abt und den Mitbrüdern, nicht aber bei Frater Bernhard. Dieser rechtfertigte sich, er sei ein impulsiver Mensch und weil er geschlagen worden sei, hätte er eben zurückgeschlagen. So war für alle die Sachlage unmissverständlich klar. Dem Abt hatten diese Formeln und die Demütigung der beiden erwachsenen Mönche genügt. Für Bernhard war die Welt noch nicht in Ordnung. Spät in der Nacht schrieb er einen Brief an Engelhard, sie hätten sich gegenseitig nicht entschuldigt, was er von seiner Seite her nachholen möchte, betonte dabei aber, er sei eigentlich froh, zurückgeschlagen zu haben, denn jetzt könnte er über ihn nicht triumphieren. Engelhard reagierte nicht auf den Brief. Er ignorierte Bernhard einfach.

*

Mehr als Engelhard - den er jetzt erst recht für senil hielt - beschäftigte Bernhard noch immer das, was er auf der aggressiven Webseite gelesen. Diese Webseite, im Netz anonym, die Sekte in Andelfingen geheim - ob beides zusammengehörte? Nur eine Vermutung. Was steckte wirklich dahinter? Das sichtbare Eingangstor hieß Amadeus Gyger, Verleger von Zeitschriften, Besitzer einer Villa oder was immer das sein mochte,

ständiger Gast im Kloster, Großmaul, Frömmler. Hier müsste er ansetzen, wollte er an diese Bande herankommen. Sie machten die Ratte zum Kellermeister. So viel Einfalt hätte Bernhard denen nicht mal zugetraut. Er selber sah es allerdings eher als Fügung Gottes: Jedenfalls kam Amadeus Gyger eines Tages beim schwarzen Kaffee auf ihn zu - so freundlich hatte er ihn noch nie erlebt, zumindest nicht ihm gegenüber - er möchte gerne etwas mit ihm unter vier Augen besprechen - es handle sich um eine Sache, die für beide topsecret sei. Sie gingen mit den Kaffeetassen ins Nebenzimmer und Gyger eröffnete:

Ich habe das mit der versteckten Kamera im Klosterladen erfahren ...

... auch das wäre aber topsecret. Das dürften Sie gar nicht wissen.

Oh warum nicht? Ich habe keinen Schlüssel zum Laden und komme daher gar nicht in Verdacht. Prior Fridolin hat mir das erzählt und ich finde es eine gute Sache. Kurz und gut. Ich möchte Sie bitten in meiner Villa - genauer gesagt in der Kapelle meiner Villa - ebenfalls eine solche Kamera zu montieren.

Gibt's irgendwelche Geheimnisse dort drin?

Immerhin gibt's dort Kelche und andere kostbare Dinge. Sie haben die Kapelle schon mal gesehen?

Nein.

Aber sie kennen meine Villa und das Verlagshaus?

Leider nicht, log Bernhard. Er hatte durch Fredis Aufzeichnungen neugierig geworden, diese Liegenschaft von außen bereits besucht - mehrmals - war dort mit dem Auto nach dem Filmen mit den Oberstufenschülern hingefahren. Auto hinter dem Waldzipfel parkiert, zu Fuß um die Liegenschaft spaziert. Wie immer mit einer passenden Antwort bereit: Hätte ihn je-

mand gesehen, hätte er eine Kulisse oder ein Set für einen Film gesucht. Er kannte das kleine Klösterchen mit der seitlich herausragenden Kapelle und dem Dachreiterchen, kannte das schmiedeeiserne Tor mit der Aufschrift ‚Verlag Christi König-tum‘ und er kannte die alte Klostermauer zur Straße hin. Hier von Villa zu reden, war wegen der Größe untertrieben, wegen des Zwecks unpassend. Es war und blieb ein Klösterchen. Das sollte vielleicht gar niemand wissen. Darum redeten alle immer von der Villa. Bernhard hatte den Wald schon durchstreift, auf allen drei Seiten und er wusste genau, wie viele Fenster in jede Richtung schauten und wo die Türen waren. Nur, wie er da hineingelangen könnte, das wusste er nicht. Außerdem gab’s da einen Hund, den er allerdings noch nicht direkt gesehen hatte. Jetzt bat ihn der Hausherr höchstpersönlich, eine Kamera in der Kapelle zu verstecken, in dem Raum, den Bernhard ohnehin als den wichtigsten der ganzen Liegenschaft betrachtete - nicht nur wegen des Betens.

Er sagte, ohne zu zögern: Ja, mach ich.

Wie gesagt, es darf niemand etwas davon wissen, sonst ist es keine Falle mehr. Ich traue eigentlich keinem, nicht mal hier im Kloster und draußen schon gar nicht. Darum lasse ich das nicht von einem Fernseh- oder Radiogeschäft einbauen, sondern fragte den Prior, ob Sie mir das unter Verschwiegenheit einrichten dürften. Er versicherte mir, Sie könnten Geheimnisse für sich behalten.

Ich sehe mir das einmal an, dann schlage ich Ihnen vor, was wir tun sollten.

*

Bernhard fuhr bei der ersten Gelegenheit nach Andelfingen zu Gygers Anwesen, klingelte am Gartentor, sagte seinen Namen und die Türe ging elektrisch auf. Gyger erwartete ihn in der Eingangshalle und führte ihn gleich in die Kapelle. Sie war von innen wesentlich größer, als er gedacht hatte, denn sie reichte ins Gebäude hinein bis zur Halle. Der Dekor, nichts Apartes, süß und kitschig wie Gygers Bücher - wenigstens die Buchdeckel, denn gelesen hatte Bernhard sie noch nie. Was ihm aber auffiel: Es war keine eigentliche Kirche, es war nur ein Chor, ohne die üblichen Bänke, wie sonst in Kirchen und Kapellen, dafür mit einem zweifachen Chorgestühl auf beiden Seiten, das bis zu den Stufen einer Apsis reichte. Die vorderen Reihen hatten nur die Gliederung der Stallen und die aufklappbaren Sitzbänke, nichts aber zum Knien und nichts, um Bücher aufzulegen. Es war kein kostbares Chorgestühl mit kunstvollen Schnitzereien, wie in Rheinau. Es wies - das war schnell gezählt - viermal zwölf Stallen auf. In der Apsis standen beidseitig je drei Sedien. Die mittlere auf der rechten Seite nobler, dazu mit einer Rückenlehne. Dann führten nochmals drei Stufen hinauf zu einem mit Rosen und Lilien verzierten Altar gegen die Wand, mit einem vergoldeten Tabernakel und sechs Kerzenleuchtern aus Messing. Auf dem Bild im Altarblatt saß Christus auf einem Thron, mit einer Krone auf dem Haupt und einem Zepter in der Hand - im Stil der Fünfzigerjahre gemalt - also erst aus der Zeit Gygers stammend. Ein Volksaltar war nicht vorhanden. Dafür mitten in der Kirche zwischen dem Chorgestühl ein gewaltiger Ambo - eigentlich viel zu schwer im Verhältnis zu den Chorbänken - eher ein Lesepult auf einem im Boden eingemauerten massiven Pfahl. Über den Sedien - unmittelbar bis zum Altaraufbau reichend - hohe neugotische Kirchenfenster mit farbigem Glas, wie eben im 19. Jahrhundert

üblich, durch die jetzt das Sonnenlicht des Mittags floss. An einen hübschen Jugendstil, wie ihn Bernhard etwa in der Marienkirche in Schaffhausen gesehen hatte, reichte das niemals heran. Nun gut, wäre das alles kunstvoll und bedeutend, hätte Gyger das als Privater nie kaufen können.

Sie waren wie durch die Türe eines Wandschranks in den Raum hineingetreten und Bernhard sah sofort: Dieser Wandschrank war eine Orgel, die ganze Breite und Höhe des Raumes einnehmend. Links angebaut ein Spieltisch mit zwei Manualen und Pedal, rechts hinter einer Jalousie die Pedalpfeifen und darüber ein Prospekt aus Prinzipalen, der sich in der Mitte verjüngte und so ein Dreieck offenließ.

Bernhard betrachtete die Orgel: Funktioniert sie?

Ja, sie wird benützt. Aber man sollte ihr einmal unter die Arme greifen. Nur, diese Orgelbauer sind teure Leute und wollen immer gleich eine Neue bauen. Wo wollen Sie die Kamera verstecken?

Da oben, ganz hinten, in dem offenen Dreieck - so kann sie von der Kirche aus niemand sehen, vor allem, wenn wir sie noch schwarz anstreichen.

Recht und gut. Wie kommen wir dann an das Bändchen heran, wenn es etwas Verdächtiges aufgenommen hat? Dann müssten wir jedes Mal einsteigen – das geht übrigens nur von draußen aus dem ersten Stock durch eine niedrige Luke.

Ich schlage vor, ich montiere die Kamera dort oben. Sie braucht kaum Strom, kann also immer eingeschaltet bleiben. Und hier unten in einem dieser Kästen ... darf ich? Er öffnete ein Türchen auf der Pedalseite, wo sich die Pfeifen jetzt ganz zeigten ... hier könnten wir das Laufwerk anbringen und hinter dieser Jalousie einen Bewegungsmelder, der das Laufwerk immer nur dann einschaltet, wenn jemand die Kirche betritt.

Und wenn wir dann selber in diese Videofalle tappen? Gyger fand das nicht so toll.

Das Tape kann vierundzwanzig Stunden aufnehmen. Danach wird alles wieder überspielt. Wenn Sie möchten, baue ich ihnen einen Schalter ein mit einer Fernsteuerung, um den Bewegungsmelder vorübergehend zu deaktivieren.

Während Bernhard das alles möglichst breit und ausführlich erklärte, um Zeit zu gewinnen, musterte er den Raum und prägte sich alle Details ein. Wollte er hier spionieren, müsste er immer wieder an das Laufwerk herankommen, die Kassette auswechseln, mitnehmen und auswerten. Wäre seine Arbeit getan, käme er nicht mehr herein.

Da traf ihn ein Geistesblitz: Sie wissen von der Kirchenorgel, die ich einmal umgebaut habe? Eine Größere als diese.

Bernhard schilderte Gyger, wie er Zungenregister in die Orgel von Basadingen eingebaut habe. Er hatte dort regelmäßig die Orgel gespielt und sich über die lahme Registratur geärgert. Da verkaufte die reformierte Kirchengemeinde von Wallisellen die Pfeifen von der Alten, um damit eine Neue mitzufinanzieren. Die Leute stürzten sich auf die kleineren aus Zinn und auf die niedlichen aus Holz Die Großen fanden sie zu groß und die Hässlichen zu hässlich Das traf vor allem für die Zungenregister zu, aber genau diese hatte er im Auge. Eine Trompete und eine Oboe. Er überzeugte die Kirchengemeinde in Basadingen, die ließen sich begeistern, kauften die Pfeifen und zusammen mit dem örtlichen Schreiner, der ihm die Stöcke anpasste, baute Bernhard die Orgel um. Die viel zu dicke Mixtur befreite er von der untersten Stimme, die er als Aliquote auf eine eigene Registerlade setzte. Kürzlich sei er dort gewesen. Es sei noch immer alles so, wie er es damals eingerichtet hätte, obwohl inzwischen eine Orgelfirma das Instrument revidiert

hätte. Er könnte die Orgel von Gyger anschauen. Vielleicht ließe sie sich wieder aufmöbeln. Gyger war skeptisch. Offenbar wäre es ihm unbehaglich, Frater Bernhard tagelang hier drinnen allein handwerkern zu lassen. Er würde sich das durch den Kopf gehen lassen. Aber alles was er für die Kamera bräuchte, sollte er besorgen und sobald wie möglich einrichten.

Bernhard kaufte die Kamera und zudem auf Gygers Kosten einen Sender und ein hochsensibles Richtmikrofon - ohne es auf der Rechnung zu erwähnen. Das montierte er in seinem Studio in Rheinau zu einer Einheit zusammen. Platz war da, er baute ja das Laufwerk aus, das er separat anbringen würde, zusammen mit einem Bewegungsmelder. Den Sender konnte er durch die Glasfenster der Apsis empfangen und ein und ausschalten. Das Aufnahmelaufwerk brauchte er für seine Spionage nicht. Gyger würde es so oder so deaktivieren, wenn er und seine Leute da drin etwas machten, von dem niemand erfahren dürfte. Nur, wenn etwas schiefginge, müsste Bernhard wieder hereinkommen, ohne jemanden Verdacht schöpfen zu lassen.

Amadeus Gyger bot ihm auch da die Hand, ohne es zu ahnen: Er erlaubte ihm, die Orgel instand zu stellen. Er hätte das mit Abt Magnus abgesprochen. Es gebe da aber ein paar Auflagen: Mitnehmen dürfte er niemanden. Bräuchte er Helfer, um etwas zu halten oder um die Tasten zu drücken, könne er fragen und jemand vom Haus würde ihm assistieren. Dann dürfte er hier nur mittags von 13 Uhr bis spätestens um 18 Uhr arbeiten und das wiederum nur von Montag bis Freitag. Außerdem dürfe er auch das nicht weitererzählen. Bernhard war mit den Bedingungen einverstanden. Die beschränkten Arbeitszeiten passten ihm. So dehnte sich die Arbeit in die Länge und er könnte in nächster Zeit ein paar Mal hier rumschnüffeln, könnte die Tapes sogar auswechseln, sofern diese inzwischen etwas

aufgenommen hätten. Und er könnte vor allem prüfen, wie gut seine Sender-Empfänger-Anlage zum Wald hin funktionierte.

Immer wenn Bernhard kam, rannte ihm im Garten ein mächtiger Berner Sennenhund entgegen. Berner Sennenhunde waren seine Lieblingshunde. In seinem Haus in Wiesendangen hatte er deren zwei gehalten. So sprach er ihn freundlich an, wenn er bellte und er bellte immer kürzer, bis er nur noch kam, um ihn zu begrüßen, und mit der riesigen Rute zu wedeln. Die Aufgabe an der Orgel machte Bernhard Spaß. Die Organisten im Stift hätten ihn an so was niemals rangelassen. Außerdem konnte er jetzt, wann immer er wollte, aufkreuzen und sich umsehen. Er baute jeweils nur ein Register aus, denn Gyger hatte gesagt, die Orgel würde an Abenden benützt. Einsteigen musste er auf Kien vom ersten Stock durch eine Luke - manchmal schon recht umständlich, einmal unten arbeiten, einmal oben. Das ermüdete. Und eines Tages - er hatte außerdem die halbe Nacht zuvor Film geschnitten - legte er sich auf den Orgelboden, um von unten etwas anzuschrauben. Er blieb liegen und schlief ein.

Er erwachte erst, als die Orgel spielte. Fast wäre er aufgesprungen. Dann hätte ihn der Organist bemerkt. So blieb er zwischen den Pfeifenstöcken sitzen, richtete nur den Oberkörper auf und vermochte durch die Orgelpfeifen in die Kirche zu schauen. Sie war voller Menschen. Alle knieten, auch diejenigen ohne Kniebänke, diese direkt auf dem Steinboden und vorne am Altar kniete einer vor dem geöffneten Tabernakel, zwei Ministranten zur Seite. Als sie das Eingangslied fertig gesungen hatten und der vorne Kniende zu beten anfang, erkannte Bernhard Fredis Stimme.

Alle setzten sich, ein anderer, einer den Bernhard noch nie gesehen hatte, hielt einen Vortrag: Ein Staat muss mindestens drei Bedingungen erfüllen, um als solcher bestehen zu können:

Er muss von Gott regiert werden, er muss gerechte Gesetze haben und diese müssen von den Untertanen ausnahmslos und willig befolgt werden. – Kunstpause - Wir können uns auf den heiligen Kirchenvater Augustinus berufen, der die Entwicklung des göttlichen Staates im Vergleich zum irdischen schon damals gefordert hatte. Die heidnischen Kulte und Bräuche kritisierte er aufs Schärfste, um damit die Überlegenheit des Christentums herauszustellen, – Kunstpause - Überlegen wir uns einmal gründlich, welchen heidnischen Bräuchen wir heute nachrennen. Die Gemeinschaft der wahrhaft Gläubigen, die Civitas Dei - den Gottesstaat, trennte Augustinus von der Gesamtheit des irdischen Lebens. Für jeden Menschen, sagte er, sei es nicht nur erstrebenswert am Gottesstaat teilzuhaben, sondern auch unausweichlich – wenn er den Weg des rechten Glaubens beschreiten wolle.

Der Sprecher in dunkelblauem Anzug und mit Krawatte kam immer mehr ins Feuer. Betrachte man die heutige moderne, sogenannte, christliche Welt so müsse man unverzüglich dazu übergehen, diesen Gottesstaat wieder zu errichten, mit Christus als einzigem König und Herrscher, forderte er. Das Fundament auf dem dieser Gottesstaat beruhen sollte, sei ein heiliges Buch, in dem ein für alle Mal gesagt wäre, wie eine menschliche Gesellschaft auszusehen hätte. Dieses Buch würden alle kennen. Dieses Buch sei die Bibel. Alle Regeln des Gemeinwesens müssten sich nach dem Willen Gottes richten. Der Konsum von Alkohol, Tabak und Drogen, alle Glücksspiele, die Wahrsagerei und alle anderen Praktiken des Aberglaubens, Sklaverei, Unzucht, Homosexualität, Ehebruch, Prostitution und Götzendienerei gehörten verboten. Frauen und Männer dürften sich in der Öffentlichkeit nur noch streng voneinander getrennt sehen lassen. Gefordert wäre der autofreie

Sonntag, ohne störende Tanzveranstaltungen und sportliche Wettkämpfe. Alle homosexuellen Praktiken seien als widernatürlich zu verbieten. Wiedereinzuführen wäre auch die Todesstrafe für schwere Verbrechen. Und letztlich müsste man die Macht der Eidgenossenschaft und der Europäischen Union begrenzen.

Der Redner machte eine längere Pause, um das Gesagte, das er brav aus Augustins Verteidigungsschrift gegen den römischen Staat ‚De civitate dei‘ auswendig gelernt hatte, wirken zu lassen und schloss dann mit seiner Vision von den alten Vorstellungen des Urchristentums, in dem das Land von allen bebaut werden solle, das Brot von allen gegessen, die Kleidung von allen getragen und das Geld von allen ausgegeben.

Der Kommunismus hat es auch probiert, schoss es Bernhard durch den Kopf.

Der Weltfrieden ist nur dann zu erreichen, wenn die Dämonen gefesselt, die Verräter und die Blutsauger ausgerottet werden! schrie der Redner donnernd in die kleine Kirche und nach einer absoluten Stille, bei der sich niemand auch nur zu bewegen getraute - auch nicht Bernhard, unbequem in der Orgel drin sitzend - erlöste ihn diese, ein Lied intonierend. Jetzt musste er raus. Jetzt oder gar nicht. Als mögliches Alibi hob er eine der kleinsten Gedacktpfeifen aus dem Stock und schlüpfte, noch bevor das Lied zu Ende war, durch die Luke, sauste die Treppe hinunter und zur offenen Türe hinaus. Hätte ihn jemand gesehen, hätte er gesagt, er hätte nur eine Pfeife holen müssen, um etwas zu berechnen. Es sah ihn keiner. Außerhalb des schmiedeeisernen Gartentors angelangt, hörte er Stimmen von Menschen, die aus dem Haus kamen. Verdeckt hinter einem Baum beobachtete er sie, wie sie zu ihren Autos auf einem Parkplatz unterhalb der Straße zielten und wegfuhrten. Prior Fredi, Abt

Magnus, Pater Engelhard und Pater Cölestin stiegen zusammen in den Wagen des Priors.

Seich - Bernhard schlug sich mit der Hand auf die Stirne - der Abt hatte doch gesagt, er brauche den Wagen heute Abend. Jetzt muss ich mir eine Ausrede einfallen lassen. Er hatte alle gezählt, die das Gartentor durchschritten und festgestellt es war nur der kleinere Teil der Leute aus der Andacht. Wohnten die anderen womöglich im Haus? Zimmer genügend hätte es und für den Verlag bräuchte Gyger doch nicht all die Räume. Als Bernhard nochmals durch das Waldstück nach hinten schlich, sah er auf der Rückseite des Klösterchens zahlreiche Lichter in Fenstern und Hände, die gerade die Vorhänge zuzogen.

*

Diese Anbetung mit Vortrag war zwar nur für eingeladene Leute bestimmt, aber nicht geheim. Auf einer Agenda neben der Orgel sah Bernhard bei seinem nächsten Arbeitseinsatz den Anlass aufgeführt und er sah auch: An allen Freitagen stand etwas auf dem Programm - nur nie am ersten des Monats. Das wunderte ihn bei dieser frommen Gesellschaft, denn der erste Freitag im Monat - der Herz-Jesu-Freitag, im Kloster immer feierlich begangen - konnte hier nicht bedeutungslos sein. Bernhard wusste aus Fredis Texten, es müsste noch geheime Meetings geben. War deren Termin etwa der erste Freitag im Monat? Austesten!

Als dieser das nächste Mal kam, sicherte sich Bernhard das Auto für den Abend, ging nach der feierlichen Komplet in sein Studio hinüber, zog die Kutte aus und einen dunklen Overall an, fuhr los, in einer Tasche den Laptop und die Kopfhörer und selbstverständlich das Empfangsgerät für das Signal der Kame-

ra. Vielleicht hätte er Glück und sein Instinkt gäbe ihm recht. Trotz Verbotstafeln und Hinweisen auf Bussen fuhr er ins Wäldchen nahe der Kirche - wartete. Der würde sich doch hüten, ein Klosterauto zu verzeigen. Aber er musste sich trotzdem eine Ausrede zurechtlegen für den Fall, dass ...

... Da geht in der Kirche drin das Licht an. Aber die farbigen Glasfenster lassen ihn nicht hineinschauen. Eigenartig, am Tag hat er von innen die Bäume und Wolken gesehen und die Farben der Bilder haben kräftig geleuchtet. Jetzt liegt wie ein Dunst drüber. Eine Ahnung kommt auf. Da gibt's noch eine Scheibe innerhalb der Farbfenster. Er hat das für eine Vorrichtung gehalten, die Energie sparen soll. Aber jetzt? Er überlegt nicht lange, nimmt seine starke LED-Taschenlampe und zielt auf die Glasfenster. Nur einen Bruchteil einer Sekunde lang. Das genügt, um den Blitz zu sehen, der zurückgeworfen wird. Alles klar - die inneren Gläser sind nach außen verspiegelt. Man kann hinaussehen, aber nicht hinein. Schon zu viel des Guten. Am Gebäudeteil neben der Kirche geht ein Fenster auf und einer fixiert das Wäldchen. Bernhard duckt sich. Der Bildschirm könnte ihn anstrahlen und verraten. So hat er vorsichtshalber ein schwarzes Tuch darübergerlegt und ein kleines Loch herausgeschnitten, durch das er hineinschauen kann. Auf dem Bildschirm erscheint jetzt das Innere der Kirche klar und deutlich. Die Deckenleuchten sind eingeschaltet. Bernhard hat seinen Laptop an den Zigarettenanzünder gehängt, weil die Akkus eine längere Übertragung nicht zulassen. Das Bild ist brauchbar. Beim Ton wird es sich zeigen, wenn die Veranstaltung beginnt - die jetzt offensichtlich vorbereitet wird. Die sechs Kerzen brennen diesmal für eine Eucharistiefeier - na ja, wenn er genau hinschaut, dann wohl eher für eine heilige Messe: Auf dem Altar stehen die alten Kanontafeln, wie er sie von früher

her noch kennt. Sonst rührt sich nichts. Es ist kurz vor zehn. Er sieht weder Leute zum Gartentor hereinkommen, noch läutet die Glocke auf dem Dachreiter.

Dafür vernimmt Bernhard an der Autotüre ein Kratzen und er blickt durch das Fenster in den Fang eines großen Hundes. Bei der Kirche steht ein Mann, der etwas geschultert hat. Mit Sicherheit ein Gewehr und mit Sicherheit bewacht er das Anwesen, damit kein Unbefugter in die Nähe kommt. Bernhard lässt die Scheibe etwas herunter und streichelt den schwarzen Kopf mit der braunen und weißen Zeichnung. Die Lefze geifernd, lässt er es sich gefallen. Sein Atem laut, lauter als alles in der Umgebung. Den scharfen Pfiff des Mannes bei der Kirche hören beide. Der Berner Sennenhund rennt weg, trabt hinüber. Bernhard atmet auf. Manchmal brauchst du einfach Freunde.

Pünktlich um zehn kommt Bewegung in das Kirchlein. Zu beiden Seiten ziehen Menschen ein – nur Männer - nicht in Kutten wie im Kloster, sondern mit langen hellblauen Mänteln über der Kleidung und sie stellen sich der Reihe nach ins Chorgestühl. Die Mäntel erinnern Bernhard an diejenigen, die er damals bei den Schwestern im Rom an Alonsos Pompmesse gesehen hat. Es sind Mäntel, wie sie die Ritter des Malteserordens tragen und auf der linken Seite über dem Oberarm leuchtet – Bernhard wundert jetzt gar nichts mehr - ein goldenes Emblem, ähnlich dem der englischen Königin: Ein X und R mit Krone. Auch jetzt kein Ton von einem Geläut. Klar, wenn das geheim ist, dann wollen sie es nicht an die große Glocke hängen. Dann ziehen erwachsene Ministranten ein, vier an der Zahl, Weihrauch verbreitend und hinter ihnen ein Priester in altmodischem Messgewand. Den abstehenden Haarkranz um die Glatze erkennt Bernhard sofort. Das stimmt, der ist gar

nicht in der Komplet gewesen. Engelhard nimmt auch sonst nie an der Komplet teil, höchstens an der lateinischen Vesper. So ist es Bernhard gar nicht aufgefallen. Weder der Abt, noch Fredi gehören zu dieser Versammlung. Richtig. Fredi ist Mitglied des äußeren Kreises und hat in seine Einträge geschrieben, wenn es einen äußeren Kreis gebe, dann wohl auch einen inneren. Offensichtlich ist Fredi doch nie so weit gegangen, sich für den inneren Kreis zu bewerben. Oder sie haben ihn gar nie dazu aufgefordert. Und der Abt? Er darf von Amtes wegen nicht Mitglied des inneren Kreises sein und wenn er es schon gewesen wäre, wenn er Abt würde, dann müsste er den inneren Kreis verlassen, mit allen Auflagen der absoluten Verschwiegenheit. Das aber hat Bernhard erst später erfahren.

Das tridentinische Hochamt nimmt seinen Lauf. Der Ton taugt, etwas verzerrt, aber Bernhard versteht doch recht viel. Diese Messe muss nicht notwendig geheim gelesen werden, denkt er. Damals in Rom mit Kardinal Alonso ist sie auch nicht geheim gewesen. Außerdem hat inzwischen Papst Benedikt diesen Ritus wieder zugelassen. Es muss also für eine solche Geheimniskrämerei - bei der sogar ein Wächter draußen mit einem Gewehr aufpasst - noch Anderes folgen. So nimmt der Spion die mehr als einstündige Feierlichkeit einfach mal hin und wartet geduldig.

Das Hochamt ist zu Ende. Alle bleiben in ihren Ställen sitzen, außer denen, die den Raum etwas umgestaltet. Die drei Sedien rechts stellen sie mitsamt dem Lehnssessel in die Mitte vor den Altar, gegen das Schiff hin. Von den beiden auf der anderen Seite nehmen sie nur zwei, stellten sie beidseitig vor das Chorgestühl. Davor positionieren sie je einen kleinen Tisch, zu den Sedien in der Mitte hin ausgerichtet. Zwei Männer heben das Lesepult vom Ambo und tragen es hinaus. Zu-

rück bleibt nur der massive, im Boden eingelassene Pfahl und Bernhard entdeckt auf seinem Monitor deutlich oben große Ringe. Nun ziehen fünf Männer ein, bekleidet mit Kukullen. Nicht Mönchskukullen, obwohl schwarz und in unzähligen Falten bis zum Boden fallend. Die Kapuze fehlt. Sie schreiten zu zweien nach vorne, einer mit abstehendem Haarkranz. Der Letzte allein, mit einem Kopf in Form eines Hühnerreis. Sie machen Kniebeugen und setzen sich auf die Sedien. Gyger in der Mitte.

Bernhard überlegt. Kukullenartige Gewänder tragen nicht nur Mönche. Auch in manchen Gerichten der Welt tragen die Richter und die Anwälte solche Gewänder, nennen sie Roben. Vier weitere Männer treten ins Blickfeld der Kamera. Diese setzen sich auf der rechten Seite vor die ersten Stallen, auf eine Bank ohne Lehnen, erst jetzt dahingestellt. Sie tragen keine Rittermäntel. Die Oberkörper nackt. Das Bild kann nicht trügen, hier wird eine Gerichtsverhandlung beginnen. Bernhard erinnert sich an die bruchstückhaften Einträge in den verschlüsselten Büchern von Engelhard und Bonifaz, über die Fredi so lange gerätselt hat. Ganz klar: Amadeus Gyger ist der Richter, die beiden zu seiner Seite sind Assistenten und die an den Tischchen - darunter Pater Engelhard - spielen die Anwälte, einer als Ankläger, einer als Verteidiger. Engelhard schlägt eben ein rot eingefasstes Buch auf, so eine Art Agenda oder vielmehr eine Kladde und beim Aufblättern sieht Bernhard ein X und ein R mit einer Krone darüber. Auch der andere hat ein solches Buch vor sich.

Gyger hebt an zu sprechen, ohne aufzustehen: *De profundis clamavi ad te Domine* - aus der Tiefe rufe ich zu dir.

Und alle murmeln: *Domine, exaudi vocem meam, fiant aures tuae intendentes, in vocem deprecationis meae* - Herr höre

meine Stimme! Wende dein Ohr mir zu, achte auf mein lautes Flehen! Würdest du Herr unsere Sünden beachten, Herr wer könnte bestehen? Doch bei dir ist Vergebung, damit man in Ehrfurcht dir dient. Ich hoffe auf den Herrn, es hofft meine Seele, ich warte voll Vertrauen auf sein Wort. Meine Seele wartet auf den Herrn, mehr als die Wächter auf den Morgen. Mehr als die Wächter auf den Morgen, soll Israel harren auf den Herrn. Denn beim Herrn ist die Huld, bei ihm ist Erlösung in Fülle.

Gyger: Die Culpa ist eröffnet. Wer hat etwas vorzubringen, für das er sich in Demut anklagen will?

Eine Culpa, denkt Bernhard. Eine selbst in Benediktinerklöstern, wie seinem, längst abgeschaffte Praxis, wonach sich jeder einer Schuld anklagen sollte, die nicht eigentlich eine Sünde war, sondern ein Vergehen gegen die Ordensregel. Vergehen, die auf Vergesslichkeit, Nachlässigkeit oder Unüberlegtheit beruhten. Dahin gehörte etwa das Brechen des nächtlichen Stillschweigens, das Verschütten von Getränken im Refektorium oder das Zuspätkommen zum Essen oder zum Gebet. Man musste dabei alles aussprechen, an das man sich erinnern konnte. Dann waren die Mitbrüder aufgefordert – selbstverständlich um der Barmherzigkeit willen - noch weitere Details und genauere Umschreibungen vorzubringen. Es war auch verlangt – immer um der Barmherzigkeit willen – etwas anzuklagen, das ein anderer begangen haben mochte und das er nicht selber vorgebracht hatte. Ältere Mönche hatten noch manchmal erzählt, dann hätten Strafen gefolgt, zu tiefst demütigende, wie zum Beispiel, im Refektorium auf den Knien vor den Tischen zu essen oder mit seinem Suppenteller die Runde zu machen und von allen andern je einen Löffel Suppe zu erbetteln oder den älteren Mitbrüdern die Füße zu küssen oder eine Woche

lang vor jedem Essen am Eingang des Refektoriums zu knien, wo sie beim Eintreten jeder sehen konnte. Strafen, die Benedikt in der Regel noch eigens beschrieb, an die sich aber auch die Ältesten im Kloster nicht mehr erinnern konnten, waren Rutenschläge, vor allem für Mönche, die sich widerspenstig aufgeführt hatten.

Während Bernhard jetzt diese Szenerie betrachtet, läuft es ihm kalt über den Rücken, denn dieser massive Holzpfehl mit den Ringen - erst jetzt erkennt er seine Bedeutung - ist nichts anderes als ein Pfosten für eine Geißelung. Die Strafen, die Amadeus Gyger als Boss oder Chef oder Oberhaupt oder was immer er in dieser Sekte ist, verhängt, entsprechen durchaus dem, was Bernhard eben durch den Kopf gegangen. Ganz offensichtlich sind alle diese Leute nicht einfach Gäste, die von außen hierher zu dieser Versammlung kommen. Sie leben hier im Haus, wie eine Klostersgemeinschaft, mit einer genauen Regel. Einer Regel allerdings, die irgendwohin in die Vergangenheit gehört. Und da einer sich selbst anklagend jetzt erzählt, er hätte draußen an seinem Arbeitsplatz zu lange mit jemandem gesprochen und sei deshalb zu spät zum Nachessen gekommen, schließt Bernhard: Sie gehen alle ihren Berufen nach und kehren immer ins Kloster zurück - man darf das Haus jetzt wirklich so nennen - wo sie sich in der Gemeinschaft aufzuhalten haben. Einer muss vorne rechts vom Altar hinknien und die Arme ausbreiten, während die Versammlung ein ganzes Sätzchen vom Rosenkranz betet, samt Vaterunser und Ehre sei, vorne und hinten dran. Dann darf er in die Stalle zurückkehren. Ein anderer muss sich hinten vor der Orgel zwischen dem Chorgestühl flach mit ausgebreiteten Armen auf den Boden legen und dort verharren, bis Gyger mit den Knöcheln der Hand auf die Stuhllehne klopft. Der Geißelpfosten ist zur Er-

leichterung von Bernhard nicht angewendet worden. Noch nicht.

Doch da sitzen die vier Männer auf diesem Armsünderbänklein und, so stellt es sich gerade heraus, über die wird jetzt nicht einfach in Form einer Culpa geurteilt - hier wird Gericht gehalten. Einer nach dem andern muss Schuhe und Socken ausziehen, nach vorne gehen und in der Mitte der Stufen zur Apsis hinknien. Während der Ankläger, Pater Engelhard, ein Vergehen vorbringt, schreibt der Verteidiger fleißig in seine Kladde. Wenn der Verteidiger redet, schreibt Engelhard in seine. Bernhard wird schlagartig klar: Fredi hat von Verhören geschrieben und die Einträge sind deshalb nicht zusammenhängend und nur dann einigermaßen verständlich, wenn man beide Bücher nebeneinander hat und die Sätze ergänzt. Pater Bonifaz ist also auch einer von denen gewesen, wahrscheinlich der Verteidiger. Die Delikte dieser Delinquenten sind gravierender – zumindest in Bezug auf die Hausregel, die hier herrscht. Der Erste hat nicht alles Geld abgegeben, das er draußen verdient hat, sondern etwas für sich abgezweigt und heimlich ein privates Bankkonto behalten. Der Zweite hat sich an seinem Arbeitsplatz über diese Gemeinschaft beschwert, damit seine Mitgliedschaft verraten. Die beiden Restlichen müssen gemeinsam nach vorne knien, denn sie haben zusammen mit einer Flasche Wein - dazu aus dem Keller des Hauses - den Geburtstag des einen gefeiert. Pater Engelhard fordert als Ankläger die Strafen und der oberste Richter verhängt sie, befiehlt die Exekution. Derjenige, der nicht alles Geld abgegeben hat, soll allen in den vorderen Ställen die Schuhe küssen. Dann wird er zwanzig Peitschenhiebe erhalten. Den andern Dreien werden nur die Peitschenhiebe verhängt. Die beiden, die ge-

meinsam gefeiert haben, werden die Strafe auch gemeinsam erhalten.

Was jetzt geschieht, übertrifft alle Vorahnungen Bernhards. Zwei Ministranten stellen sich links und rechts vom Altar auf die Stufen und schwingen frisch eingelegte Weihrauchfässer. Der Nebel, nach und nach den ganzen Raum füllend, erinnert an die Shows mit der Rauchmaschine an ihren Rockkonzerten. Im Hintergrund fängt einer an, in lateinischer Sprache zu singen:

Dies irae, dies illa,
solvat saeculum in favilla.

Alle, außer die Delinquenten, setzen in den schaurigen Gesang aus der Totenmesse ein, den die Kirche wegen ihres grausamen Textes längst abgeschafft hat:

Tag des Zornes, Tag der Zähren,
wird die Welt in Asche kehren,
wie Sybill' und David lehren.
Welch ein Graus wird sein und Zagen,
wenn der Richter kommt mit Fragen,
streng zu prüfen alle Klagen!

Die Delinquenten ziehen sich jetzt ganz nackt aus. Als Erster wird der Geldsünder bestraft. Er muss denen im Chor vorne die Schuhe küssen, dann auf den Knien von Stalle zu Stalle kriechen und das gleiche jedem machen, der in den ersten Reihen sitzt.

Laut wird die Posaune klingen,
durch der Erde Gräber dringen,
alle hin zum Throne zwingen.
Schaudernd sehen Tod und Leben,
sich die Kreatur erheben,
Rechenschaft dem Herrn zu geben.

Dann kommen zwei Männer von hinten, die Bernhard wegen des Winkels der Kamera noch gar nicht gesehen hat. Sie tragen schwarze Henkersmasken und binden dem Delinquenten die Hände zusammen und diese an einen der Ringe am Marterpfahl. Die zwanzig Peitschenhiebe gibt ihm einer mit einer mehrschwänzigen Lederpeitsche, auf den Rücken, aufs Gesäß und auf die Oberschenkel. Er schreit und versuchte sich vom Pfosten loszureißen - vergebens. Dann binden sie ihn los und er darf auf das Bänklein zurückkehren.

Und ein Buch wird aufgeschlagen,
treu darin ist eingetragen,
jede Schuld aus Erdentagen.
Sitzt der Richter dann zu richten,
wird sich das Verborgne lichten;
nichts kann vor der Strafe flüchten.

Beim zweiten Delinquenten geht alles genau gleich, nur die Demütigung mit dem Küssen der Schuhe wird ihm erspart. Dafür schreit er lauter als der Erste und so stecken sie ihm einen Ball in den Mund, den sie hinter dem Kopf festschnallen. Und wieder klatschen die Peitschenhiebe im Rhythmus des Gesangs:

Weh, was werd' ich Armer sagen,
welchen Anwalt mir erfragen,
wenn Gerechte selbst verzagen?
König schrecklicher Gewalten,
frei ist deiner Gnade Schalten,
Gnadenquell lass Gnade walten!

Die beiden, die miteinander Geburtstag gefeiert haben, werden gleichzeitig von beiden Seiten an je einen Ring gebunden und die Henker ziehen ihnen ein Seil um die Kniekehlen. So haften sie fest am Pfahl, können sich nicht bewegen.

Richter der gerechten Rache,
Nachsicht üb' in meiner Sache,
eh' ich zum Gericht erwache!
Seufzend steh' ich schuldbefangen,
schamrot glühen meine Wangen,
lass mein Bitten Gnad' erlangen.

Dann nehmen beide Henker je eine Gerte zur Hand und sie peitschen die beiden abwechselnd im Takt, immer einer von dieser und der andere von der anderen Seite – insgesamt vierzig Schläge lang, die laut klatschen. Bernhard kann sie durch den Gesang hindurch auf seinem Headphon hören.

Wenig gilt vor dir mein Flehen,
doch aus Gnade lass geschehen,
dass ich kann der Höll' entgehen!
Wird die Hölle ohne Schonung,
den Verdammten zur Belohnung,
ruf' mich zu der Sel'gen Wohnung!

Alle vier dürfen sich anziehen und aufs Bänklein sitzen, während der schauerliche Hymnus dem Ende zugeht:

Schuldgebeugt zu dir ich schreie,
tief zerknirscht in Herzensreue,
sel'ges End' mir einst verleihe!
Tag der Tränen, Tag der Wehen,
der vom Grabe wird erstehen,
alsdann seinen Richter sehen!

Die Ministranten tragen die Rauchfässer hinaus. Dann herrscht absolute Stille - vielleicht eine oder zwei Minuten, während die Gepeinigten noch immer dasitzen, die Köpfe nach unten geneigt - bis sich Amadeus Gyger erhebt:

Legt die Betonung auf die geistige Bedeutung, also auf die wahre Zerknirschung über eure Sünden und nicht so sehr auf

die körperliche Züchtigung. Und jetzt, da ihr gebüßt habt, dürft ihr in die Gemeinschaft zurückkehren.

Auch als der Spuk vorbei war und alle Mitglieder dieser Sekte die Kirche verlassen hatten, am Schluss die Richter und die Anwälte, sowie die beiden Henker und als auch das Licht in der Kirche längst ausgegangen und auf dem Bildschirm nichts mehr zu sehen war, außer das ewige Licht über dem Tabernakel - saß Bernhard noch immer im Klosterauto, als wäre er selbst geschlagen worden. Das, so sagte er sich, was da so aussehen sollte wie die Geißelung von Jesus Christus, das war nichts anderes, als ein verdammter, verkappter Sodomasochismus. Auch wenn es in Klöstern und Organisationen solche gab, die sich das selber antaten – sah er in jeder Form von Geißelung nicht Bußübung, nicht Zerknirschung über die Sünden – sondern zumindest Masochismus. Das hier war reiner Sadismus, wunderbar getarnt mit religiösen Motiven. Die Opfer hatten das nicht freiwillig auf sich genommen, wie das in einschlägigen Szenen meistens der Fall war, wo Sadisten und Masochisten oft sogar ausgefallene Kostüme aus schwarzem Leder trugen und damit schon von vornherein signalisierten, es ginge um ein Spiel. Das hier war kein Spiel. Das war eine Bestrafung von Straffälligen. Der Gesang des Dies Irae machte die Nähe von gewissen liturgischen Bräuchen, die den strafenden Zorn Gottes verehrten, besonders deutlich. Ob der Weihrauch als Symbol für die brennende Hölle herhalten sollte, konnte Bernhard nicht sagen.

Während er ohne Licht und ohne Motor aus dem Wald zurück zur Straße rollte, dröhnte in seinen Ohren noch immer diese Sequenz aus dem Totenreich: Tag des Zornes, Tag der Zähren.

- Rex tremendae maiestatis, Qui salvandos salvas gratis - König schrecklicher Gewalten, frei ist deiner Gnade Schalten, Gnadenquell, lass Gnade walten.

*

Bernhard kehrte zwar nach Rheinau zurück und stellte den Wagen in die Garage bei den Werkgebäuden, schritt aber nicht über die Brücke zum Kloster. Er nahm den Weg hinauf zum Stauwehr, verbrachte den Rest der Nacht auf einer Parkbank am Rhein. Seine Gedanken kreisten um das, was er eben erlebt hatte und die Kreise weiteten sich träger werdend aus. Diese Sekte bewegte ihn. Alles fromme und anscheinend anständige Leute, angefangen bei Amadeus Gyger bis hin zu Pater Engelhard. Amadeus Gyger, der heimliche Abt des Klosters. Der hatte doch das Sagen auf der Insel drüben. Er puschte Leute auf hohe Posten und machte sie damit zu abhängigen Lakaien. Schau dir nur Abt Magnus an, ein Geistlicher, ein Prälat, überall dabei, wo sich Prominenz und Mächtige treffen, einer, der sich ständig vor die Medien stellt, den Eindruck erweckt, er sei ein aufgeschlossener, moderner Abt, einer von heute. Modern, weil er twittert und ein Facebook-Konto führt, gewiss. Aber modern, wenn es um seine Mönche geht? Was wissen die Leute da draußen über das wirkliche Leben in einem Kloster. Was wissen sie, wie hilflos und ohnmächtig einer sein kann, der nichts zu sagen hat, der nicht um seine Meinung gefragt wird, der nicht einmal über sich selbst entscheiden darf? Während der Abt sich mit den Reichsten der Reichen zum Lunch trifft oder auf dem Rhein Regatta fährt, muss einer heimlich das Kloster verlassen und wegschleichen wie ein Schelm, wenn er auch einmal frische Luft atmen will. Ich habe es wenigstens

getan, habe es oft getan, fühle mich auch nicht so bescheuert, wie manche meiner Mitbrüder, die keinen Rappen im Sack tragen, nicht mal wüssten, womit sie auswärts auf eine öffentliche Toilette gehen könnten. Ein Abt der nie da ist, wenn einer im Kloster nicht mehr weiterweiß. Ein Abt, der nur rät, man solle ein wenig beten, wenn man ihm sagt, man verliere den Glauben unter den Füßen. Magnus ist Abt geworden, weil er sich gut promoten, weil er sich glänzend verkaufen konnte und das hatte er bei Leuten gelernt wie Gyger und andern einflussreichen Wirtschaftsbossen, die ihm zeigten, wie man sich ins rechte Licht setzte.

Und Prior Fridolin Hoffmann, mein einstiger großer Fan und späterer treuer Freund? Heute kalt und unnahbar? War er überhaupt jemals mein Freund? War er nicht einfach immer nur dann mein Freund, wenn er von etwas profitieren konnte, das ich für ihn machte? Oder wenn ich ihm Stoff lieferte für sein verdammtes Buch? Und um das klarzustellen, ich meine Freund, nicht Lover. Lover wäre zu schön gewesen. Zum Lover wäre uns mehr im Wege gestanden, als nur die unterschiedliche sexuelle Ausrichtung.

Da war doch diese Macht. Jeder verändert sich, wenn er Macht hat über andere. Jeder verändert sich auf der Karriereleiter. Keiner kommt oben so an, wie er unten eingestiegen ist. Die Macht? Ist sie nicht das Grundübel Nummer eins auf dieser Erde? Nicht mal Geld ist so schlecht wie die Macht. Denn Geld ist nur ein Mittel zur Macht.

Was ist jetzt mit diesem Fredi? Haben sie ihn gepuscht oder hat er eine Culpa gemacht, sich selbst angeklagt? Ist er in dieser Kirche auch an den Pfahl gefesselt und ausgepeitscht worden für seine Sünden mit Sabine und die Sünden mit den anderen Frauen, die er alle einfach weggeworfen, als er sie nicht

mehr brauchte? Ausgepeitscht und vergeben? Bernhard mahlte sich das aus, schweifte mit dem Blick aufs Wasser hinaus und wünschte, er wäre dabei gewesen, hätte den schönen nackten Körper seines Freundes sehen können, den er vergeblich so beehrte, aber auch sehen, wie er bestraft worden wäre nicht nur wegen der Frauen, sondern, weil er ihn, Bernhard, nie als richtigen Freund akzeptiert, weil er ihm mit seiner Macht Schaden zugefügt hatte. Nun, das wäre kaum passiert. Fredi gehörte nicht zum inneren Zirkel. Der war doch ganz einfach bei einem harmlosen, arglosen Beichtväterchen, das vielleicht nicht mal mehr gut hören konnte, hat seine Geschichtchen erzählt und als Busse wohl ein paar Vaterunser erhalten oder schlimmstenfalls einen Rosenkranz. Gelitten hat er gewiss nicht. Nur Sabine. Aber das hat er in Kauf genommen.

Bernhard sah auf den stillstehenden Rhein hinaus, auf dessen Oberfläche sich jetzt der Mond spiegelte, wie in der Nacht, als sie zusammen im Archiv nach seinen Akten gesucht hatten, beinahe vom Nachtwächter entdeckt. Einen Moment hätte er fast wieder gelächelt. Da erinnerte er sich an seine Akten und die traurigste darunter, die Liste mit den Abstimmungen über ihn im Kapitel. Diese Akten, die noch als letzten Strohalm für sein Priestertum hätten herhalten sollen. Das alles war jetzt weg, wertlos. Es hat nicht sein müssen. Was hätte er alles auf sich genommen, um Priester zu werden? Hätte er sich auspeitschen lassen? Ja. Ich hätte mich auspeitschen lassen für das Priestertum, das hätte ich auf mich genommen. Ich hätte die Schmerzen ertragen, ohne zu schreien. Nur, das war von mir nie verlangt worden. Ich hatte kein Vergehen begangen. Heiraten ist keine Sünde, die Ehe schließen ist keine Sünde. Sie ist ein Sakrament der Kirche. So gibt es keine Busse und keine

Vergebung und kein Maria Plain. Nur Hindernisse und verweiger-
te Dispensen und Kardinäle, die ihr Wort nicht halten.

*

Bei der Vigil, dem Frühgebet der Mönche war Bernhard wieder im Chor des Klosters und sang mit. Abt und Prior standen an ihren privilegierten Plätzen, wie immer und gegenüber, in der hintersten Reihe, leicht im Schatten, sah er Pater Engelhard. An diesem Morgen blieb Bernhard nicht in der dunklen Kirche, um zu meditieren, wie so oft nach der Vigil. Er ging hinüber in sein Studio und startete eine CD, auf deren Cover sich eine weiße Schlange in den eigenen Schwanz biss. Whitesnake war immer noch seine Lieblingsband, wie damals, als er und Black Spider mit denen die Bühne und das Publikum der St. Jakobshalle teilen durften. Und kein Lied, kein Song hatte ihn zu allen Zeiten mehr erschüttert und mehr zum Weinen gebracht, wie der, den er jetzt wählte, den er in den letzten Jahren so oft gewählt und den er sich jetzt ganz allein anhörte. Ein Lied dessen Text *sein* Rockidol, der große David Coverdale, geschrieben und den er damals, noch als Steven Stiller, ins Deutsche übertragen hatte:

Ich weiss nicht wohin ich gehe, ich weiss nur,
Wo ich gewesen bin,
Als ich mich noch an Versprechungen hängte,
In Liedern von gestern.
Und ich raffte mich auf,
Um keine Zeit mehr zu verlieren.
Aber hier gehe ich wieder.
Obwohl ich Ausschau halte nach einer Antwort,
Scheint mir,

Ich werde nie finden, was ich suche.
Oh Herr, ich bitt' dich, gib mir Kraft, es zu ertragen.
Denn ich weiss, was es heißt,
Zu wandern auf der einsamen Straße der Träume.
Und hier gehe ich wieder auf meiner Straße,
Auf der Einzigen, die ich je gekannt habe.
Wie ein Landstreicher,
Geboren, um allein zu wandern.
Und ich raffte mich auf,
Um keine Zeit mehr zu verlieren.
Ich bin doch so ein Nächster, der Hilfe braucht,
Der auf die Menschlichkeit der Liebe wartet.
Aber so wird es wohl bleiben,
Für den Rest meiner Tage.
Denn ich weiss, was es heißt,
Zu wandern auf der einsamen Straße der Träume.
Und hier gehe ich wieder auf meiner Straße,
Auf der Einzigen, die ich je gekannt habe.
Wie ein Landstreicher,
Geboren, um allein zu wandern.
Und ich raffte mich auf,
Um keine Zeit mehr zu verlieren.
Aber hier gehe ich wieder - hier gehe ich wieder.

(Here I go again: David Coverdale, Whitesnake, Trad.: Harry Bruno Greis)

*

Den ganzen Tag rang Bernhard mit sich. Gegen Abend fasste er Mut, ging zu Pater Engelhard aufs Zimmer und konfrontierte ihn direkt mit seinem Wissen, ohne allerdings zu sagen, wie er an dieses herangekommen sei. Engelhard schoss von seinem Schreibtisch hoch:

Ausgerechnet Sie kommen daher und machen mir Vorwürfe für etwas, von dem Sie keine Ahnung haben. Was Sie behaupten, ist reine Fantasie. Sie meinen wohl, Sie seien noch immer an Ihren Rockkonzerten mit den Teufelsbotschaften. Sie schickt doch Satan! Was? Der Alte ging zur Wand, wo das Kruzifix hing, und starrte es an.

Ja Fantasie! Schrie Bernhard ebenso laut: Ich habe es mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört! Bisher habe ich solche Sachen tatsächlich nur in der Fantasie erlebt – und nicht an unseren Rockkonzerten – wir haben dort weder Okkultismus, noch Satanismus, noch Sexorgien betrieben. Aber das da ist passiert. Und zwar nicht im Namen Satans, das hätte ich noch verstanden, nein, im Namen Gottes: Tag des Zornes, Tag der Zähren, wird die Welt in Asche kehren.

Pater Engelhard drehte sich schlagartig um und fixierte Bernhard mit den Augen, aschfahl im Gesicht, die knöchigen Hände geballt zu Fäusten, durchaus bereit, wieder zuzuschlagen.

Das hat ihnen der Satan persönlich eingegeben. Niemals könnten Sie das beweisen, denn es ist eine reine Lüge – für die Sie sich einst vor Ihrem Richter verantworten müssen.

Sie meinen die Richter in dieser Hauskapelle? Der Beweis ist ja schon, dass ich Ihnen das erzähle. Sie waren dabei. Sie waren der Ankläger. Ich weiss es und Sie wissen es auch. Es ist gar nicht notwendig, es zu beweisen. Außerdem könnte ich es sogar beweisen.

Wie wollen Sie das? Diese Sitzung war geheim.

Sehen Sie, jetzt geben Sie schon zu: Da hat eine geheime Sitzung stattgefunden. Ich sage Ihnen natürlich nicht, womit ich das beweisen könnte. Einem Anwalt muss ich nicht erklä-

ren, dass man bei laufenden Verhandlungen nichts über Methoden der Recherche sagen darf.

Im Raum war Hochstromspannung, die man buchstäblich knistern hörte. Wie zwei Wildkatzen standen sich die beiden Mönche gegenüber.

Aber Bernhard wusste, er war diesmal am stärkeren Hebel: Sie waren es, der für die vier Delinquenten - wie Sie diese nannten - gefordert hat, man solle sie brutal auspeitschen.

Die Züchtigung ist gut gegen weltliche Triebe. Sie vertreibt das Aufflackern fleischlicher Gelüste, die zuweilen unseren Körper bei Tag und bei Nacht und in unseren Träumen quälen.

Nein, nein und nochmals nein! rief Bernhard. Was Sie da erzählen, ist ein absoluter Mist! Gerade so wie ihr das macht, ist es nichts anderen als eine fleischliche Lust. Sie nennen es fleischliche Lust. Ich sage dem Sex, und zwar der übelsten Sorte von Sadomasochismus!

Das ist geradezu Gotteslästerung!

Und warum mussten sie sich nackt ausziehen?

Unsern Herrn haben sie auch ausgezogen ...

... und der eine musste dabei auf den Knien kriechen und allen die Füße küssen! Was ging in Ihnen vor, während er das tat? Sie elender Lüstling. Warum war genau dieser der Jüngste und Schönste von allen? So konnten Sie doch ungeniert seinen reizenden Arsch begutachten und alles schien fromm und heilig und gottesfürchtig! Glauben Sie wirklich, Gott hätte an dieser sakralen Orgie Freude gehabt?

Nach diesem Vorwurf blieben Pater Engelhard die Worte weg. Er ging ans Fenster, das hier nicht die Sicht zum Rhein, sondern zum Herrengarten gewährte. Er tat so, als schaute er hinaus. Bernhard sah, wie sein Unterkiefer vibrierte. Die älteren Mönche zogen den Ostflügel der Klausur für ihre Zellen

denen gegen Sünden vor. Hier war noch alles so eingerichtet, wie zu der Zeit, als sie selbst ins Kloster eingetreten waren. Kleiderschrank, Büchergestelle, ein Stuhl, ein Stehpult und ein Schreibtisch, alles hatte ein einfallsloser Klosterdesigner mit derselben, hellblauen Farbe gestrichen. Auch das Himmelbett, an dem die Alten noch immer festhielten, weil sie am Morgen nur die Vorhänge ziehen mussten, statt es neu zu machen. Das von Engelhard allerdings war exakt gebettet, die blau-weißen Kölschüberzüge sorgfältig in die Ecken gestrichen. Überall herrschte strenge Ordnung. Nichts stand oder lag im Raum, wo es nicht hingehört hätte und selbst die gespitzten Bleistifte lagen wie Orgelpfeifen der Größe nach wohl geordnet auf dem Schreibtisch – auch der Boden aus alten Holzdielen wirkte sauber und roch nach Bohnerwachs - ganz im Gegensatz zu seiner Werkstatt, die Bernhard aus Fredis Aufzeichnungen kannte.

Dann drehte sich der alte Mann zu ihm um. Sein ganzer Körper bebte. Offenbar hatte Bernhard genau den Punkt getroffen. Der Frater wartete ab und ließ Engelhard mit sich kämpfen, bis er herauswürgte, Bernhards Brief hätte ihn tief erschüttert. Da hätte sich das Opfer beim Täter entschuldigt. So viel Demut würde er selber nie aufbringen.

Bernhard war sprachlos, spürte aber innerlich seine Überlegenheit und den herannahenden Sieg.

Dann erzählte sein ewiger Widersacher, wie man von An-delfingen aus – nach klarem Beschluss der Versammlung - in Rom sein Priestertum bewusst verhindert hätte. Vor allem er hätte sich da stark engagiert. Er sei ein Studienkollege von Kardinal Alonso und der hätte den Rest besorgt.

Der alte Mönch, der soeben ganz klar Geheimnisse seiner Sekte verraten hatte, ging dabei wie ein nervöser Panther im

Käfig ein paarmal auf und ab. Jetzt kniete er plötzlich vor Bernhard hin und bat um Vergebung. Bernhard hätte Lust gehabt ihn auf der Stelle zu erschlagen. Wäre er noch Steven Stiller, er hätte es getan. Er zögerte lange, das schwarze Elend vor sich am Boden betrachtend. Der kniete jetzt vor ihm, wie der Delinquent in der letzten Nacht vor seinem Ankläger. Er fasste Engelhard an den Ellbogen und richtete ihn auf, stieß ihn sanft zurück auf einen Lehnstuhl – das einzige nicht hellblau gestrichene Möbel im Zimmer - und setzte sich selber auf einen Schemel. Mehr Rücksicht auf den Alten lag für ihn nicht drin. Jetzt forderte er ihn auf, alles über diese Sekte zu erzählen, und Engelhard war sich bewusst, das würde ihn nicht nur im Kloster, sondern auch in Andelfingen in höchste Bedrängnis stürzen. Bernhard war der Sieger und hatte ihn in der Hand. So würgte der sonst so halsstarrige Pater alles über diese Gemeinschaft, Stück um Stück, heraus. Sie nenne sich ‚Christkönigs treue Garde‘. Sie sei autonom. Aber es gäbe Gemeinschaften in ähnlichen Formen und mit ähnlichen Gesetzen weltweit.

Und er verriet, wie die Mitglieder des inneren Kreises lebten: Sie würden am Morgen hinaus an die übliche Arbeit gehen. Am Abend würden sie zurückkehren und seien ab dem Nachessen in der Gemeinschaft. Sie müssten ihren Lohn abgeben. Wenn sie etwas bräuchten, müssten sie darum bitten. Sie haben am Abend, in der Nacht und am Wochenende Gebetsdienste. Nur an Freitagen werden dazu auch die Mitglieder des äußeren Kreises eingeladen.

Gäste laden wir nur ein, wenn wir annehmen können, dass sie möglicherweise eintreten. Frauen sind nicht erwünscht, wie das in der Kirche immer schon der Brauch war. Ja, und der Herz-Jesu-Freitag gehört ausschließlich den Mitgliedern des inneren Kreises. Dann wird das Schuldkapitel abgehalten.

Engelhard und noch ein Priester aus einem andern Kloster seien die einzigen Mitglieder des inneren Kreises, die nicht im Haus der Gemeinschaft, sondern in ihren Klöstern lebten. Sonst wohnten alle inneren Mitglieder - von denen keiner ein Geistlicher sei – im Gygers Gebäulichkeiten.

In Rom sei die Zentrale und das geistige Oberhaupt sei Bertino Kardinal Alonso. In Frankreich gebe es außerdem ein Strafkloster. Dorthin kämen solche Delinquenten, die massiv gegen die Regeln verstoßen oder Geheimnisse verraten hätten oder die Gemeinschaft verlassen wollten. Dort würden sie für festgelegte Zeit zu Zwangsarbeit auf Baustellen geschickt und das Kloster würde die Arbeit als Dienstleistung verrechnen. Wer dann noch quer schlage, der werde schon mal eine Nacht oder länger in einen Käfig gesperrt, in einen Pranger oder einen Block geschlossen oder an eine Wand gekettet, stundenlang - ja und dann natürlich auch ausgepeitscht. Es sei noch keiner nach Hause gekommen und wieder straffällig geworden. Dort in Frankreich sei das wirkliche Purgatorium.

Bernhard schwieg lange und Engelhard schwieg auch. Der Frater ließ das jetzt einmal stehen. Zu groß war das soeben vor seinen Augen aufgerissene Loch. Dazu bräuchte er erst noch einige Zeit, um es zu verarbeiten. Sie hatten beide das Nachtesen im Refektorium verpasst. Auch die Rekreation war schon fast zu Ende. Bevor sie - jeder über eine andere Treppe und durch einen andern Gang - zum Kapitelsaal gingen, flehte der alte Mönch Bernhard innigst an, nichts von alledem zu verraten, was er ihm über das Geschehen in Andelfingen gesagt hätte. Sonst müsste er – Engelhard - nach Frankreich und das würde er in seinem Alter nicht überleben.

*

Bernhard sagte niemandem etwas. Und Pater Engelhard? Irgendwas musste doch durchgesickert sein, denn es ging nicht lange und Gyger erklärte Bernhards Arbeit an der Orgel für abgeschlossen. Sie sei jetzt in einem Zustand der Genüge. Seine Hilfe sei nicht mehr von Nöten. Bernhard hatte fortan keinen Zugang mehr zur Villa Gygers. Als er sich einmal heimlich vom Wald heranmachte, stellte er fest: Die Kamera in der Kirche ließ sich von seinem Laptop nicht mehr einschalten und überwachen. Auch sah er den Berner Sennenhund nicht mehr im Garten. Dafür gingen in einem neu errichteten Zwinger hinter dem Haus zwei nervöse Dobermanns auf und ab.

*

Als aber Abt Magnus nach einem Konventamt auf Bernhard zukam und sagte er, wolle etwas mit ihm besprechen, er lade ihn zu einem Nachtessen außerhalb des Klosters ein, war Bernhard misstrauisch. Er solle sich am Dienstagabend ein Auto reservieren, sie würden gemeinsam fahren, in zivil. In zivil? Das Restaurant Gerberstube in Schaffhausen genoss den Ruf, zu den besten in der Stadt zu gehören. Der Wirt persönlich begrüßte den Abt, den er auch ohne Kutte als hochwürdigsten Abt ansprach, führte sie zu einem Tisch mit zwei Gedecken. Als Eröffnung offerierte das Haus einen Apéro. Der Abt musste hier ein gern gesehener Gast sein. Mit so einem noblen Essen könnte es nur zwei Möglichkeiten geben: eine Beförderung oder ein Drama. Bernhard rechnete vorsichtshalber mit Letzterem. Sie genossen als Vorspeise Rindscarpaccio mit Olivenöl und Parmesansplittern, dann Filetspitzen mit Blattspinat und hausgemachter Tagliatelle und tranken einen guten Tropfen

Schaffhauser Blauburgunder und sie redeten frei und ungezwungen über die Arbeit von Bernhard in der Schule, von seinen Filmen, vom Kloster und diesem und jenem Problemchen, bis der Abt beim Dessert mit seinem Anliegen herausrückte.

Ich hätte Dich gerne mehr im Kloster.

Ich bin da, alle Tage.

Nicht den ganzen Tag. Ich weiss, du machst deine Arbeit in der Schule gut und wie ich jetzt gehört habe, auch gerne. Ich hätte es leichter, du würdest mich bitten, dich da rauszuholen.

Das versteh ich nicht.

Kurz gesagt, ich möchte, dass du deine Anstellung als Religionslehrer kündigst. Wir würden dir eine neue Aufgabe geben. Diesen Vollzeitjob außerhalb des Klosters solltest du aufgeben, dazu die unzähligen zusätzlichen Stunden für das Filmen.

Bernhard betrachtete die schlichte, aber kunstvoll modellierete Stuckdecke. Hatte er doch gleich geahnt, es gäbe ein Drama oder eine Beförderung – noch war beides offen.

Zu welchem Preis?

Damit du mehr im Stundengebet bist, bei den Gottesdiensten im Kloster generell.

Habe ich zu viel Freiheit? Ist dir das diesen Haufen Geld wert, den ich als Religionslehrer nach Hause bringe? Das sind mehr als hunderttausend Franken im Jahr. Ist es dir das wert, für einen Beter und Sänger mehr im Chor?

Ja, das ist es mir wert. Unsere Kernaufgabe ist das Mönchsein und das Chorgebet im Kloster.

Bernhard schwieg und überlegte. Das hatte der Abt jetzt doch glänzend eingefädelt, ihn mit dem fürstlichen Essen in eine Stimmung versetzt, in der er nicht Nein sagen konnte. Hunderttausend Franken im Jahr! Bernhard verdiente wie ein Sekundarlehrer. Da musste doch irgendwo ein Pferdefuß dran

sein. Hatte womöglich jemand darum gebeten, weil man nicht mehr wollte, dass er Schulunterricht gäbe, womöglich den Riesenbetrag noch eingeschossen? So reich war das Kloster nicht, um auf einen solchen Batzen einfach verzichten zu können.

Und was werde ich dann im Kloster tun. Ich meine neben dem Beten?

Filmen und fotografieren, als der Film- und Fotoschaffende im Kloster. Das gefiele dir doch? Du könntest dein Talent weiter einsetzen und die Apparaturen von Pater Daniel übernehmen.

*

Zum Erstaunen der Lehrerschaft und zum Leidwesen der Schüler, für die es in Zukunft keine Filme mehr gab, kündigte Bernhard seinen Job. Wenigstens durfte er mit der neuen Aufgabe sein Studio in den Gebäuden der Stiftsschule behalten, dazu das gesamte Equipment von Pater Daniel übernehmen, der vor Kurzem einen Hirnschlag erlitten hatte. Das gab's drei Nikon F3 - jahrzehntelang Bernhards Wunschkamera. Aber gerade begann das digitale Zeitalter in der Fotografie. Die F3s waren zu Museumstücken geworden. Eine Hasselblad als Mittenformatkamera konnte er noch benützen und für Postkarten stand eine Linhof Technika Großbildkamera da, besser gesagt, eine ganze Flotte dieser Boliden. Bernhard musste zuerst lernen, damit zu arbeiten, die fallenden Linien auszukorrigieren, mit der Lupe die Schärfe einzustellen, bis man die einzelnen Fäden eines Madonnenkleides sehen konnte. Dann, wie man - war einmal alles richtig eingestellt - die Kassette einschob und mit der Stoppuhr belichtete. Pater Daniel hatte ihm auch die Labor- und Dunkelkammergeräte überlassen. Da setzte Bern-

hard aber gar nicht mehr an. Jetzt gab es die digitale Dunkelkammer und die war auf seinem Computer. Die beherrschte er vorzüglich. Daniel wäre daran zerbrochen, hätte er damit noch beginnen müssen. Man redete Bernhard kaum in seine Arbeit hinein, er konnte alles selber bestimmen. Der Abt wünschte einen Klosterfilm, den er Firmlingen vorspielen könnte und der Verwalter fragte nach einem Dokumentarfilm über den Klosterwein. Zugleich sollte er alle Umbauarbeiten im Klosterareal als Bilddokumentation festhalten. In jeder freien Minute, sofern ihm das Licht in der Kirche gefiel, fotografierte Bernhard alle Details der Klosterkirche, des Klosters überhaupt, die Arbeit der Mitbrüder, der Angestellten, die Stiftsschule und hielt er nicht die Fotokamera in den Händen, schleppte er die schwere Videokamera umher. Er war ständig auf Achse und eigentlich glücklich. Die Spielfilme und die Schüler allerdings fehlten ihm.

*

Ganz unerwartet stieß Bernhard auf eine Spur zu den Machern der aggressiven Webseite. Er sichtete dort ein Foto, das eindeutig er gemacht hatte. Eine Aufnahme vom Chor des Klosters Rheinau. Er hatte damals ein altes, äußerst kostbares Evangeliar aus dem Güterschutzraum holen lassen und hochkant auf den Altar gestellt - Pater Oswald neben ihm, der das teure Buch nicht eine Sekunde aus den Augen ließ. Dieses Evangeliar, das niemals unbewacht dort gestanden hätte, war auf dem Bild der Webseite gut sichtbar. Zwar hätte das Foto auf Umwegen dorthin gelangt sein können, aber Bernhard witterte eine Möglichkeit, hinter die Macher zu kommen. Er rief Amadeus Gyger an und fragte, was er dazu meine - er könne doch ein von ihm ge-

machtes Foto auf einer so menschenverachtenden Webseite nicht dulden. Gyger tat unschuldig, gestand Bernhard allerdings zu, diese Seite sei menschenverachtend – er kannte sie also. Bereits nach einer Stunde war das Bild auf der Webseite verschwunden und durch ein anderes ersetzt. Wer immer hinter dieser Webseite stand, Gyger stand in Verbindung zu ihnen. Weil die Autoren im Netz anonym blieben und der Server offenbar im Ausland stand, waren sie sich ihrer Sache sehr sicher. Jetzt war einer dahintergekommen. Sollte er diese Gesellschaft anzeigen, die ganze Bande hochgehen lassen? Zu spät. Der Beweis war soeben entfernt worden und gegen Gygers Anwälte wäre Bernhard aufgelaufen. Wichtig war ihm, dass er es wusste und dass Gyger wusste, dass er es wusste. Und Bernhard sah auch das als ein weiteres Werk Gygers. Oder war es am Ende der Teufel persönlich?

*

Ob's der Teufel war oder nicht, in Rheinau war er offenbar am Werk. Die Tonanlage in der Klosterkirche, eingerichtet und betreut von Frater Bernhard, hatte jahrelang treu ihren Dienst getan. Plötzlich lief sie quer. Interessanterweise immer nur in der Vesper, nie im Konventamt und ganz selten in der Komplet. Dabei löste der erste Ton der Orgel eine Rückkopplung aus, die nur verschwand, wenn Bernhard sofort zum Mischtableau eilte und die Mikrofone zurückfuhr. Versuchte er, sie wieder hochzufahren, war die Rückkopplung weg, kam aber wieder, wenn er lange genug wartete. Bernhard besprach sich mit dem Geschäftsführer von Expert, der die Geräte geliefert hatte - zugegeben eine heikle Anlage. Sie musste auch den Chor bedienen, wo die Mönche sangen. Genau dort standen Mikrofone

und Lautsprecher beisammen. Spezielle Geräte eliminierten die Rückkopplung. Gewisse Drehregler bedienten einen Prozessor, der immer dann in Aktion trat, wenn ein bestimmtes Ereignis eintraf. So fuhr etwa die Lautstärke hinauf, wenn einer zu leise redete und zurück, war einer zu laut. Nur mit solchen Automaten konnte Bernhard die verschiedenen Gottesdienste mit je unterschiedlichen Sprechern und Sängern bewältigen, ohne ständig an den Knöpfen drehen zu müssen. Verstellte jemand etwas, so schien das Problem im Moment behoben, bei einer anderen Situation trat dann aber ein anderes auf. Darum hatte Bernhard alle Einstellungen fotografiert – eine Erfahrung von Rockkonzerten, wo verschiedene Bands auftraten, die sich manchmal sabotierten. Anfangs hatten sich gewisse Mitbrüder berufen gefühlt, eigenmächtig etwas zu ändern. Eine Verbotstafel, autorisiert vom Abt hatte diesem Unfug ein Ende gesetzt. Der alte Abt hatte stets auf Bernhards Seite gestanden. Inzwischen war die Anlage über Jahre problemlos gelaufen. Es gab in der Kirche aber ein heikles Gerät: Auf der Galerie über dem Chor hatte Bernhard einen Funkempfänger für die Handmikrofone montiert, die ständig im Chorgebet zum Einsatz kamen. Zwar schalteten sich die Mikrofone automatisch aus, wenn sie in Ruhestellung lagen, die Sender blieben empfangsbereit, wenn der Sakristan die Hauptanlage eingeschaltet hatte. Als Bernhard nachschaute, war einer der Kanäle ganz aufgedreht. Bernhard publizierte das am Anschlagbrett und die Störung blieb aus. Ganze drei Wochen, dann kam sie zurück, obwohl die Geräte auf der Galerie diesmal unberührt geblieben waren. Bernhard und Expert durchsuchten immer wieder alle Möglichkeiten, tauschten Geräte aus, sandten andere zur Überprüfung zum Hersteller. Zum Verzweifeln. Bernhard wachte bei Gottesdiensten an der Anlage, betrachtete den Gang der Pro-

zessoren, hielt die Ohren an die Boxen, ob er etwas Verdächtiges hörte. Sie fanden die Ursache nicht und immer wieder war tagelang alles gut. Dann kam es von Neuem.

Der Präsident der Intimi der Benediktinerabtei Rheinau hatte sich bei Abt Magnus beschwert und dieser setzte Frater Bernhard als technischen Verwalter der Anlagen in der Kirche ab. Er bestimmte einen andern, einen Pater, der viel von Philosophie verstand, aber nichts von Audio- und Videoanlagen. Aber o Wunder, die Rückkopplungen blieben aus - für immer.

*

Zu seinem Erstaunen erhielt Bernhard wieder einmal ein Schreiben in der Nichtigkeitsangelegenheit, an die er schon gar nicht mehr glaubte. Der Brief - nicht etwa aus Rom - sondern aus dem Offizialat in Chur. Jeder wusste, da gab's Mitglieder des Opus Dei. Die strikte Forderung passte genau zu diesem Gremium: Bernhard habe sich einem psychologischen Gutachten zu unterstellen und den Psychologen würde das Offizialat in Chur bestimmen. Was wollten die über ihn erfahren? Etwa dass er schwul sei? Genau jetzt, wo er das als Argument für die Nichtigkeit seiner Ehe einbringen wollte? Der Zeitpunkt kaum passender. Genau in diesem Moment unterschrieb der Papst ein Dekret, wonach keine Homosexuellen mehr zu Priestern geweiht werden dürften. Zwar könne man das verdrängen, als früheren Unreifestand der eigenen Sexualität bezeichnen, umschrieb das Dekret. Wer sich aber dazu bekenne oder in einer Schwulenorganisation mitmache, der sei nicht zuzulassen. Sollte Bernhard das für den Nichtigkeitsprozess klar formulieren, von einem Psychologen bestätigen lassen - einem Psychologen, den die offizielle Kirche schickte? Dann könnte er das Gutach-

ten gleich in Gold rahmen lassen und es als ‚Schwulenkunde‘ über seinen Schreibtisch hängen.

Da erinnerte sich Bernhard an den Satz aus der Vorlesung eines Professors in Pastoraltheologie, man solle nicht gegen die Kirche ankämpfen, sie sei eine unbezwingbare Felswand. Man solle vielmehr irgendwo eine Nische suchen, in der man sich gut einrichten könne.

Mit dieser Erkenntnis ging er zum Abt. Der wusste um Bernhards sexuelle Orientierung - er hatte es ihm einmal, um ehrlich zu sein, in einer Aussprache eingeräumt.

Ich ziehe es vor den Leuten zu sagen, ich könnte nicht Priester werden, weil ich einmal verheiratet war. Ich will nicht sagen müssen, weil ich schwul bin. Dieser Psychologe wird mich unweigerlich als homosexuell erklären. Das sagte Bernhard zum Abt und dachte bei sich: Ein gefundenes Fressen für meine Antagonisten in der heiligen, römischen, katholischen und apostolischen Kirche, in der es nicht geben kann, was nicht sein darf.

Abt Magnus schwieg lange, dann sagte er: Ja, das könnte so sein.

Ich ziehe einen Schlusstich unter all die Versuche, über Dispensen oder Nichtigkeit zum Priestertum zu kommen. Ich bleibe Diakon. Ich habe es satt - satt bis über beide Ohren, immer vor Zölibatären meine ganze Sexualität ausbreiten zu müssen - so wie wir früher in der Rekrutenschule jeweils Auslegung mit unseren Militärsachen machen mussten. Wenn die Kirche mich nicht als Priester will, ist es *ihr* Problem.

Der Abt nickte. Bernhard ging hinunter in seine Zelle. Er wusste, er bliebe trotz ziviler Scheidung vor mehr als inzwischen dreißig Jahren, nach katholischem, kanonischem Recht der Ehemann einer Frau, die längst wieder verheiratet war und

erwachsene Kinder hatte. Er packte das Bündel seiner Unterlagen, Kopien wie Originale - selbst die der zivilen Ehescheidung – und stopfte alles in den Papierwolf in der Abfallkammer am Ende des Klausurganges. Schluss, vorbei, für immer! Ich bleibe, was ich bin! Er löschte alle Korrespondenz, alle Entwürfe und Notizen auf dem Computer und - um der leidigen Sache noch einen Gnadenstoß zu versetzen, die auf den USB-Stick kopierten Aufzeichnungen von Prior Fredi Hoffmann. Aus und Amen.

*

Im Leben von Frater Bernhard gab es jetzt ein Paradoxon. Er konnte wegen einer Frau nicht Priester werden, aber er liebte keine Frauen und der, den er liebte, war ihm versagt. Aber die Sehnsucht nach einem Körper, den er anfassen und lieblosen könnte, streifte Bernhard immer wieder, vor allem in nächtlichen Träumen, die regelmäßig gerade bis dorthin gingen, wo es hätte ernst werden sollen. Er war nicht traurig, weil er schwul war, wohl aber, weil er es nicht sein durfte. Das Internet öffnete neue Möglichkeiten, jemanden zu finden, ohne in eine Bar oder eine Sauna zu gehen, oder gar Stricher auf der Straße ansprechen zu müssen. Er stieß auf einen jungen Mann, der von sich schrieb, er sei zwanzig, blond und oft in Zürich und er freue sich auf ein Treffen, auch mit älteren Herren. Bernhard raffte allen Mut zusammen und wählte die Handynummer - natürlich von seinem geheimen Prepaid aus, denn ein Computer in der Telefonzentrale des Klosters registrierte von allen aus- und eingehenden Telefonaten die Nummern, samt der Dauer der Gespräche. Ob da womöglich noch jemand mithörte, wagte er gar nicht zu denken. Sie vereinbarten ein Treffen, um

15 Uhr in Zürich beim Meeting-Point im Hauptbahnhof. Der junge Mann nannte ihm einen Preis und die Bedingungen. Er hatte sein Gesicht im Internet abgedeckt. Später erklärte er dann, er hätte es vermeiden wollen, dass jemand mit ihm zusammen erkannt würde. Bernhard hatte also keine Ahnung, auf was er sich da einließ, es war ja schon riskant genug, wenn er im Zürcher HB einen jungen Mann träfe. Gut er könnte immer sagen, es ginge um Seelsorge und er sei zu einem seelsorgerlichen Gespräch bestellt.

Als der Junge daherkam, verlor Bernhard beinahe den Verstand. Es hätte Fredi sein können – so wie er als jugendlicher Fan zu ihnen an die Rockkonzerte gekommen war. Die Haare zwar nicht rotorange, sondern blond und nicht so lang. Das war auch nicht mehr mode. Fredi war außerdem jünger gewesen, noch ein Teenie. Dieser da war gerade ein Mann geworden. Bernhard hätte es nie gewagt Fredi oder sonst einen Fan darauf anzusprechen, obwohl es manchmal für den Rockstar ein ganz leichtes Spiel gewesen wäre, an sie ranzukommen. Er hätte ja auch nie wissen können, ob sie so was gewollt hätten, auch wenn sie selbst vom anderen Ufer wären. Und um alles in der Welt wollte er nicht schwul sein. Aber inzwischen stand er dazu und von diesem jungen Mann da wusste er, was er wollte und dieser wusste, was er wollte. Der Junge begrüßte ihn, wie einen alten Freund und zu seiner Überraschung sagte er nicht: Wo machen wir's – sondern, er möchte ihn zuerst kennenlernen und da wäre es doch gut, wenn sie in einem Restaurant zusammen etwas trinken gingen. Er tue das immer vorher und er hätte die beste Erfahrung damit gemacht. Er heiße übrigens Frankie. Bernhard nannte sich Steven. Frankie sprach das flotte, nordische Deutsch und sagte, er käme aus Hamburg. Er ging

leichtfüßig neben ihm her und sie betraten ein Restaurant im Bahnhof. Frankie bestellte eine Cola.

Er wirkte unglaublich erfrischend auf Bernhard. Sommerlich wie das Wetter war, erlaubte es ihm ein leichtes Hemd mit kurzen Ärmeln, das mit blau- braun- und ockerfarbenen, stilisierten Blumen bedruckt war. Er trug Bluejeans, entlang der Taschen mit Nieten besetzt und im Bund von einem Ledergürtel mit einer großen metallenen Schnalle zusammengehalten, rund, mit einem Tatzenkreuz in der Mitte. Der Junge sprühte nur so von Lebendigkeit. Um die Armgelenke hatte er verschiedene Bänder gebunden, die einen aus dünnen Lederschnüren, die andern aus buntem Stoff. Das tief hinab geöffnete Hemd ließ den Hals frei, um den er eine Kette aus chromstählenen, flachen Perlen trug. Was Bernhard aber ganz besonders an Fredi erinnerte, war sein wohlgeformtes Gesicht. Ein Oval, oben bei den blonden, fast einen Hauch rötlich getönten Haaren, breiter als unten beim zusammenlaufenden Kinn. Zwei blaue Augen sahen ihn strahlend an. Es war ein etwas helleres Blau, als dasjenige von Fredi. Auch die Nase stimmte, genauso wie dessen schmalen Lippen. Aber dieser da verstand es, sie verführerisch zu öffnen und erotisch wirken zu lassen. Nun ja, das war ja offensichtlich sein Beruf. An einem Ohr trug er eine winzig kleine Silberperle und am Ringfinger und am kleinen Finger der rechten Hand steckte je ein silberner Ring. Interessiert musterte Bernhard seinen Haarschnitt. Oben und vorne fielen die Haare bis zu den Augen, auf den Flanken waren sie geschoren. Diese Mischung aus Vokuhila und Undercut machte den Kopf schlank und von vorne gesehen jungenhaft. Erst hinter den Ohren hatte er seinen Locken freien Lauf gelassen und im Nacken reichten sie ihm bis auf die Schultern. Bernhard erinnerte es unwillkürlich an die Mähne eines jungen Hengstes.

Bernhard gab sich selbstverständlich nicht als Mönch oder Theologen zu erkennen, das tat er erst später einmal, ohne Frankie damit zu überraschen. Sie organisierten die weitere Gestaltung dieses Treffens. Berauscht von seiner Jugend und seiner Schönheit, konnte Bernhard es noch immer nicht glauben, dass er sich mit ihm einließe und so fragte er, bereit, auch eine Absage einstecken zu müssen:

Kannst du dir denken, das alles mit mir zu machen? Bin ich dir nicht zu alt?

Nein, du gefällst mir. Weißt du, ich habe Kunden jeden Alters. Solche die mich abstoßen, so Typen du weißt schon, Säufer und Schläger und so ... mit denen will ich nichts zu tun haben. Aber Männer wie du mit Stil und Bildung, das sind meine Freunde.

Er hatte ihm nichts über seinen Beruf oder über seine Ausbildung gesagt, aber sein ziemlich gutes und unhelvetisches Hochdeutsch hatte ihn wahrscheinlich bereits ein Stück weit verraten. Frankie schlug Bernhard vor, in sein Hotel zu gehen das er in der Niederdorfstrasse bewohne – na ja, er müsse halt immer schauen, wie er durchkomme, ob er die heutige Miete für ihn übernehmen könnte. Durch nichts in der Welt wollte Bernhard diese Gelegenheit wieder loslassen. Mit so einem schönen Jüngling, der ihn sogar an Fredi erinnerte. Er willigte ein und sie gingen über die Bahnhofbrücke hinüber zum Central. Frankie an seiner Seite tat ihm gut und er hatte überhaupt keine Angst, die falschen Leute könnten ihn sehen und erkennen. Jetzt oder nie. Und außerdem: Die ganze Welt konnte ihm mal ... Im Hotelzimmer fragte Frankie, ob er etwas trinken möchte. Er nickte und dachte, er fahre jetzt mit einem Whisky oder als Deutscher, einem Bier auf.

Ich habe gerade eingekauft. Ich habe nur Milch. Ist dir das recht?

Als der Junge mit den beiden Zahngläsern daherkam, aus einem Tetrapack Pastmilch einschenkte und ihm eines in die Hand drückte, war Bernhard halb belustigt halb gerührt. Er saß da auf Frankies Bett, wusste, sie würden bald zusammen Liebe machen und sie tranken Pastmilch. Das machte ihm seinen jungen Partner sympathisch, liebenswert, unschuldig. Frankie ging ins Bad und zog sich aus. Er tat dasselbe. Dann stand er vor ihm, nackt und schön, wie ein Gott der Antike. Seine helle Haut war völlig unbehaart. Selbst die Scham hatte er rasiert.

Bernhard legte sich zu ihm aufs Bett. Seine Linke lag unter seinem Kopf, seine Rechte umfing ihn. Er spürte seinen Atem und den Duft von Moschus.

Alles an dir ist schön, du bist geradezu makellos. Du hast mich verzaubert, ja verzaubert mit einem einzigen Blick deiner Augen. Ich habe auf dich gewartet. Weißt du das Frankie? Seit Jahren habe ich auf dich gewartet.

Wie geht das, du kennst mich ja erst seit einer Stunde?

Du warst der junge Mann in meinen Träumen. Oft und oft habe ich das geträumt, was ich jetzt erleben kann. Nie ist es wahr geworden. Nachts auf meinem Lager hatte ich dich gesucht, dich den ich aus tiefstem Herzen liebte. Ich suchte dich und fand dich nicht. Aufstehen wollte ich, die Stadt durchstreifen, die Gassen, die Plätze, dich suchen, dich, den ich aus tiefstem Herzen liebte. Die Nachtpatrouille fand mich bei ihrer Runde durch die Stadt. Hab ihr ihn gesehen, fragte ich sie. Wen? Den, den ich von ganzem Herzen liebe. Kaum war ich an ihnen vorüber, fand ich dich. Ich fasste dich, ließ dich nicht mehr los, bis ich dich zu mir nach Hause gebracht hatte. Schön bist du mein Freund, ja du bist schön, sagte ich. Du bedecktest

mich mit Küssen deines Mundes. Wie süßer Wein war deine Liebe. Köstlich war der Duft deiner Salben, dein Name war hingegossen, wie kostbares Salböl. Wie das Salböl der Narde. Schön waren deine Wangen, über die dein goldenes Halskettchen lag. Dein Hals in einer Perlenschnur, wie du jetzt auch eine trägst. Und ich flüsterte dir zu: Eine Lilie unter Disteln bist du mein Freund, ein Apfelbaum unter den Wildbäumen bist du, mein Geliebter unter den Burschen. In deinem Schatten wünsche ich zu sitzen, wie süß schmeckt deine Frucht meinem Gaumen. Stärke mich mit Rosinenkuchen, erfrische mich mit Erdbeeren, denn ich bin krank vor Liebe. Höre gut zu, mein Geliebter: Immer, wenn ich dich kommen sehe, springst du zu mir über die Berge, hüpfst über die Hügel, der Gazelle gleicht, mein Lieber, wie ein junger Hirsch. Du warst mein Lover und ich war deiner. Einmal, in einem anderen Traum, war mir, als lägen wir in einem riesigen Feld voller duftender Lilien. Dann hörte ich eine Stimme, die rief: Stört die Liebe nicht, weckt sie nicht auf, bis es ihr selbst gefällt!

Sie schwiegen lange, eng umschlungen.

Und dann? fragte Frankie.

Dann war der Traum jeweils vorbei und ich blieb zurück mit einem fahlen Geschmack im Gaumen. Aber jetzt bist du da. Jetzt hat es der Liebe gefallen, aufzuwachen. Lass mich dein Gesicht sehen, deine Stimme hören, denn deine Stimme klingt schön. Dein Gesicht ist lieblich und Anmut ist auf deinen Lippen. Komm, leg dich auf mich.

Frankie legte sich flach mit dem Bauch auf ihn. Sein Gesicht, seine Lippen wie rote Bänder. Sein lieblicher Mund schwebte unmittelbar über seinem. Er spürte sein Herz schlagen und hörte ihn atmen. Der Geruch seiner Haut betörte ihn. Er verlor beinahe die Sinne. Er strich ihm über die krausen

Haare. Es fühlte sich an, wie das Fell eines Lammes. Das Gesicht und der Hals zart wie die Pfirsichhaut. Lange verharrten sie in diesem Zustand, wie in Ekstase, ohne ein Wort zu sagen. Ein Wohlgefühl durchströmte Bernhard, wie man es nicht beschreiben kann, wie man es nur selber erfahren kann und die Frische von Frankies Jugend wirkte auf den so oft gedemütigten Mönch wie ein Jungbrunnen, wohl wissend, es war alles nur endlich. Dann lag er wieder in seinen Armen an seiner Brust und sie liebten sich gegenseitig, streichelten sich, küssten sich, genossen es, dabei nackt zu sein, nackt wie Gott sie schuf. Wie Gott sie schuf? Hat er sie, hat er diesen wunderschönen Jüngling geschaffen? Hat er die Liebe geschaffen, die Sexualität? Das Begehren und die Sehnsucht zueinander? Entweder ist das eine Lüge oder dieser Gott ist ein Monster, durchfuhr es Bernhard: Mein Gott, wenn du uns geschaffen hast, wenn du diesen jungen Mann neben mir wirklich geschaffen hast in seiner ganzen Vollkommenheit und seiner Anmut, warum hast du ihn so geschaffen? Und mich, oh mein Gott, warum hast du mich so ausgerichtet, warum hast du mir dieses Verlangen ins Herz gesetzt? Ich kann ja gar nicht anders, als diesen Jüngling zu lieben? Und warum hast du mir dann gleichzeitig verboten, das alles zu sehen, zu fühlen oder gar zu berühren und zu lieben? Warum hast du eine Kirche geschickt, die das alles unter schwere Sünde stellt und mir schon allein das Denken, die Fantasie verbietet? Stark wie der Tod, ist doch die Liebe. Die Leidenschaft ist hart, wie die Unterwelt. Ihre Glutten sind Feuersglutten. Gewaltige Flammen. Auch mächtige Wasser können die Liebe nicht löschen. Selbst Ströme schwimmen sie nicht weg. Jetzt liege ich da mit einem der wunderschönsten Geschöpfe in den Armen - einem Menschen, den du nur wenig geringer als dich selbst gemacht hast, mit

einem Menschen, der dein Abbild sein soll. Sag mir mein Gott, wie schön musst *du* dann erst sein, wenn dieser junge Mann schon so schön ist. Und wie glücklich muss man sein, wenn man von *deiner* Liebe erfasst wird, wenn ich jetzt schon nicht weiss, soll ich zerspringen oder dahinfließen im Glück, wegen der Nähe zu dieser Schönheit? Nein mein Gott, das kannst du nicht sein. Das kannst du mit uns Menschen nicht machen. Auch das Glück und das Glücklichsein hast Du geschaffen und genau das willst du mir verbieten. Niemand darf einem verbieten, glücklich zu sein. Kein Mensch, keine Kirche, auch kein Gott. So grässlich können nur Menschen gegenüber Menschen sein. Das können nur deine Priester, deine Bischöfe und Päpste erfunden haben wahrscheinlich im Wahn und der Weltfremde des Zölibates. Diese Art von Sünde kann es nicht geben oder es gibt dich nicht. Schau dir diesen Frankie an: Du hast sein Inneres geschaffen, ihn gewoben im Schoss seiner Mutter. Ich danke dir, weil du ihn so wunderbar gestaltet hast. Ich weiss, staunenswert sind deine Werke. Als er geformt wurde im Dunkeln, kunstvoll gewirkt in den Tiefen der Erde, waren seine Glieder dir nicht verborgen. Deine Augen sahen, wie er entstand. In deinem Buch war schon alles verzeichnet. Seine Tage waren schon festgelegt, als noch keiner von ihnen begonnen hatte. Und du wusstest auch, er würde schwul sein.

Drei Tage lang hatte Bernhard das Gefühl, er müsste vergehen vor Glück. Nie zuvor und auch darnach, hatte er so wunderbare körperliche Liebe erfahren, wie mit Frankie. Er musste ihn bezahlen. Und jetzt? Er sah es als nichts Abschätziges an, der verdiente damit doch nur seinen Lebensunterhalt. Noch zweimal traf er ihn in Zürich und sie liebten sich heimlich, irgendwo in einem gemieteten Appartement. Beim dritten Mal lud er ihn anschließend zu einer Pizza ein, was dieser gerne

annahm und dabei erzählte er ihm aus seinem Leben. Nein, jetzt kommt nicht die Story vom armen Jungen, der eine schlechte Jugend hatte und deshalb anschaffen ging. Frankie sagte, er sei glücklich mit seinem Leben. Er sei einundzwanzig und er wisse, was er wolle. Aber es mache ihm keinen Spaß mit Mädchen rumzuhängen und er sei gerne schwul. Er sehe seinen Job auch als eine gute Sache an, denn er mache viele glücklich. Es gebe zu gewissen Zeiten, vor allem um Weihnachten, Männer die ihn die ganzen Tage nach Hause buchten, nur, um nicht allein sein zu müssen. Dann erzählte er von seinem Computer und all dem was er so mache, wenn er keinen Freier treffe. Bevor ihn Bernhard noch bis in die Zähringerstrasse zu einer Bar für Gays begleitete und sie sich verabschiedeten, indem ihn der Junge auf den Mund küsste - mitten in der Stadt Zürich, was ihm nicht das Geringste ausmachte, weil er es natürlich und schön fand - erfuhr er so ganz nebenbei, Frankie hätte seinen leiblichen Vater nicht gekannt. Seine Mutter hätte stets versucht, den Namen dieses Mannes zu vergessen, der - ein Schweizer übrigens - damals, als sie in Frankfurt gearbeitet hätte, an der Goethe Universität irgendetwas studiert und sie dann von einem Tag auf den andern einfach sitzen gelassen hätte. Als er, Frankie, auf die Welt gekommen sei, hätten sie bereits in Hamburg gelebt. Dort hätte die Mutter geheiratet und er sei mit seinem Ziehvater stets klargekommen. So habe auch er nie etwas über seinen leiblichen Vater wissen wollen - ja er hasse ihn.

Jetzt blitzten Frankies Augen gewitterhaft: Seit ich erfahren habe, dass mein Vater rot ist, wie ich, lasse ich meine Haare blond färben. Ein Kerl der ein Kind zeugt und dann flüchtet, bevor es überhaupt zur Welt kommt, hat kein Recht *Vater* genannt zu werden.

Als Bernhard in jener Nacht nach Hause kam, begegnete er im Klausurgang Pater Fridolin. Er nickte zum Gruß. Sie sagten nichts. Es war die Zeit des großen Stillschweigens. Ob er wusste, dass er in Zürich gewesen war. Kaum. Er dachte gewiss, er käme von seinem Tonstudio oder von einer Sitzung oder er dachte gar nichts. Fredi hätte ihn fragen können, woher er käme, er hätte die Macht gehabt, zu fragen. Dann hätte Bernhard wohl lügen müssen, denn die Wahrheit hätte der Prior niemals erfahren dürfen - niemals. Aber Bernhard sah direkt in seine blauen Augen, sah sein ovales Gesicht, oben etwas breiter als beim Kinn. Dann ging Fredi vor ihm her zum Priorat am Ende des Ganges. Die Haare hatten längst das Feuer verloren, außerdem hatte er sie ziemlich kurz schneiden lassen und hinten kam sogar schon der Karton hervor. Bernhard sah auch, wie sehr er um die Hüfte herum fester geworden war.

Dann verlor er Frankie aus seinem Leben. Der hatte seine Adresse im Internet gelöscht und seine Handynummer geändert. Vermutlich hatte ihn einer, der es sich leisten konnte, für immer zu sich genommen. Aber Bernhards Leben war jetzt ein anderes. Gebeichtet hatte er das nie. Warum auch. Nur Sünden muss man beichten.

*

Wegen Frankie war es nie zu einer Aussprache im Kloster gekommen. Es blieb so wenig entdeckt, wie Fredis Seitensprünge. Bernhard hätte begriffen, wäre bereit gewesen für jede weitere Demütigung, wäre auch schon so weit gewesen, es einfach über sich ergehen zu lassen. Aber eine andere Sache warf ihm der Abt vor. Er bestellte Bernhard in die Abtei, bot ihm einen Platz zum Sitzen an, sagte nichts, schien noch auf jemanden zu

warten. In der Abtei stimmte alles. Kein Prunk, aber es war gewiss der prachtvollste Raum im Privatbereich des Klosters. Bernhard betrachtete ein silbernes Kreuz mit einem aus Elfenbein geschnitzten Korpus, das zwischen den beiden Fenstern hing. Es passte zu den Stühlen im Stil Ludwig XVI. mit ihren Blumenbezügen und ovalen Rückenlehnen. Sie standen zusammen mit einem Kanapee um einen lustvoll geschwungenen Couchtisch, auf dem eine eingelassene Spiegelplatte ruhte.

Dann ging die Türe. Es war Prior Fridolin. Bernhard ahnte nichts Gutes und bei dem bevorstehenden Gefecht mit zwei gegen einen, schien für ihn gleich von Anfang an festzuliegen, wer es gewinnen und wer es verlieren würde.

Tja Frater Bernhard, begann der Abt, mühsam nach den richtigen Worten suchend. Wir müssen einmal über dein Verhalten anderen gegenüber reden. Kürzlich hast du heftig den Kopf geschüttelt, als ein Gast im Konventamt an deinem Platz stand. Das geht nicht. Gäste haben bei uns Vorrang.

Bernhard überlegte. Die Anschuldigung kam unerwartet. Aha, ja, vorgestern. Ich hatte Dienst als zweiter Diakon. Jeden Tag muss ich da sein, seit ich nicht mehr Schule gebe. Keiner der Patres braucht jeden Tag im Konventamt zu sein und wenn, dann hat er keine Funktion. *Ich* muss immer da sein, muss immer assistieren. Wird aber einer der jungen Fratres Diakon, habe ich auf die Seite zu treten und ihm den Platz solange freizumachen, bis dieser mit Trompeten und Gloria seine Primiz als Priester feiert und ich ihm den Diener spielen darf, während er allen den Primizsegen erteilt. Dann bin ich wieder gut genug. Darüber beklage ich mich nicht. Kommt aber ein fremder Diakon, wird er von den Sakristanen, ohne mir das zu sagen, einfach an meinen Platz gewiesen. Will ich also zum betreffenden Zeitpunkt hingehen, steht schwups ein anderer da. Wenn

ich dann nicht den Kopf schütteln darf? Eine Geste übrigens, die alle hier im Kloster bestens beherrschen.

Bei dir wird sichtbar, du bist zornig.

Ich bin nicht zornig, sondern ratlos.

Es sei eben nicht nur das Verhalten im Konventamt, wenn ein Fremder da sei, mischte sich jetzt Fredi ein. Kürzlich habe er sich gegenüber dem Novizen unkorrekt verhalten.

Gegen den Novizen, den Waadtländer? Mit dem habe ich überhaupt nichts zu tun.

Es muss um eine Kritik von dir wegen des Besteckabwuschens gegangen sein. Oder?

Das war keine Kritik. Seit Wochen wird in meinem Särgchen immer das Besteck verkehrt eingelegt und lange ich hinein, fahre ich direkt in die Messer. Zufällig entdeckte ich das vorgestern wieder, als die Jungen noch am Abwaschen waren, habe nachgefragt, wer mein Besteck abgewaschen hätte, sagte freundlich, er dürfe mein Besteck nicht umschichten. Worauf er sich entschuldigte.

Ja eben. Er sagt, du hättest auf die Entschuldigung nicht reagiert.

Ich sagte: ‚Kein Problem‘. Das heißt in unserer Sprache so viel, wie ‚schon gut‘ oder ‚klar, nehme ich die Entschuldigung an‘. Meine Schüler hätten das verstanden. Wenn der Waadtländer unsere Deutschschweizer Slangs nicht kennt, ist das nicht meine Schuld. Will der hier bei uns alt werden, sollte er das schnell nachholen.

Da war kürzlich noch etwas Anderes, fuhr Fredi weiter, wohl einsehend, solche Vorwürfe wären nur heiß Luft. Bernhard habe in der Bibliothek gefilmt, als eine der Klosterführerinnen mit einem Ehepaar hineingekommen sei. Dann solle er

sie ziemlich brüsk zurechtgewiesen und sie einfach stehen gelassen haben.

Das ist eine glatte Lüge. Ich sagte ihr, ich sei hier am Film, sie störe mich in keiner Weise, sie dürfe sogar laut sprechen, ich würde im Moment keinen Ton aufnehmen. Da griff sie mich ganz giftig an, ob ich eigentlich wisse, dass das Tonbild viel zu laut eingestellt sei. Zuerst nahm ich an, die beiden alten Leute hätten sich beschwert. Da fiel mir ein, das Tonbild lief seit Wochen gar nicht, weil der Eingang umgebaut wurde. Sie hatte mich also einfach angegriffen, ohne konkret einen Grund zu haben. Trotzdem sagte ich ihr ruhig, ich würde jetzt gerne meine Arbeit weiterführen. Als sie weiter keifte, schwieg ich einfach. Ich frage mich, warum kommt die zu Dir und beklagt sich über mich und erzählt dir diese an und für sich belanglose Geschichte?

Der Prior tat, als würde er nachdenken. Dann sagte er: Ich glaube, die alten Leute sind zu mir gekommen und haben das gesagt.

Fredi, erzähle nicht solchen Unsinn. Das waren ganz alte, sehr nette Leutchen, die sich bei mir sogar beim Hinausgehen verabschiedeten und bedankten. Die gehen jetzt an die Pforte und verlangen den Prior des Klosters, um sich über eine Sache zu beklagen, von der sie wahrscheinlich nicht einmal mitbekommen haben, um was es ging. Nein, dieses Luder da mobbt schon lange gegen mich und erzählt überall, das Tonbild sei zu lange, das Tonbild sei unverständlich, das Tonbild sei zu laut. Dabei ärgert sie sich doch nur, weil sie verpflichtet ist, bei jeder Klosterführung zuerst mit den Leuten das Tonbild anzuschauen. Jetzt kommt die noch schnurstracks zu dir, um sich zu beschweren. Ich werde doch ganz klar von einem Weiberhau-

fen gemobbt. So ging's auch mit den Postkarten und vielem anderen.

Genau darauf hätte er noch kommen wollen, meinte Fredi, auch mit der Leiterin des Klosterladens habe Bernhard sich angelegt.

Das ließ der Beschuldigte nicht auf sich sitzen und er berichtete, er hätte sich mit der Frau gut verstanden. Es sei da um die neue Marien-Postkarte gegangen. Noch immer würde er hören, wie sie das Bild mit dem restaurierten Behang der Madonna in allen Tönen gelobt habe - sie hätte kaum passende Worte gefunden, so voll des Lobes sei sie gewesen. Neben Postkarten hätte sie auch größere Formate und eine Superkarte vorgeschlagen.

Und plötzlich, von einem Tag auf den andern, war das Bild schlecht. Und du Fredi hast ins selbe Horn geblasen. Also ist da doch etwas passiert, hat doch irgendjemand interveniert und euch alle umgestimmt.

Fredi beschwichtigte: Es behauptet keiner, du könntest nicht fotografieren. Du machst nette Stimmungsbilder. Oder?

Nette Stimmungsbilder? Wer ein wenig von Kommunikationslehre versteht, hört hier kein Lob, sondern ein Bedauern. Es wird gezielt gegen mich Mobbing gemacht und ihr spielt das üble Spiel noch mit.

Das ist jetzt ein böser Vorwurf, sagte der Abt. Da musst du schon ein konkretes Beispiel bringen.

Habe ich: die Lautsprecheranlage in der Kirche. Ihr wisst, diese ständigen Störungen.

Die sind jetzt aber weg. Oder?

Aber sicher nicht, weil der Philosoph die Sache im Griff, sondern weil er, Bernhard, den Job nicht mehr habe. Was würde einer tun, möchte er die Anlage stören? Er würde mit einem

identischen Funkmikrofon in der Jackentasche und eingestellt auf dieselbe Frequenz, hinten in der Kirche ganz nahe an eine Tonsäule stehen. Das ergäbe eine Rückkopplung über die Empfangsanlage, sobald ein hoher Ton käme und den liefere die Orgel. Gerade die Tatsache, dass es schlagartig aufgehört habe, als er weg vom Fenster gewesen sei, zeigte: Hier hätte jemand gezielte Sabotage gegen ihn betrieben. Ich hätte dann wenigstens noch ein paar Mal gestört. Aber es hat sofort aufgehört, ohne Eingriff meines Nachfolgers.

Nun gut, kommen wir zur Sache, sagte der Abt und presste die Lippen zusammen, nervös geworden. Alle diese Beispiele zeigen doch, du hast mit Andern Konflikte. Und vor allem Konflikte innerhalb der Liturgie kann ich nicht zulassen. Pater Fridolin und ich haben deshalb beschlossen, dich zu bitten, in Zukunft auf die Diakonendienste zu verzichten. Wir finden es nicht gut, wenn du dort stehst und es Probleme gibt. Würdest Du das so halten?

Ah ja, so macht ihr das? Das ist mir doch erst kürzlich bei einem Disput mit Fredi wegen einer Einladung von Schweiz Aktuell aufgefallen. Das ist der neue Führungsstil. Man bittet einen Untergebenen, das zu tun oder zu unterlassen, was man eigentlich als Befehl sieht und der kann dann gar nicht anders, als gehorchen. Dann kommt ihr und sagt, wir haben es ihm ja freigestellt. Da war mir der alte Herr schon lieber, der einfach Ja oder Nein sagte.

So darfst du das nicht sehen, sagte der Abt. Wir wollen heute einfach nicht mehr diktieren. Außerdem freue ich mich, wenn du dich vielseitig engagierst und deine Talente einsetzest. Aber ich finde es gut, wenn du mal ein Jahr oder zwei nicht mehr als Diakon auftrittst.

Bernhard schüttelte heftig den Kopf. Das ist ein künstlich konstruierter Konflikt. Ich bin überflüssig – das ist der Punkt.

Du bildest dir da etwas ein, hast dich auf etwas eingefressen, machte Fredi.

Tatsache ist, ich darf nicht mehr als Diakon in der Liturgie amten. Liturgie, die ich immer so geliebt habe. Da stellt sich unweigerlich die Frage, warum das denn die Priester noch tun dürfen, für die Du Dich kürzlich vor der ganzen öffentlichen Schweiz schämen und entschuldigen musstest? Gerade hat mir ein wichtiges Rheinauer Pfarreimitglied gesagt, dieser Pater Cölestin lese noch immer die Messe, als sei nie etwas geschehen. Im Dorf oben wissen sie nämlich alle Bescheid über seine Seitensprünge mit der verheirateten Frau, deren Kinder sogar zu ihm in den Religionsunterricht kamen.

Stopp, rief der Abt zornig: Er hat Fehler gemacht, ganz klar. Aber man muss jedem wieder eine Chance geben. Bestraft worden ist er, das weißt Du, war ein ganzes Jahr in Übersee in einem Kloster, hat dort Busse getan.

Klar – das ist die Methode der Kirche. Man schickt die Leute weit weg und glaubt, die Affäre werde vergessen. Das elfte Gebot: Du sollst nicht darüber sprechen.

Der Abt schwieg.

Fredi schwieg.

Bernhard schwieg.

Er hatte den Kopf gesenkt und starrte auf die Spiegelplatte vor sich und sah darin, wie der Abt die Hände rieb, so als wollte er sie mit Schmierseife waschen. Die Schule hatte er ihm weggenommen, ebenfalls mit einer freundlichen Einladung zur Mitentscheidung. Dann kam die Absetzung als technischer Betreuer der Akustikanlagen – diese als Befehl. Der Stiftsorganist hatte ihn schon länger auf das Minimum als Organist gesetzt.

Die von Fredi groß übertragene Aufgabe mit den Postkarten war ganz sanft einfach an den Laden gegangen. Was blieb denn noch? Da war doch wieder diese Macht, wieder diese heimtückische Sekte im Spiel, die ihn von Anfang an behindert, jetzt nicht dulden wollte, dass er da vorne als Diakon stünde, predigte, zum Friedensgruß aufforderte, die Gläubigen am Ende der Feier entließ. Das zu wissen, konnte Bernhard nicht sagen, ohne seine Spionage zu verraten. Pater Engelhard mochte es diesmal nicht sein. Den hatte er in der Hand, den Abt nicht, der war aalglatt. Einen kurzen Moment dachte er dennoch daran, alles aus sich rauszuschreien, was er über die sogenannten Intimi der Benediktinerabtei Rheinau wusste. Aber er erinnerte sich, wie er dem alten Abt schon einmal eine Unregelmäßigkeit gemeldet hatte und wie der, total erschrocken, sofort abgeblockt hatte. Musste er etwa deshalb in die Verbannung, weil er hinter diese Spendengeschichte gekommen war? Nein, die alle waren viel zu stark, viel zu mächtig. Too big to fail. Und Fredi? Sein Einschleichen ins Kloster? Seine Besuche bei Sabine? Das war nun auch schon viel zu lange her. Er hatte sich inzwischen als Priester und Mönch gut etablieren können. Das wäre kaum mehr ins Gewicht gefallen und letztendlich hoffte Bernhard noch immer, mit Fredi eines Tages wieder etwas friedlicher verkehren zu können.

Es blieb nur die Kapitulation ...

*

... oder der Frontalangriff. Bernhard setzte sich, zurück in seinem Zimmer, sofort an seinen Computer. Was könnte er noch verlieren? Nichts!

Lieber Abt Magnus

Wir beide haben ganz klar vereinbart, dass ich Diakon bleibe, wenn ich schon nicht Priester werden kann. Jetzt sperrst Du mich. ‚Gesperrt‘ heißt in der katholischen Kirche: ‚Suspendiert‘. Das kann ein Ordinarius tun, wenn eine grobe Verfehlung vorliegt. Eine solche Verfehlung liegt aber nicht vor. Trotzdem werde ich gedemütigt und zurückgeschoben. Das erlebe ich jetzt, seit ich mich mit dieser Kirche intensiv eingelassen habe. Ich hätte es wissen müssen! Ich habe meinen Beruf und meine gute Anstellung aufgegeben, mein Haus verkauft, alles verschenkt und bin ins Kloster gegangen. Ich habe ein Studium von nochmals sechs langen Jahren auf mich genommen und Tag und Nacht gearbeitet, weil ich mir sagte: An mir darf es nicht scheitern.

Dann kam die Zurückweisung mit dem Priestertum und niemand hat mir geholfen. Von all den wichtigen und einflussreichen Leuten in Violett und Purpur, die es immer bedauerten, dass ich nicht Priester werden konnte, hat mir keiner geholfen. Keiner hat einmal im entsprechenden Büro in Rom vorgesprochen und gesagt: Herr Kollege, könnten wir nicht mal über den Fall reden? Keiner - auch Du nicht, Abt Magnus. Auch beim Versuch, die Nichtigkeit der Ehe zu erlangen, war ich ganz allein. So habe ich mich eines Tages hineingeschickt und beschlossen, einfacher Diakon zu bleiben. Du hast dem zugesagt. Und genau das nimmst Du mir jetzt wieder weg.

Aber freundlich erwähnst Du, wie Du dich freust, wenn ich meine Fähigkeiten einsetze. Nur, gerade das betrachte ich als grotesk. Du hast das auch in den letzten Jahren ein paar Mal gesagt. In Tat und Wahrheit sind meine Talente entweder gar nicht gebraucht oder langsam zurückgeschraubt worden, bis ich eines Tages dastand und mir überflüssig vorkam.

Ich will gar nicht alles aufzählen. Eine ganze Reihe Aufgaben hätte ich mit meiner beruflichen Vorerfahrung spielend erledigen können. Andere Jobs sind erst gar nicht infrage gekommen, weil ich nicht Priester bin, obwohl man dazu gar nicht Priester sein muss. Nie ist eine meiner Tätigkeiten in einer klostereigenen Zeitschrift vorgestellt worden - auch nicht das Filmen mit den Schülern. Das haben auswärtige Medien besorgt, bis es Pater Fridolin unterbunden hat – auch das übrigens nicht als Befehl, sondern als dringender Wunsch.

Ich erwähne einmal die Musik, insbesondere das Orgelspiel. Ich darf gerade noch die Komplet spielen. Nicht einmal Kirchenlieder oder ein freies Präludium, weil Du für die Pfarrei keinen Organisten mehr zur Verfügung stellen willst und das nur, weil Du die Kirchengemeinde zu einem neuen Pastorationsvertrag zwingen willst.

Das Einzige, das ihr anerkanntet, war meine Tätigkeit als Religionslehrer in Marthalen und das auch nur, weil ich von dort einen anständigen Lohn nach Hause brachte. Und als Du mich lieber im Chorgebet sahst, haben wir die Schule aufgegeben. Warum hast Du mich in dieses noble Restaurant eingeladen? Warum hast Du nicht alles so gelassen, wie es war? Es hat doch bis dahin funktioniert. Das war nämlich der Anfang vom Ende. Newer change a winning dog. Offenbar, um mich zu beruhigen, hast Du mir kürzlich erklärt, es gebe ab Sommer ohnehin keine Anstellungen mehr auswärts des Klosters, keine Verträge mehr zwischen einzelnen Mönchen und Arbeitgebern, sondern nur noch Dienstleistungen, die das Kloster den Nutznießern direkt verrechne. Das, mein Lieber - ist Sklaverei pur! Hat euch das etwa Gyger empfohlen? Ich sage Dir, er weiss genau wie das geht! Auch das Fotografieren ist nur eine Alibiübung. Es ist kein Job. Es ist eine Beschäftigungstherapie.

Denn gebraucht werden meine Produkte nicht. Die lässt man von anderen Leuten fotografieren, lässt sogar großzügig Fotografinnen in die Klausur. Ich bin überflüssig. Man ist froh, wenn ich etwas zu tun habe.

Ich habe übrigens nicht die Absicht die ganze Sache an die Presse zu tragen, obwohl ich Lust dazu verspüre. Die Öffentlichkeit jedenfalls reagiert zurzeit recht scharf auf solche Mätzchen seitens der Kirche. Und ich glaube, das weißt Du auch.

Frater Bernhard

*

Es war nicht ungewöhnlich, wenn Mönche im Kloster via E-Mail kommunizierten. Bernhard lud den Brief in eine E-Mail an den Abt und hätte nur noch ‚senden‘ klicken müssen, unterließ es aber – einstweilen, mal bis morgen früh oder bis Ende Woche – zumindest bis sein Zorn verraucht sein würde. Er legte sich aufs Bett, um wieder etwas herunterzucoolen. Er hatte längst seine ganze Plattensammlung in MP3-Dateien umgewandelt und gespeichert und ließ sie alle, ob Johann Sebastian Bach oder AC-DC, kreuz und quer durch einen Zufallsgenerator abspielen. Und der Zufallsgenerator wählte jetzt ein Lied von Peter Maffay, dessen Text er längst auswendig kannte. Aber jetzt sang er ihn bewusst und laut mit:

Er stieg ein, ihm war's egal,
Woher ich komm und wohin ich fahr.
Und er hatte kein Gepäck dabei,
Schien erst kurz unterwegs zu sein.
Und er sagte mir: Du, ich hab's geschafft:

Ich bin frei, mein eigener Herr.
Und mich hetzt kein Boss.
Und mich langweilt kein Job.
Schluss mit diesem Alltagstrott.
Ich geh fort, ich geh fort.
Dorthin wo kein Mensch mich erkennt.
Ich geh fort, ich geh fort.
Und fange ganz von vorne an.
Er fragte mich, wie hältst du's aus?
Hängt dir's nicht auch zum Hals heraus?
Wie man dich verplant, dir die Flügel stutzt?
Wie du ganz langsam immer tiefer rutschst?
In den Sumpf aus Alltäglichkeit.
Dir bleibt im Leben kaum noch Zeit,
Vor lauter Sicherheit und Wohlstandsiddyll.
Schmeiß das Ganze auf den Müll!
Und geh fort, geh doch fort.
Pack das bisschen Mut, das dir blieb und geh fort.
Geh doch fort. Und suche dir ein neues Ziel.
Und ich spürte Tränen in mir.
Wie von einem Druck befreit,
Hab' ich wieder geweint,
Nach ewiger Zeit - ich wusste, jetzt ist es soweit:
Ich geh fort, ich geh fort.
Dorthin wo kein Mensch mich erkennt.
Ich geh fort, ich geh fort.
Und fang noch mal von vorne an.
(Peter Maffay: Ich geh fort.)

*

Zwei Tage fehlte Frater Bernhard beim Chorgebet, beim Konventamt, in der Rekreation. Er hatte sich vom Essen abgemeldet, aber keiner wusste, wo er war, keiner fragte danach, keiner suchte ihn. Er wäre leicht zu finden gewesen. Er hatte sich in sein Studio zurückgezogen, unternahm von dort aus Wanderungen in die Umgebung von Rheinau oder fuhr in eine der näheren Städte, wie früher und ging ins Kino. Dann schickte er das E-Mail an den Abt. Aber nicht das von Vorgestern. Das hatte er einfach mal für alle Fälle auf seiner Festplatte gesichert – sondern ein neues:

Lieber Abt Magnus

Ich weiss, dieser Brief wird dir keine Freude machen und es ist auch mir nicht leichtgefallen, ihn zu schreiben. Aber die Ehrlichkeit verlangt es. Er muss jetzt geschrieben werden. Ich verlasse das Kloster. Ich muss einfach immer klarer erkennen: Hier passe ich nicht hinein. Die Dinge, die Du und P. Fridolin mit mir kürzlich besprochen haben, sind auch aus meiner Sicht nicht wegzudiskutieren. Aber ich weiss, ich kann das nicht ändern und es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie wieder vorkommen. Das ist nun mal mein Temperament. Ich kann mich ruhig und neutral – sprich cool verhalten – aber das bin erstens nicht ich und zweitens macht es mich dann einfach innerlich krank. Ich kann nicht der sein, den Ihr gerne in mir sehen würdet. Außerdem isoliere ich mich immer mehr von den andern. Dazu kommt mein innerer Rhythmus, der absolut nicht mit einem Klosterrhythmus kompatibel ist. Ich war und bin Nachtmensch, der nicht am Morgen aktiv ist. Es macht mir nichts aus, bis in die frühen Stunden hinein an etwas zu arbeiten. Aber, wenn ich dann am Morgen hinausmuss, bin ich wie erschlagen. Auch tagsüber bin ich gestresst. Ich habe das bereits angetönt. Das

ständige Unterbrechen meiner Arbeit, verursacht bei mir nicht Ruhe. Ich kann ohne Weiteres im Laufe des Tages etwas anfangen und es stundenlang durchziehen, ohne müde zu werden, aber wenn ich immer wieder aufhören und später wiederbeginnen muss, dann halte ich das nicht aus. Auch geht die Sache dabei einfach nicht weiter. Das gilt nicht nur für die Gebetszeiten. Das gilt auch für die Essenszeiten. Ich brauche nicht regelmäßige Mahlzeiten zur immer gleichen Zeit. Aber diese Spontaneität ist im Kloster einfach nicht möglich. Das ist das, was ich meinte, wenn ich sagte, es sei mir alles zu eng. In meinem Job lässt man mich selber entscheiden. Das ist positiv. Das war auch in der Schule so. Das Problem kam erst damals, als wir versuchten, mich wieder mehr ins Klosterleben hineinzubringen. Inzwischen ist meine Überlebenschance außerhalb des Klosters dünner geworden. Hätte ich vor Jahren noch Zeit und Gelegenheit gehabt, für mein Alter vorzusorgen, so besteht diese Möglichkeit jetzt nicht mehr. Ich habe zwar einen Job im Kloster, aber de facto bin ich pensioniert. Trotzdem will ich den Schritt wagen, denn ich weiss nicht, wie viel Zeit mir überhaupt noch bleibt. Es ist in meinem Alter nicht unrealistisch, wenn man nicht nur spirituell, sondern auch ganz konkret über die paar Jahre nachdenkt, die einem noch bleiben. Wenn ich für meinen Lebensunterhalt in absolut bescheidenen Verhältnissen irgendwie zu Recht kommen soll, ist ein bestimmtes Einkommen unumgänglich. Ich habe selber keine Mittel mehr. Vor meinem Eintritt ins Kloster hatte ich ein Haus und Vermögen, außerdem ein gutes Einkommen. Jetzt habe ich zwanzig Jahre meines Lebens ins Kloster eingegeben – mit allem was ich besaß – es soll mich nicht reuen – aber es ist unwiederbringlich nicht mehr da und ich kann es nicht nachholen oder aufholen. Dazu ist es definitiv zu spät. Ich muss Dich darum

bitten, mir wenigstens das, was für mein Alter vorgesehen war, die AHV und die Pensionskasse, zu überlassen. Lieber Abt Magnus es tut mir leid, dir diesen Bescheid geben zu müssen, aber so wie ich jetzt dastehe, kann ich nicht anders.

Mit lieben Grüßen.

F. Bernhard Altmann OSB

*

Bernhard verließ das Kloster wenige Wochen nach diesem Brief. Man ließ ihn gehen, gab ihm das Verlangte. Fredi zeigte sich großzügig und schenkte Bernhard ein paar Sachen, die eigentlich dem Kloster gehörten. Auch durfte er mit dem Generalabonnement des Klosters überall hinfahren, um Wohnungen zu mustern. Seine Schwester, die auch all die Jahre während er im Kloster war, immer eingesprungen, wenn er etwas gebraucht hatte, sei es zum Nähen, zum Stricken, zum Kreieren, würde ihm auch jetzt helfen, wieder Fuß zu fassen in der Welt draußen - wo er als Erstes lernen müsste, sein Selbstvertrauen zurückzugewinnen.

Am letzten Abend setzte er sich bei der Spitzkirche ans Ufer des Rheines, der ihm in all den Jahren als Einziger treu geblieben war. Nun war also auch diese *Ära* zu Ende. Das Klosterleben, das ebenso wie das Leben als Rockstar gescheitert war. Gescheitert, wie so vieles mehr in seinem Leben und es war ein vielseitiges Leben. Einen Frater Bernhard gäbe es in Zukunft nicht mehr und auch keinen Steven Stiller. Die Zeit als Rockmusiker und die Zeit als Mönch hatte die besten Jahre seines Erdendaseins verbraucht. Jetzt war alles vorbei. Bald würde er ein alter Mann sein. Kein Macher mehr, kein Kämpfer, froh, wenn man ihm seine Ruhe ließe. Und je mehr er nachdachte

über das, was er erlebt hatte - was er erträumt und was er geträumt - je mehr hatte er Mühe, alles auseinanderzuhalten. War es tatsächlich geschehen, war es nur Wunschtraum oder Traum am Tag oder in der Nacht? War diese Selektion denn so wichtig? War nicht alles zusammen das Leben, das er gelebt, ob wirklich oder im Traum oder in der Fantasie? War nicht alles zusammen die eine große Rolle, die er gespielt hat - die er spielen musste – manchmal besser und manchmal schlechter im „Großen Welttheater“? Bernhard war nicht traurig. Er ließ sich nicht von Gefühlen diktieren. Dies war ganz einfach sein Leben, mitsamt dem Scheitern. So und nicht anders. Trotz allem glücklich und zufrieden? Immerhin: Die Musik war ihm geblieben. Er hoffte einfach, noch einige ruhige Jahre erleben zu dürfen - ohne wie so viele im hohen Alter - den Weg in das Land des Vergessens gehen zu müssen.

Aber dann, wenn er einmal seine allerletzte Reise antreten würde, nähme er alles mit, was er von diesem Leben in Erinnerung hätte. Dann, wenn er vorne an der Schranke stünde, wenn diese geöffnet, er an der Reihe wäre und hinausmüsste, ganz allein in die bitterkalte Winternacht, aus der er nie mehr zurückkehrte. Für all die andern würde nur das zurückbleiben, was diese selbst gesehen und erlebt hätten, auch das vermischt mit ihren eigenen Vorstellungen und Wünschen, die sie von ihm gehabt und auch diese Erinnerungen würden sich verdünnen, wie die Kondensstreifen am Sommerhimmel, die noch eine Zeit lang die Spuren von Flugzeugen künden, bis sie zu einer einzigen Wolke geworden - vom Winde verweht. Und was käme danach? Auch als Theologe wusste er keine gültige Antwort. Was dann käme, wäre Glaube. Glaube und Hoffnung. Wissen hingegen konnte er nur eines: Er würde zurückkehren in den Kreislauf der Natur, aus der er einst gekommen war. In

seiner Substanz würde er weiterleben. Kein Stoff auf dieser Welt geht jemals verloren, wird nur gewandelt. So leben wir weiter, dachte er, vielleicht ist es das, was wir das ewige Leben nennen. Als er zum letzten Mal unter dem Turm hindurch und über die Brücke von der Insel schritt, schaute er nicht zurück. Und er erinnerte sich, wie er sein Haus in Wiesendangen verlassen und ins Kloster eingetreten war: Damals hatte er das auch nicht getan. Aber jenes Haus hatte er geopfert für das Klosterleben. Er besaß es nicht mehr und er besaß auch keine Grundlage mehr, es irgendwann zu erwerben. So lebte er - wieder als Heiri Altmann - in äußerst bescheidenen Verhältnissen ganz allein wie ein Einsiedler in einer kleinen Zweizimmerwohnung, ohne Auto, ohne Ferienreisen, ohne jeden Luxus - während Fredi bei der nächsten Abtwahl mit Bravour zur Abtswürde aufstieg.

Toccata und Fuge

Für die Lieder der Jugendlichen aus dem Songbuch Rise Up war ich von der Empore hinuntergestiegen, hatte mich vorne in die Nähe des Chores an das E-Piano der Kirchgemeinde gesetzt, um die rhythmischen Gesänge zu begleiten. Mit diesem Instrument ließen sich auch anderen Sounds, als nur Klavier spielen. Strings etwa, ein Cembalo und eine Art Hammondorgel – eine Art nur, denn meine B3 konnte das Ding nie ersetzen. Immerhin hatte es genügt, um Jon Lords Intro des Deep Purple Hits Child in Time einzuspielen. Solche Musik hatte mich stets zurückversetzt, in die Zeit als Rockmusiker. Nur die stampfende Masse und die hochgehaltenen Feuerzeuge hatten jetzt gefehlt. Ein einziger war noch da von damals: Schon nach den ersten Tönen hatte Fredi seinen Kopf mitsamt der Mitra gedreht und zu mir herüber gelächelt - noch immer ein schöner Mann - auch mit jetzt silbernen Haaren. Ein behaglicher Reiz liebte meine Seele. Als ich die Augen geschlossen hatte, glaubte ich, ihn vor der Bühne stehen zu sehen, mit langen Locken, feuerrot im Gegenlicht des Super-Troupers. Ich hatte die blauen Augen gesehen, sein engelhaftes Strahlen über das hübsche Jungengesicht, in der linken Hand die Flamme hochhaltend, wie jetzt den Krummstab. So hatte er mich damals angebetet. Er hatte noch immer dieses entwaffnende Lächeln, mit dem er so viel erreichen konnte. Dieses Lächeln, mit dem er stets alle und alles gewonnen hatte.

Zum Schlusslied stieg ich wieder hinauf auf die große Orgel. Der Würde dieses Gesangs, der wie eine Hymne durch die Halle und hinauf ins Gewölbe dränge, dem konnte ein E-Piano

niemals genügen: Großer Gott wir loben dich. Ich zog für das Vorspiel eine Zunge im Schwellwerk, aber die erste Strophe sollte noch ganz üblich klingen. Erst bei der zweiten Strophe würde ich die Mixtur dazu ziehen und bei der dritten dann die Pedaltrompete. Fridolin hatte das Schlussgebet gesprochen und ich setzte ein. Kein Lied hatte jemals solche Emotionen in mir geweckt und ich hatte als Jugendlicher dabei die Nähe Gottes gespürt. Großer Gott wir loben dich. Diese Sicht hatte ich allerdings längst verloren, sie war mir wie ein Teppich unten den Füßen weggezogen worden. Starker Helfer in der Not, wo warst du, als ich deine Hilfe gebraucht hätte, als mich deine demütigen Diener gedemütigt hatten? Geblieben war mir nur die kahle Theologie. Und Theologie ist Wissen, nicht Glaube. Ich kannte die Bedeutung der Worte, die das Volk da sang: Herr, wir preisen deine Stärke. Aber welche Stärke? An das glaubte ich nicht mehr. Schon lange nicht mehr. Es war nur noch der Gesang, die Musik die mich einnahm, nicht die Worte, denn diesen großen Gott, gepriesen von Kerubim und Serafinen, hatte ich längst verloren. Er war mir abhandengekommen als ich - gerade wegen der Theologie, die mich zum Nachdenken anregen sollte - im Kloster langsam zum Atheisten geworden war. Ich hatte Gott verloren. Nicht so, wie man etwas verliert, das man wieder suchen konnte. Nein, ich wusste: Diesen Gott, der für mich als Kind der Liebegott war, den ich als Jugendlicher zu berühren glaubte, dem ich im Kloster naheiferte und den ich als Novize fieberhaft suchte, den hatte ich verloren - für immer. Zurück blieb eine kalte Leere. Es war schön gewesen, es war wundervoll gewesen, an diesen Gott zu glauben, es hatte mich erfüllt, wie mich jetzt das Lied erfüllte, aber dieser Gott war nicht mehr da – nur noch das Lied. Ich wusste, es gab ihn nicht und es konnte ihn nicht geben. Nicht

so geben, wie man ihn mir das ganze Leben lang vor Augen geführt hatte.

Beinahe war ich wütend ... oder war ich es sogar? Abt Fridolin Hoffmann hatte mich schriftlich gebeten, nachher an den Apéro zu kommen, weil er mit mir etwas ganz Wichtiges besprechen wolle. Hätte es nicht längst Wichtigeres zu besprechen gegeben? Dass er die Suspension seines Vorgängers aufheben würde, das erwartete ich auch so. Dazu bräuchte ich keinen Apéro. Nur ein einfaches Schreiben – ein E-Mail hätte genügt. Ich wüsste nicht, was er mir sonst noch zu sagen hätte. Etwa wie der Papst kürzlich ganz unspektakulär und ohne große Presse angeordnet hatte, für eine Ehenichtigkeit sei ab sofort nur noch die erste Instanz zuständig? Er hatte das verkündet. Einfach so, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt. Damit wäre meine Ehe annulliert, denn die erste Instanz hatte sie als ungültig erklärt. Aber das galt ja nicht rückwirkend. Hätte das ein Papst nur ein paar Jährchen früher gesagt, hätte ich mir den ganzen jahrelangen Stress mit den kirchlichen Amtsstellen sparen können. Kein Gesuch und keine Absage eines Pfaus, Namens Kardinal Alonso, keine Demütigungen der Kirchendiener und der Mitbrüder im Kloster - vielleicht wäre ich noch dort. Ja ich war wütend!

In dieser Wut zog ich für das Postludium alle Hebel, die es noch zu ziehen gab: Alle sollten hören, welches Instrument denn nun hier die Königin der Instrumente war. Jetzt brauchte ich das volle Werk, klare, schneidende Stimmen, in der Höhe Mixturen als die Krone über dem wuchtigen Klang der Orgel, Zungen als gewaltigen Bauch und unten im Pedal die 16-Fuß-Bombarde. Abt Fridolin setzte zum Segen an. Man hatte ihm wieder die goldene Mitra aufgesetzt, wie eine Krone auf sei-

nem Königsthron, den prächtigen barocken Abtsstab in die Linke gereicht und er begann mit den feierlichen Worten:

Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn. So durften nur die ganz Großen in der Kirche den Segen einleiten. Fridolin war jetzt einer von denen.

Und nach der Aufforderung des Diakons: Gehet hin in Frieden, war das letzte Wort mir gegeben. Jetzt wollte ich es ihm nochmals zeigen. Obwohl ich die Improvisationen über alles liebte, wählte ich den Meister der Meister auf der Orgel: Johann Sebastian Bach. Und ich begann mit dem wohl berühmtesten Orgelwerk überhaupt. Er hatte schwierigere und kunstvollere geschrieben, aber keines so genial wie dieses mit dem wie Blitze vom Himmel herunterschießenden Unisono, zweimal, dreimal, immer eine Oktave hinab und dann, wie der Einschlag auf der Erde, die Bombe im tiefen D, auf dem sich wie ein Orkan ein gewaltiger gebrochener Akkord als gefährliches Donnerrollen aufbaute. Dann stürmisch wogende Triolen. Bach war noch immer im Unisono, aber so klug, man könnte meinen, es seien Harmonien. Hinauf, hinauf und dann wieder hinunter bis tief in den Keller, bis wieder zum großen D mit der Bombe und diesmal gefolgt von einem noch weiter ausladenderen Arpeggio. Die Epidemische nannten sie die d-Moll Toccata manchmal. Sie war nicht das größte Werk Bachs, aber sie widerspiegelte in einzigartiger Weise die Eigenschaften ihres Schöpfers, so wie ihn die Millionen dachten. Über vier Takte hindurch tobte Bach im verminderten Septakkord, auf und nieder, bis das Pedal mit gewaltigem Ernst wieder das Wort nahm. Wo gibt es in der Musikgeschichte eine solche unerhörte Zusammenballung und Steigerung der improvisatorischen Elemente auf einem einzigen Instrument? Ja, ich war wütend und in diesem Augenblick glaubte ich sogar, man kön-

ne die d-Moll Toccata nur spielen, wenn man wütend sei. Bach musste es auch gewesen sein, als er sie schrieb. Wütend oder unbändig glücklich.

Die Toccata war so energiegeladen, dass die nachfolgende Fuge trotz ihres Tempos und ihrem Reichtum an Wellenfiguren wie eine ruhige Entspannung wirkte, mit einem Thema, das der Meister am Anfang in den Blitzen bereits vorgestellt hatte. War das Zufall, war das Programm? Ich spielte vor den Ohren des Abtes von Rheinau eine Fuge. Eine Flucht? Die Flucht aus dem Kloster, nachdem ich dort dereinst mit einer mächtigen Toccata eingestiegen war? Aber Bach hätte mir widersprochen. Er hatte sich mit der Fuge nicht zur Ruhe gesetzt. Der ausgeprägte Toccatenschluss brachte den Sturm des Anfangs wieder zurück. Ich spielte auswendig und heute selten gut. Eigentlich spielte ich gar nicht. Die Orgel spielte selbst. Ich war genauso erfüllt vom Klang und der Musik, wie der Kirchenraum selber und als ich gar unüblich mit Doppelpedal und achtstimmig zur Schlusskadenz einsetzte, kam ich zurück auf diese Welt und sah zu meinem Erstaunen, wie sich der Abt wieder auf den Thron gesetzt hatte, neben ihm die Geistlichen und die Ministranten und mit ihnen unten im Schiff alle Leute. In Sekunden war mir klar, das war eine Referenz von meinem ehemaligen Freund und noch früheren Fan an mich, den Musiker - nicht an den Rockstar auf der Bühne der St. Jakobshalle - sondern an den einfachen Organisten einer kleinen Stadt. Und als sich der letzte Akkord wie in unendlicher Ferne verflüchtigt hatte, setzte ein rauschender Applaus ein. Das war mein Sieg – und der von Freund Johann Sebastian selbstverständlich. In Rheinau hatte man immer die Leute gemahnt, nicht zu klatschen. Hier taten sie es. Nicht zuletzt, weil Fredi sich wieder hingesetzt hatte, anstatt feierlich durch das Mittelschiff zu ziehen. Ich ge-

be zu, ich war stolz bis über beide Ohren. Dem hatte ich es gezeigt. Er hatte zugehört und auch wenn er nicht klatschte, so schrieb ich das seinem Stab zu, den er halten musste. Er stand auf und kehrte mit seinem Tross auf dem kürzesten Weg, ohne Musikbegleitung, aber unter Glockengeläute, in die Sakristei zurück. Mit den Leuten reden würde er ja nachher beim Apéro, wo er auch mich erwartete. Soeben kam mir das wieder in den Sinn.

Ich war vor ihm da. Ich hatte ja nur die Orgel abzuschließen, während er sich aus den goldenen Brokaten befreien musste. Ich stellte mich irgendwo in den Hintergrund im Saal, der sich langsam mit Menschen füllte. Er sollte mich ja nicht gleich als Ersten sehen. Dann kam er herein, begrüßte freundlich lächeln die einen und die andern. Man reichte ihm ein Glas und er stieß überall an, kam immer näher und dann stand er vor mir. Er stellte das Glas auf das Stehtischchen, an das ich mich bisher gelehnt hatte und umarmte mich, wie wir das früher, als wir noch Freunde und einfache Mönche gewesen waren jeweils getan, wenn wir uns längere Zeit nicht gesehen hatten. Es schien, als sei er vollkommen gelöst und zufrieden, wie ich ihn schon lange nicht mehr erlebt hatte.

Du hast prächtig georgelt, sagte er und ich gratulierte ihm zur Abtwahl.

Was war das jetzt? Kam jetzt dann sogleich das *Aber*, wie das bei denen üblich war, wenn sie einem am Anfang gleich lobten? Er wollte wissen, wie es mir ginge und ich sagte, es sei mir wohl und ich zufrieden.

Ich war letzte Woche beim Papst, sagte er feierlich. Da ich ja als Abt von Rheinau in der Bischofskonferenz bin und wir gerade unseren Ad Limina Besuch hatten, gelang es mir in einer Pause, kurz mit ihm über dich zu reden.

Ich merkte, wie es mir heiß wurde. War ich am Ziel - nach so langer Zeit? Ein eigenartiges Gefühl befiel mich: Ich war doch schon längst da, ich habe mich der Kirche längst zur Verfügung gestellt - mit allem, was ich war - mit allem, was ich hatte - mit allem, was ich konnte. Die Kirche hat mich nicht gebraucht – jetzt brauchte ich die Kirche auch nicht mehr.

Ich habe dem Papst deine Situation geschildert, holte mich der Abt wieder zurück. Da jetzt ein neuer Kurs herrscht, seit er im Amt ist, konnte ich mit einem wohlwollenden Ohr rechnen. Und tatsächlich. Er sagte, er würde dir die Dispens zum Priestertum geben, die dir damals verweigert war. Du müsstest einfach nochmals ein neues Gesuch stellen.

Hat nicht schon mal ein Mächtiger in Rom gesagt, ich müsste nur ein Gesuch stellen?

Ja, ich weiss, ich erinnere mich noch an den damaligen Präfekten der Apostolischen Signatur. Damals ging's um die Nichtigkeit deiner Ehe. Aber der Papst spricht von einer Dispens. Einer Dispens nach Kanon 1047, um trotz bestehendem Eheband Priester zu werden. Was sagst du dazu?

Ich schwieg einen Moment. Ich sah nicht mehr die vielen Leute im Saal, hörte nicht mehr das laute Gemurmel. Ich blickte nur auf Fredis brilliantenbesetztes Brustkreuz, das mich blendete.

Das ist sehr, sehr lieb von Dir, sagte ich langsam und jedes Wort betonend.

Aber - es ist zu spät.

*